

Erwin Alfred Benga * 28.7.1845 + 12.1918
OO 1868

1. Berta Humziker
2. Margaretha Gross

+ 19.1.1878

- o 11 Walter * 1871 + 11.12.1939
- 12 Elisabeth 1873
- 13 Berta 1876

24.9. 1913 OO Lächli Marie Louise * 1912
Karin Kewich * 20.2.1915 + 29.8.1916
Elisabeth Berta * 26.5.1916

- 21 Ulrich * 1881 benützt
- 22 Erwin Alfred * 1880

Walter 15.7.1942 OO 1969
Berta Lächli am Damoc * 11.8.1981
* 9.1970 Elisabeth (eidg. Geschw.
* 14.1.1975 Daniel LR 83/39
BR 77/2380

- o Benga Walter, in Münchenstein Oberwiler, Landrat?
parabel 1911-14, — 1932 wie 1920er Jahr GenDev + Preis

S.29 Am Übergang wurde jeden Freitag gefahrt und die Arbeiter um 6
Jahren studiert werden. (Aufzeichnungen von Δ Seite 29, — KABL
Hipp o. Bro 9 34)

S.32 Ende 1927 kaufte der Vater das erste Auto. Er war im zwischen
65 Jahre alt. Die Sprünge zum GenDev und andere wurden ihm
beschwerlich. Er war sozusagen ein, der spät von zu Hause wegging.
Die Strecke vom Unter Grotli bis zum Bahnhof von Mültenz brach
er in 23 Minuten links ab. Der Bahnhof von Mültenz Herr
Steffen, soll jeweils gesagt haben: "Die können abfahren, Benga ist da!"
Und die Mültenzer Dorfbewohner sagten ihm nach: "Oberwiler Benga"

~~(und Benga, Oberwiler 1920er + 1901-1911)~~
können nicht mehr schlafen, sondern nur Sprünge.

Dr. Ernst Iselin

Postfach 123, 3935 Büren

Tel. 028 / 44 18 32

4132 Mültenz, Gründenstr. 60

Tel. 61 29 01

Elisabeth Leutwyler-Iselin

Mergartenring 173, 4054 Basel

Tel. 38 71 67

Erinnerungen von Johannes Iselin

Nach meinen Berechnungen ~~um~~ für ein
des Bruchs des gesamten "Werkes" 280 Druckseiten
zugeben.

Das bedeutet den 4,5fachen Umfang des
Heimatkunde 1863. Damit ^{ist} die Broschüren-
form geplatzt, d.h. Format und Umfang.

Konsequenz: Die "Erinnerungen" ergeben
ein Buch (mit entsprechend höheren Kosten).

Unter diesen Umständen beharre ich (nach
wie vor) für Auszüge (welche allenfalls
anders gewährt werden können!)

1988

Is

Notizen aus den "Erinnerungen"

Grossvater war auch Wegmacher 5

Vater war 1895 Kassier und Bürochef in der Güter-
expedition Basel

Vater war Stationsvorstand in MuttENZ 1874 10

1. Ehe mit Eva Jauslin von MuttENZ, 4 Kinder

2. Ehe mit Mina Maria Dietler, von MuttENZ, 8 Kinder

Johannes Iselin

1886-90 Knabensekundarschule in Basel, dann
Welchland Seigneux/VD, nordwestlich von
~~Romont/FR~~ Romont/FR

1891 Lehrling bei der Betri-ebskontrolle der
Schweizerischen Centralbahn im Spiesshof
in Basel

7.1894 Betriebsdienst in Thun

8. Eilgutexpedition in Luzern

12. Aushilfe in Sempach und Reiden

1895 Gehülfe der Güterexpedition Basel, wo
Vater Kassier und Bürochef ist

11.1896 Aushilfe im Stationsbüro Basel

1899 Prüfung (neu eingeführt) zur Erlangung
eines höheren Grades

1900 Stationsgehülfe 1.Klasse in Basel

? Souschef in Basel

23.1.1901 Wahl zum Dreispitzverwalter durch Regie-
rungsrat Basel-Stadt = Verwalter der öffent-
lich Materiallagerplätze auf dem Dreispitz

Stammtafel

Besprechungs-Notizen

Stammbaum Iselin von Muttenz
StA BL (Hilfsw. B 10 q 34)

- Hans Iselin, in Muttenz
oo 1632 Barbara Schöffner v. Temiken

↓

- Jakob 1644 - 1686
oo Anna Spänkamer v. Muttenz

↓

- Leonhard 1683 - 1746
oo 1708 Anna Maria Degen, v. Muttenz

↓

~~Nicolaus 1718 - 1766~~

~~oo 1) Ursula Grider v. Birmingen~~

urur - Rudolf, Leineweber, in Muttenz 1727 - 1809

oo 1) 1751 Maria Magdalena Grider v. Birmingen

oo 2) 1763 Anna Barbara Heyer v. Barmen

↓

ur - ~~Hans Georg~~ Leonhard 1771 - 1849 ^{22.4.} ^{und Landwirt} Steinhauser, in Muttenz

oo 1816 Anna Seiler geb. Iselin v. Muttenz / 4 Kinder
28.3.

↓

90er - Leonhard ^{28.9.} ^{15.10.} 1808 - 1892, Schuhmacher, Gerbermeister, Landwirt, in Muttenz

oo 1832 Elisabeth Bärwart v. Muttenz

↓

10er - Johannes ^{18.5.} ^{1.7.} 1848 - 1900 Eisenbahnbeamter, Gemeindevater v. Muttenz

oo 1) 1870 Eva Janslin v. Muttenz / 6 Kinder: Elise, Lina, ^{Anna v. Ewing} Anna, Johannes

oo 2) 1881 Mina Maria Diefles v. Muttenz / 8 Kinder

↓

→ Johannes ^{25.3.} ^{21.4.} 1875 - 1945, Lagerplatzverwalter auf dem Dreispitz

oo 1905 Lina Suter v. Eptingen / 3 Kinder

↓

- Ernst Dr. chem. in Dornach 1917, seit 1943 auch Bürger v. Basel

oo 1945 Marianne Weber v. Basel | Elisabetha oo Werner Lentzler

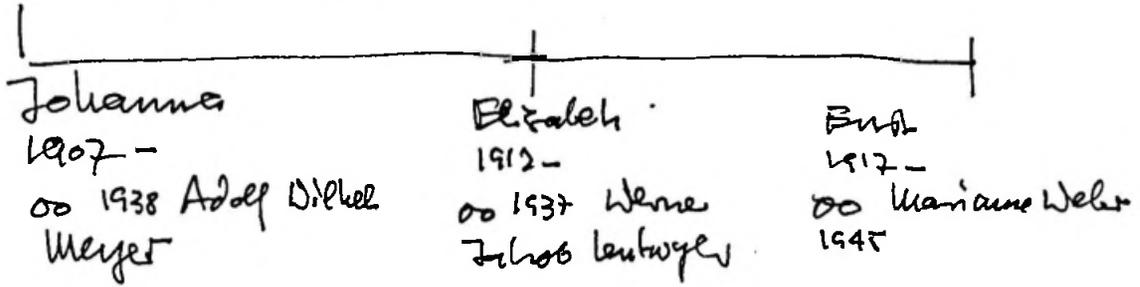
↓

Diefles 1946, Chemiker — Ruth* 1948 oo 1969 Walter Beyer v. Mündelstein
+ 19

Stammtafel Iselin / Weir Karl

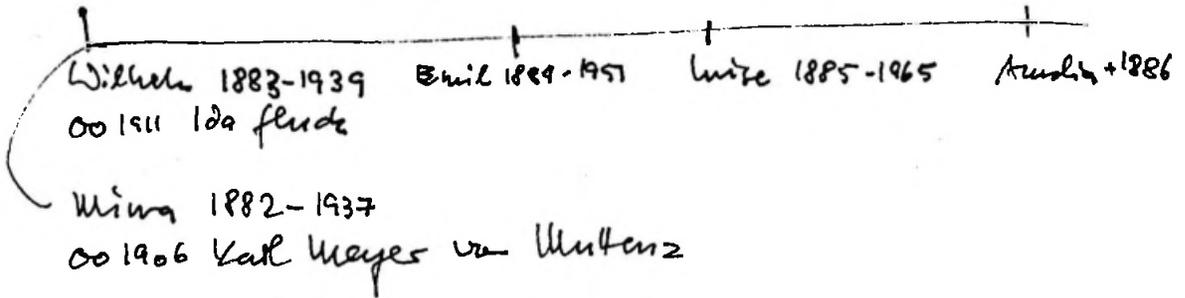
Johannes 1848-1900

↓
Johannes 1875-1945



Johannes 1848-1900 Fischbühlbeach + Gölz Kap

oo 2) 1881 Minna Maria Böcher v. Muttensz



Das "Kleeblatt"

1872-1948

Gottfr^eid Jaulin (Friedi) wohnte an der Geispelgasse
gerade neben der "Bierhalle"

Traugott Schnⁱ(e)d (Traugi) wohnte in der Burggasse im
dritten Haus links

Wilhelm Wittener (Willy) war mit Lein[?] und Se[?]le Turner

Johannes Iselin (1875-1945) der Verfasser der "Erinnerungen"
Lagerverwalter auf dem Dreispitz oo 1905 Lina Fule v Ephingen

Eigenhändige Aufzeichnungen über seine Familie
und sein Leben von Johannes Iselin von Murbach
geboren am 20. März 1875

Erstes Buch, aufgefange in Dezember 1903
beendet in Sommer 1904

44 Seiten

Zweites Buch aufgefange in Sommer 1904
beendet in Sommer 1909

65 Seiten

Drittes Buch aufgefange in Frühling 1910
beendet in Herbst 1917

99 Seiten

Viertes Buch aufgefange in März 1918
beendet in Februar 1921

35 Seiten

Erinnerungen an Johannes Iselin 1875 - 1945

Buch 1 - Dez 1903 - Sommer 1904

- 18 Basler Schulzeit
- 28 Eisenbahnunglück in Münchenstein
- 44 Mostkur in Luzern
- 44 Volksinitiative: Bund aus Zoll-ertrag aus
in Kantone 2 Fr. pro Kopf der Bevölkerung

Buch 2 - Sommer 1904 - Sommer 1909

- 1 Wasserversorgung in Mültenz am 1.12.1894
- 2 Fasnacht Tanzvergüngen 1895
- 3 Pfarrer
- 14 Wandern in Mültenz er Baum → 3.12
- 23 Gemeindepräsidenten
- 29 Bekanntschaft mit Karl Faulstich
- 28 3.7.1895 Kantonalgesangs fest (Faulstich:
See/Gebirgslandschaft als festliche Mültenz)
- 32/38/48 Bahnhof Basel
- 62 Schmiedebänke 1901 §

Buch 3 - Frühling 1910 - Herbst 1912

- 1 Fasnacht 1901
- 7 Feier 800 Jahre Eintritt in den Bund
- 36 Das alte Mültenz und seine Entwicklung
- 39 Niedergang des Weinbaus
- 40 Geschlechter in Mültenz / Ausdehnung des Dorfes
- 41 Pierre Trambelin / Spekulationen
- 43 Militärdienst
- 76 Schliessanlage Mültenz
- 80 1906 Bau des Rheinhafens Basel

- 87 Fremdbilder Basel - Mutterz
92 Gedanken zum Frauenstimmrecht

Meines Buchs - März 1918 - Februar 1921

- 4 Betrachtungen über Krankheit
5 vom Wein
→ 6 Weinspreis und Rebe in Mutterz
7 Ratschläge zur Gesundheit
10 Der Zepplin kommt nach Basel
30 Lebensauffassung, Trennung von Kirche und Staat
32 Glaubensüberzeugungen und Zweifel

Der Umbau des Stationsgebäudes Muffen.

Muffen, Habichtskreis 1875

Erstes Buch

Erinnerungen

von

Johannes Felin.

x Mein Geburtsfest 1875

Selbstständige Aufzeichnungen
über meine Familie und mein Leben
von
Johannes Iselin von Nottens
geboren am 25. März 1875.

Ausgegeben im September 1903.
Korrigiert im November 1904.

Fabrikation und Lager von
Geschäftsbüchern
Buchbinderei — Linieranstalt

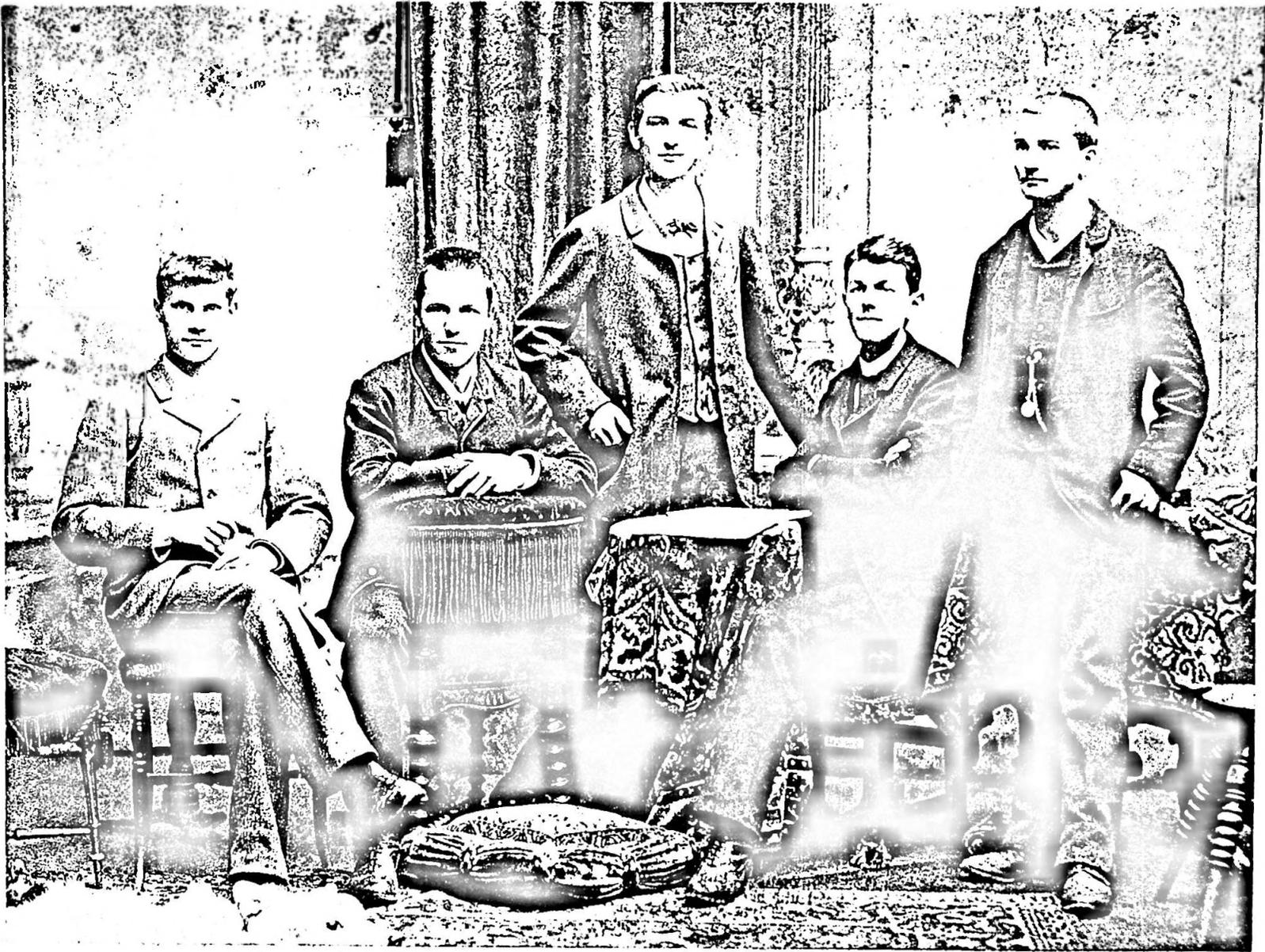
PAPETERIE SPILLER
4 Stralasse — Basel — Stralasse 4
TELEPHON 1986
Blatt No. 10



*Johannes Fselin und Eva Fauslin
als Brautleute im Jahr 1870*



*Jef mit seinen beiden Tispsaffter Lina
im 7. und 8. Altersjahr; Besüßphotographie.*



Arthur Frey Traugott Schmid Gottfried Fauslin Johannes Iselin Wilhelm Willenroth

Ende 1893.



Geburts- und Tauf-Schein.

Zum Josef Fuchsland, aufgebürtet am 11. 11. 1808
 am 28. Jan. 1830 ist die Mutter
 im Canton Basel in der Schweiz geboren und dem Joseph Haimann
 im folgenden Jahre geboren ein neugeburtetes Kind
 Namens: Krausand.

Vater: Krausand Jakob.

Mutter: Anna Neudlin.

Einige in Mutter.

Tabatiau Gastmann.

Taufzeugen: Jacob Jammal, Pfarrer.

Josef. Katharina Mademan, Laurentius Pfarrer.

Obiges gebürtet ist dem Geburts- und Tauf-Buch der Pfarre
 Gemeinde Mutter bei St. Peter und Paul zu sehen bezeugt in
 Mutter am 16. Mai 1830.

Obiges Krausand Jakob ist allfals
 auf d. 1. Nov. 1825 confirmirt worden.

Obiger Krausand Jakob

J. Dem.

Krausand Jakob



Dem Anzeigen
Herrn Eißler

Diebstahl und Unterschlagung des Herrn
L. v. d. ...

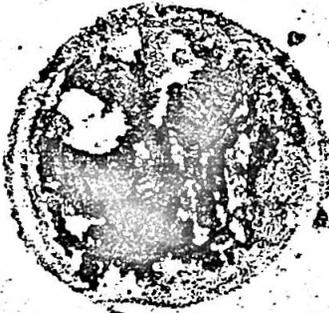


Posttag 22 May 1870.

Königliche
Post

Allen Einwohnern der unterhalb des ...
mit der ...
Zu ...
...
... 1870.

410.



Der ...
= Braun

Handwritten notes and numbers:
588
895
104
104
14
14
15
28
4-295-42
14-121-2
11
10
14

Ende Oktober veröffentlichte sich in der jungen
 Schweiz eine laibliche politische Bewegung von
 jungen Leuten, die sich die Aufgabe, die Schweiz zu
 dem Land zu bringen, von einem Einverständnis, d. h.
 dem Land der Götter, der Götter, der Götter, mit
 dem Kopf der Bevölkerung, des 2. - und zu bringen,
 mit welcher Weise dem Land zu bringen, die
 10 Millionen Franken abzugeben worden waren.
 Der Bundesrat erklärte sich dagegen wie eine
 Mann, und nannte diese Forderungen eine "An-
 schuldigung", mit welcher Weise mit der Schweiz
 zu bringen gearbeitet werden. Die Forderungen von
 dem Land zu bringen und im Land zu bringen. Ul-
 tramonontanen Bewegungen, welche so dem
 Land in Luzern fast zu bringen. Ob es noch nicht
 stimmend, wenn ich das laibliche Land
 diesen Forderungen, die Schweiz, und diese Forderungen
 sind in der Schweiz von einem politischen
 Einverständnis im Land in Basel, von der Schweiz,
 welche mir davon, unter anderem: "bezüglich
 die Stellung der Luzerner zur föderalistischen
 Sache ist von Anfang vollständig und sehr mit
 dem Land zu bringen, nämlich über die Schweiz-
 schweizerische Bewegung von der Schweiz von der
 Luzerner Nationalbewegung. Ich glaube so wohl,
 die Luzerner wissen und haben immer lieber
 genommen als zu geben, vorzüglich weil die

+ legend xx



X museu...üttenz'      < 5/5 > 



**mumu
inventur 2021
behaelter
b-000257**



Erinnerungen von
Johannes Iselin

E I G E N H A E N D I G E A U F Z E I C H N U N G E N

über seine Familie und sein Leben

von

Johannes Iselin von MuttENZ

geboren am 25. März 1875

E R S T E S B U C H

angefangen im Dezember 1903

beendet im Sommer 1904

(Diese Erinnerungen wurden in deutscher Handschrift in vier Büchern niedergelegt und von seinem Sohne, Dr. Ernst Iselin-Weber, geboren am 21. Juli 1917 in den Jahren 1985 - 1986 in Maschinenschrift übertragen)

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Seite 1	Vorfahren
2	Grosseltern / die Basler Wirren
9	Vater / Elternhaus
10	meine Geburt
12	meine Mutter
14	Stiefmutter und Schulbeginn
14	Schulzeit, meine Klassenkameraden
16	meine Stiefgeschwister
17	Knabenzeit
18	Basler Schulzeit
20	Jugendvergnügungen
23	Schulaustritt / Welschlandzeit / Konfirmation
27	Lehrantritt im Spiesshof in Basel
28	Eisenbahnglück in Münchenstein
31	Freundschaften
33	Krankheit und Tod des Grossvaters
35	Jugendkameraden
39	Stellenantritt im Betriebsdienst in Thun
43	Rekrutierung

1.
Meine Großvater sind mir bekannt wie
folgt: [siehe nachstehende Zusammenfassung]
Urgroßvater, Leonhard Iselin-Schudin, Wein-
bauer und Landwirt geboren 1771,
gestorben 1849, am 22. April.

Großvater, Leonhard Iselin-Pärwart, Schul-
meister, später auspflichtet Landwirt,
geboren am 28. September 1808,
gestorben am 15. Oktober 1892.

Vater, Johannes Iselin-Fauslin, Eisen-
schmiedemeister und Gemeinderat in
Metting, geboren am 18. Mai 1848,
gestorben am 4. Juli 1900.

Alle diese Männer waren geborene
Bürger von Metting Canton Baselstadt,
und setzen daselbst Wohnung bis zu ihrem
Tode.

Der Urgroßvater besaß noch einen Hun-
ter, von dem jetzt noch einige Großkinder
mit ihm wohnen. Letzterer, Herr
Louis, ist indessen bereits ein alter Frau-
geselle, so daß diese Witwelinie nun am An-
fange ist. Alle weiteren der jetzt lebenden

Meine Vorfahren sind mir Bekannt wie folgt:

Ururgrossvater: Rudolf Iselin-Heyer (was er war, wann geboren und gestorben ist mir nicht bekannt)

Urgrossvater: Leonhard Iselin-Tschudin, Steinhauer und Landwirt geboren 1771, gestorben 1849 am 22. April.

Grossvater: Leonhard Iselin-Bärwart, Schuhmacher, später ausschliesslich Landwirt, geboren am 28. September 1808, gestorben am 15. Oktober 1892.

Vater: Johannes Iselin-Jauslin, Eisenbahnbeamter und Gemeinderat in Muttenz, geboren am 18. Mai 1848, gestorben am 14. Juli 1900.

Alle diese Männer waren geborene Bürger von Muttenez Kanton Basel-land und hatten daselbst Wohnsitz bis zu ihrem Tode.

Der Urgrossvater besass noch einen Bruder, von dem jetzt noch einige Grosstöchter und ein Grosssohn leben. Letzterer namens Louis ist indessen schon ein alter Junggeselle, sodass diese Seitenlinie am Erlöschen ist. Alle andern der jetzt lebenden von Muttenez gebürtigen Iselin sind Nachkommen von dem Steinhauer Leonhard Iselin-Tschudin und gehören somit zu vorstehendem Stammbaum. Ob meine Vorfahren mit den Iselin von Basel verwandt waren, ist mir nicht bekannt. Ich habe sagen gehört, dass das der Fall gewesen sei, indem der erste Muttenez Iselin einst von Basel ausgewiesen worden sei, das kann aber ebensogut nicht wahr sein.

zwischen den Iselin von Basel und denen von Muttenez bestand jedenfalls immer ein grosser Unterschied, diese arm, wenigstens in dürftigen Verhältnissen und ohne geistige Bedeutsamkeit, jene reich begütert und meist hervorragende Geistespersonen zum Teil in hohen Aemtern und Ehren. Später las ich aus abgedruckten Kaufurkunden, dass schon ums Jahr 1400 mehrere Bürger namens Iselin in Muttenez vorkamen. Das Geschlecht ist also da alt. Hier muss ich allerdings beifügen, dass das Baselbiet, wozu Muttenez gehört, bis anno 1833 Untertanenland von Basel-Stadt war und dass den unteränigen Geschlechtern bis dahin die Möglichkeit des Emporkommenes genommen war. Ob die jetzige Generation der Muttenez Iselin Personen von bemerkenswerter Bedeutsamkeit hervorbringen wird, ist indessen immerhin noch eine Frage.

Von meinem Urgrossvater ist mir wenig bekannt. Seines berufs Steinhauer, hat er den in der Kirche von Muttenez befindlichen Altar verfertigt. Seine Verehlichung fand statt am 28. Juli 1806 mit Anna geborene Tschudin, Joh. Seilers Wittwe. Dieser Ehe entsprossen vier Kinder, ein Sohn Leonhard (mein Grossvater) und drei Töchter. Der Wohnsitz dieser Familie war in der Burggasse im zweiten Haus links. Der Grossvater starb am 22. April 1849 an einem Steckfluss, seines alters 77 Jahr, 8 Monate und 11 Tage. Die einte seiner Töchter verehlichte sich mit Wiesner, Spezereihändler, welcher später das vorbezeichnete Haus übernahm. Die zweite Tochter wurde die Gattin des jetzt

noch lebenden Joh. Seiler, Gemeindeverwalter. Die dritte Tochter endlich verehlichte sich mit Joh. Rudin, Geometer, auch in Muttentz. Der jetzige Bezirksschreiber in Arlesheim, Edmund Rudin, ist ein Sohn der letzteren. Von allen diesen drei Ehen existieren übrigens Männliche und weibliche Nachkommen.

Mein Grossvater Leonhard Iselin erblickte das Licht der Welt am 28. September 1808, morgens fünf Uhr und wurde getauft am 2. Weinmonat (Oktober) gleichen Jahres. Seine Taufzeugen waren Sebastian Gassmann, Jakob Hammel, Küfer und Jungfrau Katherina Mesmer, Klausen Tochter. Die Konfirmation fand statt am hl. Osterfest 1825 (Ich besitze einen Geburts- und Taufschein über vorstehende Daten. Derselbe ward ausgestellt am 16. Mai 1830. von dem damaligen Muttentzer Pfarrer Bischoff. Die Aechtheit der Unterschrift Bischoffs ist auf besagtem Schriftstück mit Siegel und Unterschrift bescheinigt durch Dietrich Iselin, Statthalter des unteren Liestaler Bezirks. Die Aechtheit der Unterschrift des letzteren hinwiederum ist ebenfalls bescheinigt mit Siegel und Unterschrift, durch den damaligen Fislser Staatsschreiber Braun, im Namen des Bürgermeisters und Raths des Kantons Basel. An der Förmlichkeit liess also dieses Dokument nicht zu wünschen übrig.

Der Grossvater lernte nach der Konfirmation den Schuhmacherberuf bei dem Vater seines nachmaligen Schwagers Wiesner auf dem Schänzli. Er verehlichte sich am 19. März 1832 mit Jungfrau Elisabeth Bärwart geb. 15. Februar 1810, Tochter des Jakob Bärwart und Frau Maria geborene Spichte. Seinen Hausstand gründete er sich im Unterdorf im dritten Haus oberhalb dem Gasthof Rössli (rechte Bachseite) das er käuflich erwarb. In diesem Haus stand die Wiege meines Vaters, sowie aller der Kinder die aus dieser Ehe hervorgingen. In die Zeit der Gründung seines Hausstandes fielen die Revolutionswirren des unteren und mittleren Basellands gegen die Oberen von Basel, woran der Grossvater regen Anteil nahm. Er war ein heftiger Gegener der Basler, stand er doch damals in dem Alter wo das Blut noch rascher fliesst. Nach dem erstmaligen missglückten Versuch, erhob sich die Landschaft im August 1831 von neuem und gründete - 46 Gemeinden unter dem Namen "Basellandschaft" einen unabhängigen Kanton. Daraufhin unternahmen die städtischen Truppen beständig Ausfälle in die Landschaft und besonders in das benachbarte Muttentz. Die Bevölkerung war in fortwährender Unruhe; was den Baslern an wehrfähigen Männern

in die Hände fiel, führten sie ab nach Basel. Bei jedem Ausfall musste sich deshalb die Muttentzer Mannschaft flüchten. Gewöhnlich flohen dann auch die Weiber. Zu Hause blieben nur die Kranken und ganz alten Leute. Der gewöhnliche Zufluchtsort war die Sulzsteingrube. Am meisten Jagd machten die Basler auf den Muttentzer Schlüsselwirt, Johannes Mesmer, der Mitglied des Regierungsrats des neuen Kantons war; sie suchten diesen ständig zu erwischen, was ihnen jedoch nicht gelang. Dafür liessen sie ihm den Wein im Keller laufen und zerstörten ihm sonst was sie konnten. Diese Zustände dauerten von 1831 bis am 3. August 1833, an welchem Tage die Entscheidung fiel. Alle Bestrebungen der Basler, die abtrünnige Landschaft wieder unter Obhut zu bringen, waren bis dahin erfolglos verlaufen; auf besagten Tag beschliessen daher die Behörden von Basel einen energischen Vorstoss.

Hiervon hatten aber die Landschäftler Wind bekommen, und waren auf ihrer Hut, indem sie die Stadtausgänge durch Kundschafter überwachen liessen. Früh morgens am 3. August wachten am Westende der Hardwaldung zwei Guiden, Rebma Gisin (ersterer ist der Dorfname) von Muttentz und ein Prattler. Als die städtischen Truppen zum St. Albantor hinausschritten, jagten besagte Guiden so schnell die Pferde laufen konnten nach Muttentz und Pratteln und dann hinauf nach Liestal um den Anmarsch der Basler zu melden. Letztere konnten also kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt sein, als schon die Sturmglocken in Muttentz, und gleich darauf die von Pratteln das Volk zu den Waffen riefen.

Zum letzten mal mussten da die Nichtwehrfähigen von Muttentz aus dem Dorf flüchten. Die Grossmutter nahm das Nötigste und ihr Erstgeborenes in einen Korb und flüchtete sich damit mit vielen anderen Frauen in die Sulzsteingrube. (Diese Steingrube steht heute noch in Betrieb) Der Grossvater hingegen griff zu Büchse und nahm Teil an dem Austragungskampf bei der Hülftenschanze.

Auf diesen Waffengang folgte die Einquartierung eidgenössischer Truppen in Baselstadt und -land, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, bis die völlige Trennung der beiden Kantonsteile durchgeführt war.

Auch für den jungen Hausstand des Grossvaters folgten darauf zunächst ruhige Zeiten. Die junge Gattin hatte ein für die damaligen Verhältnisse ansehnliches Vermögen, namentlich schönes Land mit in die Ehe gebracht, sodass wenigstens ein guter Ansatz da war. Der Grossvater arbeitete auf seinem Beruf und trieb daneben Landwirtschaft. Anlässlich der Neuordnung des kantonalen Militärwesens (wahrscheinlich 1834) wurde ihm das Amt eines Exerziermeisters für den Kreis Muttentz übertragen. Diese Exerziermeister hatten damals dieselbe Aufgabe wie heute die Rekrutenschulen, d.h. sie gaben den angehenden Soldaten den ersten Unterricht. Der gebäuchliche Name für Exerzier-Meister war "Instrukter". Aus den Händen der Exerzier-Meister, die Offiziersrang bekleideten, kamen dann damals die Soldaten zum Bataillon.

Der Grossvater bekleidete dieses Amt etwas über ein Jahrzehnt. Es wurde ihm nachgeredt, er sei sehr strenge gewesen, und habe, seine Leute ab und zu fürchterlich angeschrien. Erst vor einigen Tagen hat mir alt Gemeindeschreiber Ed. Schmid (Züri-Lieni) erzählt, was der Grossvater für ein lautes Organ gehabt habe. Die militärischen Uebungen fanden damals gewöhnlich auf dem Geispel statt; das entsprechende Terrain, das jetzt in Kulturland umgewandelt ist, heisst noch heute "Musterplatz". Das Exerzierreglement, dessen sich der Grossvater bediente, ist, noch gut erhalten in meinem Besitz.

Seine Gattin schenkte ihm inzwischen in rascher Reihenfolge eine zahlreiche Kinderschar, sodass es in der Familie d.h. für dieselbe nach und nach viel zu thun und zu dorgen gab. Wohl um etwas bares Geld ins Haus zu bekommen, in Anbetracht dass mit dem Schuhmacherberuf fast nichts zu verdienen war, hielt er eine Periode die Gemeindezuchtstiere, tat sie jedoch, nachdem er nicht gut damit gefahren war, wieder ab. Den Schuhmacherberuf gab er in der Folge ganz auf. Arbeit wäre schon vorhanden gewe-

sen, allein das Geld dafür ging nicht ein, und der Unterhalt der zahlreichen Familie kostete aber Geld. Deshalb nahm der Grossvater die Wegmacherstelle auf der Landstrasse an. Letztere ist die Strasse vom Rothen Haus (Schweizerhalle) bis Birsfelden, bzw. bis an die Stadtgrenze. (Das gesamte Gebiet der jetzigen Gemeinde Birsfelden gehörte damals zum Gemeindebann Muttenz, welches der grösste im Baselbiet war.

Um das Jahr 1800 stand auf Birsfelden immer noch nur ein einziges Haus, nämlich das Bauerngut am Rhein. Die hierauf entstandene Ansiedelung dort unten an der Birs, gehörte zur Gemeinde Muttenz bis ins Jahr 1874, zu welcher Zeit dann Birsfelden eine selbständige politische Gemeinde wurde) Deneben bebaute er immerzu sein Land. Einschalten will ich hier eine kleine Anekdote, die mir der Grossvater selbst erzählt hat: Machte er da die Wahrnehmung, dass ihm stetsfort Holzwellen aus dem Schopf abhanden kamen. Da er keine Ahnung hatte, wer der Dieb sein konnte, so wollte er denselben feststellen. Er nahm zu diesem Behufe eine Welle, bohrte in das grösste Stück Holz derselben ein Loch, und lud dieses mit Sprengpulver. Hierauf verschloss er das Loch mit einem Holzpfropfen und platzierte die Welle so, dass sie bei der nächsten Attake im Vordertreffen stand. Richtig explodierte schon an einem der nächsten Tage in der Nachbarschaft einer Frau der Backofen.-

Inzwischen hatte die Kinderschar die Zahl 10 erreicht; ein elftes starb bald nach der Geburt. Mit der sich mehrenden Kinderzahl hatte aber auch noch etwas anderes Einkehr gehalten, nämlich der Unfriede zwischen den Ehegatten. Zwischen dem Grossvater und der Grossmutter war tiefer Zwist ausgebrochen, der seinen Anfang nahm, als die Kinder noch klein waren, und er dann nimmer erlöschte. Die Kinder hielten sich dabei an die Mutter, was den Grossvater schliesslich auch gegen jene aufbrachte, sodass er in der Folge gegen die ganze Familie lieblos wurde. Kein Wunder also, dass er zu trinken anfang, und ihm das Auskommen der Familie gleichgültig wurde.

In diesen Verhältnissen wuchsen die Kinder heran. Marie, Jakob, Elisabeth, Dorothea, Leonhard, Anna, Margarethe, Arnold, Ursula und Johannes (mein Vater) hiessen sie dem Alter nach. Sie hatten keine Ahnung von einem anständigen Familienleben. Namentlich seitdem er Wegmacher war, kam der Grossvater oft angetrunken nach Hause, war dann grob mit Frau und Kindern und zerschlug etwa auch noch Geschirr, deshalb fürchtete sich die ganze Familie vor ihm. Alle meine Onkeln und Tanten, die hiervor genannt sind, behaupteten stets, dass sie zu Hause keine einzige fröhliche Stunde gehabt hätten; auch mein Vater erzählte das oft. Sie schilderten den Grossvater als einen äusserst groben Mann, dem man überall im Wege stand und dem man nichts recht machen konnte. Der einzige Grund von dem Zwist mit der Grossmutter sei Eifersucht gewesen, die jedoch unbegründet gewesen sei.

Wie überall, wo in einem Hause, das oekonomisch nicht ganz gut bestellt ist, Unfriede einkehrt, so ging es auch beim Grossvater. Mangel trat ein in der zahlreichen Familie, Mangel an Geld, an Holz, an Brot, und schliesslich Mangel an allem. Was der Grossvater verdiente, brauchte er zum grosse3n Teil für sich. (Es muss hier in Betracht gezogen werden, dass die Arbeitslöhne damals äusserst niedrig waren) Das Ende von diesem Haushalt

war das Falliment, welches im Jahr 1852 hereinbrach. Haus, Land und alle entbehrliche Fahrhabe wurden versteigert, und der ehemals so tatkräftige Grossvater in den bürgerlichen Ehren und Rechten eingestellt. Alles war verloren gegangen, sogar der privilegierte Teil des Weiberguts. (Wie letzterer verloren gehen, d.h. zur Konkursmasse geschlagen werden konnte, kann ich mir nicht recht denken, da müssen üble Unkenntnis und Gleichgültigkeit gewaltet haben)

Möglicherweise wäre es indessen trotz der angeführten Uebelstände in der Haushaltung damals doch nicht ganz zum Falliment gekommen wenn sich nicht das Missgeschick eingestellt hätte, dass sich Joh. Rudin, Geometer und Gemeinderat, Schwager des Grossvaters, dem dieser Bürge war, mit Gantrotelgeldern davonmachte. Dieser Umstand war es, der wie man gesprächsweise sagte, dem Fass den Boden ausschlug. Wie viel indessen der Grossvater für Rudin, der sich nach Brasilien geflüchtet hatte, zahlen musste, habe ich nicht feststellen können.

Jedenfalls war das Falliment für Grossvaters Familie ein schwerer Schlag. Das Haus, das bisher ihr Eigentum war, mussten sie verlassen. Der Grossvater mietete ein Logis bei Samuel Ramstein zum Rebstock, wo die Familie, so gut es die im Hinterhaus befindliche Wohnung gestattete, Unterkunft fand. (Der Rebstock hatte damals ein etwas anderes Aussehen als heute. Vor dem Hause befand sich ein Krautgarten, an Stelle des jetzigen Metzgerladens stand ein Holzschopf, wo jetzt die Gartenwirtschaft ist war Grasgarten, u.s.w.) Hatten die Kinder bis dahin eine trostlose Jugend gehabt und schmale Zeiten durchgemacht, so war ihr weiteres Los jetzt die Fabrick, zum Teil schon vom 12ten Altersjahr an. Von der Fabrick, die mir immer, als ich noch jung war, als etwas grauenhaftes, erniedrigendes vorkam, blieb nur das jungste Kind, mein Vater, verschont.

Die Familien wohnte eine Reihe von Jahren im Rebstock. Mithin wurde ein Teil der Kinder majoren, und erwarb durch Kauf ein Haus in der Basalgasse, wohin die Familie umzog. Es handelte sich um das Haus das jetzt noch zuhinterst in der Basalgasse rechts in dem einzigen Seitengässchen allein steht. Da wohnte dann die Familie, bis alle Kinder fort waren. Der Grossvater beschäftigte sich mit Landwirtschaft, natürlich auf gepachtetem Land, und blieb in besagtem Haus mit der Grossmutter zusammen bis ins Jahr 1882; er hatte sich bis dahin mit ihr vertragen. so gut es ging. Wohl lebten sie zusammen jedoch fast ohne sich nur das Wort zu geben, namentlich der Grossvater war aufs äusserste wortkarg geworden.

Im Jahre 1882, als sie beide über 70 Jahre waren, nahm mein Vater den Grossvater zu sich, während die Grossmutter bei einer bekannten Familie untergebracht wurde. Später kam sie dann auch zu uns. Was ich weiter von ihnen weiss, will ich später in die Erzählung meiner eigenen Erlebnisse einknüpfen.

Wie ich nachträglich erfahre, hat mein Grossvater damals nicht für Rudin Geometer, sondern für dessen Vater, Joh. Rudin Wegmacher eintreten müssen (Seite)

Wie aus dieser Schilderung hervorgeht, war die Ehe zwischen dem Grossvater und der Grossmutter eine recht unglückliche, infolge der frühzeitig eingetretenen Zerwürfnis zwischen den Ehegatten. Ich habe mich oft gefragt, an welchem der beiden lag die Schuld? Ich für meinen Teil habe mir stets gedacht, dass diese auf Seiten der Grossmutter zu suchen sei, denn ich mag mich gut erinnern, dass das was der Grossvater gegen seine Gattin in sich trug, nicht bloss Antipathie war, sondern das war Hass und Verachtung, die erst mit seinem Leben endeten. Zwar hat er mir nicht gesagt, jedoch habe ich ihm in den Augen gelesen. Die Bestätigung davon, dass der Fehler auf Seite der Grossmutter lag, erhielt ich erst vor ungefähr einem Jahr von Onkel Jakob. Er erzählte mir, dass es die Grossmutter an Treue mangeln liess, indem sie in Abwesenheit des Grossvaters Beziehungen unterhielt zu einem Nachbar namens Jakob Pfirter, der im Unterdorf gerade gegenüber wohnte. Die Beweise, die Onkel Jakob dafür anführte, lasse ich hier aus.

Würde sich Untreue nur an dem rächen, der sie begangen hat, so könnte es angehen; Untreue in der Ehe jedoch muss notgedrungen Unglück für die ganze Familie im Gefolge haben. so war es auch hier. Zunächst traf es den Grossvater, der dadurch auf alle Zeiten den Frieden des Herzens verlor. Die in der Folge eingetretenen Zwistigkeiten musste schliesslich auch die Grossmutter unglücklich machen, und selbstverständlich nach und nach auch die Kinder. Hatten letztere schon eine unglückliche Jugend, so ging es ihnen in späteren Jahren meistens nicht viel besser. Ich will von ihnen hier einige kurze Notizen beifügen.

Marie, kam von der Schule aus in die Fabrick. Sie verheiratete sich mit Fritz Leupin, welcher ein liederlicher Kerl war. Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor. Hierauf trat Scheidung der Ehegatten ein, worauf Tante Marie nach Amerika auswanderte. Sie soll heute noch leben, indessen ist mir ihr Aufenthaltsort nicht bekannt.

Jakob kam von der Schule aus in die Fabrick; 19 jährig trat er dann in den Dienst der Eisenbahn, zunächst als Arbeiter beim Bau der Strecke Basel-Sissach anno 1853: später kam er in die Güterhallen in den Bahnhof Basel. Er verehelichte sich mit Katharina geb. Jauslin. Diese Ehe blieb kinderlos, infolgedessen nahm Onkel Jakob einen Knaben an Kindesstatt an. Frühzeitig starb ihm seine Gattin, ebenso besagter Kanbe. Seither wohnt er bei seiner Schwester Anna. Vor 1 1/2 Jahren trat er nach 49jährigem Dienst als Arbeiter bei der Centralbahn zurück. (Augenblicklich bin ich mit der Bahnverwaltung wegen seiner Unterstützung noch in Konflikt, die Bahn will ihm täglich nur Fr. 1.- geben, während ich der Meinung bin, er habe Fr. 1.50 zugut). Onkel J. ist jetzt 70 Jahre alt und ganz heruntergearbeitet.

Elisabeth kam von der Schule aus in die Fabrick (es handelt sich bei allen um die Seidenbandfabrick in St. Jakob, die heute noch in Betrieb steht) 3 Jahre war sie darauf bei ihrem Onkel Bärwart in Bercelona Spanien. Sie verheiratete sich mit Emanuel Heller, Bauunternehmer von Muttenz, aus welcher Ehe d i Kinder

hervorgingen. Abgesehen von allerhand Kummer und Sorgen die der Tante Elisabeth aus dieser Ehe erwachsen, pflegte ihr Gatte darüber hinaus Beziehungen zu ihrer ledigen Schwester Ursula. Diese Beziehungen waren insofern von Folgen begleitet, als Ursula von Heller zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen erhielt. Man kann sich denken was das für die Tante Elisabeth für eine Quelle von Trübsal war. Indessen starb ihr Gatte in den rüstigsten Jahren. Die Schulden, die derselbe hinterliess, verschlangen das vorhandene Vermögen, sodass die Tante mit ihren minderjährigen Kindern völlig mittellos dastand. Neuerdings wurde die Fabrick ihr Los. An ihren Kindern erlebte sie ebenfalls keine Freude. Sie starb hier in Basel im April 1903 im Alter von 66 Jahren.

(Auf meine Veranlassung fand die Beerdigung in Muttenz statt. Ich schrieb auch ihre Personalien. Weder von ihr noch von ihrem Gatten hinterliess sie etwas Geschriebenes, sowie sie auch Ihren Kindern nie etwas aus ihren Erlebnissen erzählt hatte. Sie war eine sehr unglückliche Frau.)

Dorothea kam aus der Schule in die Fabrick. Sie verheiratete sich mit Fritz Engler, Schneider in Muttenz, gebürtig aus dem Badischen. Nach wenigen Jahren der Ehe starb sie, ihrem Gatten drei Mädchen hinterlassend. Ich selbst habe sie nicht gekannt.

Leonhard kam von der Schule aus in die Fabrick, in der heute noch als Posamenter arbeitet. Er verehlichte sich mit Elisabeth geb. Heller. Dieser Ehe entsprossen 3 Knaben und 3 Mädchen. So sehr es mich anwidert, muss ich auch hier die betrübliche Tatsache verzeichnen, das die Ehe und das Familienglück durch krasse Untreue zerrüttet wurden und zwar seitens der Gattin. Jetzt sind alle Kinder erwachsen und verheiratet. die drei Söhne sind Arbeiter und wenig intelligent. Onkel Lienhard ist nun mit seiner Gattin allein. Er verträgt sich mit ihr noch ganz leidlich. Sie wohnen zusammen in ihrem eigenen Häuschen in der oberen Hälfte der Gempengasse in Muttenz.

Anna kam ebenfalls von der Schule aus in die Fabrick. Sie verheiratete sich später mit Theodor Belsiger von Muttenz. Dieser war von Anfang an ein unsolider Mann und wurde schliesslich ein Säufer schlimmster Sorte. Von den sieben Kindern die er auf die Welt stellte sind drei Idioten. Eines Tags erhängte sich Balsiger auf dem Estrich seiner Wohnung in der Basalgasse. Darauf erwarb sich Tante Anna ihren Unterhalt mit waschen und putzen. Wie selten eine Frau schlug sie sich durch. Jetzt besitzt sie mit Ihren Kindern ein Häuschen im Unterdorf.

Margaretha kam ebenfalls von der Schule in die Fabrick. Später verheiratete sie sich mit Jakob Hänggi Schneider in Basel. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor. Hänggi brachte es nirgends hin, er blieb stets arm. Er starb vor einigen Jahren. Tante Margaretha lebt seither mit ihren Kindern in der St. Albanvorstadt in Basel.

Arnold kam ebenfalls von der Schule aus in die Fabrik, in der heute noch als Posamenter arbeitet. Er verheiratete sich mit Bertha geb. Balsiger; dieser Ehe entsprossen 6 Kinder, wovon 2 Knaben. Der ältere der letzteren ist jetzt Zugführer bei der Birsigtalbahn, der jüngere hat noch keine Beruf. Onkel Arnold

lebte stets so gleichmässig davon. Er klagte mir kürzlich, er habe ein freudloses Leben hinter sich, seit frühester Kindheit jeden Tag die Fabrick, mit Aufbruch zu Hause um 5 1/4 Uhr vormittags. Dabei werde der Verdienst eher geringer als früher. Onkel Arnold ist jetzt ungefähr 60 Jahre alt.

Ursula kam ebenfalls von der Schule aus in die Fabrick. Als alle ihre Schwestern sich verheiratet hatten, wollts sie auch nich allein bei den Eltern bleiben, und siedelte nach Basel zu ihrer Schwester Elisabeth, welche sie um ihr Lebensglück betrog (siehe Seite 17 hievor) Mit dem Mädchen wanderte sie später aus nach Amerika, wo sie sich in der Folge verheiratete. Der Name ihres Gatten ist mir nicht bekannt. Vergangenes Jahr war sie mit letzterem hier, um ihren Knaben, der bis dahin von Tante Anna auferzogen worden war, abzuholen. Wie ich glaube sind ihre oekonomischen Verhältnisse nicht übel, sie selbst kam mir sehr gealtert vor. Sie blieb anlässlich ihres Besuches mit ihrem Mann einige Monater hier.

Das letzte Kind meines Grossvaters war

Johannes, mein Vater

Er erblickte das Licht der Welt am 18. Mai 1848 in dem auf Seite 4 hievor bezeichnete Hause, und wurde getauft am darauffolgenden 19. Juni. Seine Taufzeugen waren:

1. Johannes Strübin, Wegmacher v. Frenkendorf
2. Johannes Mesmer, ledig in Muttenz
3. Frau Elisabeth Spichtin geb. Stohler v. Pratteln

Wie die Familienverhältnisse stunden ist hiavor geschildert. Als das jüngste Kind wurde mein Vater von seiner Mutter stark bevorzugt. Er war ein aufgeweckter Knabe und zeigte sich als er in die Schule kam, gelehrig. Den Bemühungen der Mutter gelang es schliesslich, ihn für zwei Jahre in der Realschule in Basel unterzubringen, die er von Muttenz aus täglich zu Fuss besuchte. Gesellschaft leistete im dabei Wilh. Ramstein, jetzt Metzger in Cully, Waadt. Dem Rang nach war der Vater in Basel so ungefähr der 12te Schüler. Weiterhin setzte es die Grossmutter hernach durch, dass der Vater zur Erlernung der französischen Sprache ins Welschland gehen konnte. Er kam auf ein Jahr nach Lovresse bei Ronconvillier im berner Jura. Nach seiner Rückkunft wurde er durch Herrn Pfarrer Schmid auf hl. Ostern konfirmiert und zwar in Muttenz. Nun war die Grossmutter bemüht, ihn in einem Büro der Centralbahn zu platzieren, was jedoch zunächst nicht gelang. Es war damals gerade keine Stelle frei & und so trat der Vater dazumal vorläufig als Hallenarbeiter ein. Es ging indessen nur kurze Zeit bis er in einem Büro Aufnahme fand. Auf diese Weise erlernte er in Basel den Eisenbahndienst.

In der Folge knüpfte er Beziehungen an zu einem gleichaltrigen Mädchen namens Eva Jauslin, welches bald seine Gattin und meine Mutter ward. Dasselbe war von kaum mittelgrosser Statur und hatte eine etwas erhöhten Rücken; indessen besass es angenehme glanzvolle Augen und hübsche rote Wangen. Haare und Augen waren von dunkler Farbe. Es war die Tochter von Johannes Jauslin, Besitzer des Eigenthalgutes und der Eva, geb. Leupin. Sein Vater war im Jahre 1850 - als es 2 1/2 jährig war-beim Holzfällen

verunglückt, wobei er den Tod fand. Seine Mutter hatte sich inzwischen mit Simon Vögelin, Landwirt von Riehen wiederverehelicht. Das Eigenthalgut hatten sie verkauft und im Dorf, nämlich im Unterdorf Wohnung genommen.

Mit diesem Mädchen also verlobte sich mein Vater am 6. Juni 1870. Beide waren damals 22jährig. (jetzt ruhen beide im Grab. Das Ringlein aber das die Mutter dem Vater als Liebespfand damals aushändigte, strömt noch all die Liebe aus, die die teure Geberin in so reichem Masse dem ihrigen angedeihen liess. An der Hand die dies schreibt hat es es sein Plätzlein gefunden, und da mag es bleiben als teures Vermächtnis der heissgeliebten Spenderin, wohlverwahrt so lang ich lebe) Die Hochzeit fand noch gleichen Jahres statt; über das nähere davon ist mir nichts bekannt. Von sich aus würde der Vater damals mit der Verehelichung noch zugewartet haben, allein der Mutter soll es zu Hause verleidet gewesen sein, weil ihr Stiefvater unfreundlich war. Sie mieteten ein Logis; Kaum hatten sie sich indessen eingerichtet, so musste der Vater auf längere Zeit in den Militärdienst einrücken. Es handelte sich um die Grenzbesetzung anlässlich des deutsch-französischen Krieges. Im Verlaufe des Dienstes wurden dann die Eisenbahnbeamten militärfrei gemacht und entlassen. Mit ihnen auch mein Vater. 1871 kam das erste und 1872 das zweite Kind zur Welt, welche beide in frühestem Kindesalter starben. Das dritte Kind, Elise, geboren 1873 blieb am Leben, ebenso das vierte, Lina, geboren 1874. In diesem Jahr wurde der Vater Stationsvorstand in Muttenz und nahm daher mit seiner Familie Wohnung im Stationsgebäude daselbst. In diesem Hause kam ich hierauf zur Welt, und zwar am 25. März 1875. Meine Taufe fand statt am darauffolgenden 13. Mai. Meine Taufzeugen waren:

1. Jakob Breitenstein, Landwirt von Münchenstein
2. Jakob Rebmann von Pratteln und
3. Margaretha Leupin, Braut von Rebmann.

Die Familie hätte es dort auf der Station ordentlich haben können, allein dem Vater fehlte es am nötigen Ernst & Charakter, er wurde unsolid. Er fing an mehr in der Bahnhofrestauration zu sitzen als gut war. Es war damals im Schwung, jeweilen den Stationsvorstand zu einem Schoppen einzuladen, wenn man auf der Station geschäftlich etwas zu thun hatte. Kam z.b. ein Güterzug zu früh auf der Station an, so fand sich auch noch das Zugpersonal, welches den Vorstand behufs Ausfüllung der Wartezeit mit in die Restauration zog. Kurz, die Gelegenheiten zum Wirtshausbesuch waren zahlreich, und mein Vater konnte ihnen leider nicht widerstehen. das sah die Mutter ein. Unablässig ersuchte sie daher den Vater die Stelle zu wechseln, das heisst eine Anstellung im Bahnhof Basel zu nehmen, bis er nachgab. Im Jahre 1876 legte er das Amt eines Stationsvorstandes und das damit verbundene Amt eines Posteinnehmers (der Stationsvorstand hielt damals gleichzeitig das Postbureau) nieder, und nahm Anstellung als Gehülfe der Güterexpedition im Bahnhof Basel.

Der Umstand, dass die Mutter den Vater aus einer Verhältnismässig freien Stelle in eine solche drängen musste, wo er unter Aufsicht kam, bildete eine Charakteristik über beide Personen. Es hatte die Mutter bis zu diesem Schritte gewiss viel Ueberwindung gekostet, namentlich auch weil die Familie wieder in ein Mietlogis umziehen musste, allein sie sah ein, dass es besser war einiges Unangenehmes in Kauf zu nehmen, und den Vater in

gesunden Verhältnissen zu wissen, als diesen das Wirtshausleben auf der Station MuttENZ weiterführen zu lassen. Damit besonders bewies sie, wie vorsorglich sie das Wohl der Familie im Auge behielt.

Was mich anbetrifft, so gedieh ich nur langsam; ich sei ein Siebenmonatskindlein gewesen, hat mir meine älteste Schwester kürzlich eröffnet. Von der Station aus zogen wir in den sogenannten Hof, gegenüber dem Rössli wo 1878 meine Schwester Anna geboren wurde. Von da zogen wir neuerdings aus, zu H. Meier-Laubscher (Wänglihänsi) der mitten im Unterdorf, rechte Bachseite wohnte. Von da datieren meine ersten Erinnerungen. Die erste Erinnerung war an den anfangs 1879 erfolgten Brand des gegenüber gelegenen Bauernhauses von Rud. Bär. Das Feuer entstand in der Nacht und entwickelte sich zum lichterlohen Brand, sodass die Funken über unsere Wohnung flogen. Die Mutter hatte uns Kinder aus dem Schlaf genommen und angekleidet; mich hielt sie in den Armen und so schauten wir zum Fenster hinaus dem Brand und der Feuerwehr zu.

Gleichen Jahres kam eine neue Schwester namens Emma zur Welt.

Um diese Zeit branndte es in MuttENZ einmal fünf Nächte hintereinander je an ein bis zwei Orten. Selbstredend lag brandstiftung vor. Der oder die Täter konnten indessen nicht ausfindig gemacht werden. Von der zweiten oder dritten Nacht an musste die Bürgerschaft Patrouillendienst leisten, und in jedem Haushalt jemand Erwachsener Wache. Die Aufregung ob diesen Bränden war furchtbar, und wer sich nachts noch hinters Haus in den Garten begab, riskierte, von den Patrouillen zusammengeschossen zu werden.

Nachdem der Vater an der Rössligasse cirka 120 Meter hinter dem Gashof ein geeignetes Stück Land gekauft hatte, liess er sich im Sommer 1879 durch seinen Schwager Heller darauf ein Haus bauen, in das wir im Frühjahr 1880 einzogen. Ungefähr 20 Jahre lang blieb dieses das einzige Haus hinter der rechten Dorfseite. Nur kurze Zeit waren wir darin, als die Mutter krank wurde. Jedes Jahr ein Kind, das war für sie zuviel. Es stellte sich Wassersucht ein, am 21. Juli 1880 starb sie im Alter von 32 Jahren. Wenige Wochen später starb auch das schwächlich geborene Schwesterchen Emma.

Ich sehe die Mutter heute noch auf dem Totenbett, allein damals war ich erst fünf Jahre alt, und hatte kein Verständnis für das, was vorging; erst in späteren Jahren sah ich ein, welchen unersetzlichen Verlust wir alle damals erlitten.

Meine Mutter besass 2 Schwestern, Elisabeth und Rosine. Als der Grossvater 1850 verunglückte und starb, waren alle drei noch jung, das älteste 4 Jahre alt. Das Eigenthalgut, das sie bewohnten liegt am Westabhang des Prattlerhorns, im Banne MuttENZ. Beim Tod des Grossvaters wurden die Kinder bevogtet mit Michael Gschwind, Geweindepräsident. Die schuldenfreie Nachlassenschaft des Grossvaters war laut Teilungsurkunde auf Frs. 6820.- gewertet, wovon gemäss damaligem Gesetz den Kindern $\frac{2}{3}$ und der Grossmutter $\frac{1}{3}$ zufiel. Gemäss Inventarium war an Vieh vorhanden: "4 Kühe, 1 Schwein, 4 Hühner, 1 Hahn und 10 Bienenstöcke". Das Eigenthal war ein ziemlich kleines Bauerngut. Das

Haus mit Scheune und Stall steht heut noch dort oben wie es damals stund.

Tante Elisabeth verheiratete sich später mit Fritz Alt, Wagner von und in Füllinsdorf; Sie starb indessen ebenfalls als junge Frau. Alt heiratete darauf Tante Rosina. Beide leben heute noch in Füllinsdorf.

Meine Mutter, von der ich hier noch einige Worte sprechen will, wurde geboren am 2. Januar 1848, und getauft am darauffolgenden 20. Februar. Ihre Taufzeugen waren:

1. Jakob Breitenstein von Münchenstein;
2. Jungfr. Elisabeth Weber;
3. Jungfr. Margaretha Jauslin, Nichte des Vaters.

Sie wuchs im Eigenthal heran (die Grossmutter behielt und betrieb das Gut als Wittve bis 1860) und kam mit dem 7. Altersjahr in die Schule. Solange die Familie im Eigenthal wohnte, hatte sie-die Mutter- einen weiten Schulweg. Das vorhandene Schulzeugniss von Lehrer J.J.Meyer gibt nur Auskunft vom Jahr 1853 bis 1862. Das letzte Zeugniss lautet: "Sprachfach, sehr gut; Rechnen, ausgezeichnet; Schreiben, gut; Gesang, gut; Realien, (Geographie, Geschichte & Naturkunde) auch gut; Fleiss, ausgezeichnet; Betragen, in Ordnung. Das letzte Zeugnis der Arbeitslehrerin Maria Messmer lautet in allen Fächern auf "sehr gut".

Den Konfirmationsunterricht besuchte sie von 1862 bis 1863 bei Hrn. Pfarrer Schmied. Das Unterrichtsheft ist der einzige schriftliche Nachlass den ich von ihr besitze. Auf die im Unterricht nicht verbrauchten Blätter desselben, schrieb sie später als Mädchen und, der veränderten Schrift nach als Frau Bibelverse und religiöse Gedichte, die ihr gefielen und durch welche auf ihren Charakter geschlossen werden kann. Ganz besonders spricht daraus Schlichtheit und Gottesfurcht. Alle ihre Schulkameraden und die sie kannten, schilderten sie als eine brave liebenswürdige Person, und ich habe nirgends die leiseste Spur gefunden, die dieses Bild von ihr trüben könnte.

Unter die Namen der Konfirmanten, die sie eintrug, schrieb sie: "Gott sei mit uns und gebe uns seinen Segen". Von ihrem schlichten Sinn spricht folgendes Gedicht, das ich hinübernehme:

W a r n u n g

Verschmäh nicht, Freund, die nied're Hütte;
fern ist sie zwar von Ueppigkeit;
doch wohnt in ihr bei schlichter Sitte,
Zufriedenheit.

Reizt dich vielleicht mit seinem Glanze
des Ruhms, der Hoheit Goldpallast?
wie manches Weh mit welchem Kranze
sitzt dort zu Gast.

Was frommt, wo überm Haupt dir zittert
am dünnen Haar das blanke Schwert
ein Glück, das im Genuss erbittert,
sich selbst zerstört?

O glaube mir es gibt hienieden,
so weit auch späht der Sehnsucht Blick,

nur in des Herzens innern Frieden
ein wahres Glück.

Viele andere Lebensmahnungen sind darin enthalten, die von ihrem gesitteten Denken sprechen. Auffallend viel Verse trug sie ein, über das letzte Stündlein und das Wiedersehen, und wenn man sie liest, so mutete es einem an, als ob sie von ihrem frühen Tod eine Ahnung gehabt hätte. Ich, als ihr Kind, kann diese Eintragungen nicht lesen, ohne dass mir die Augen nass werden. Der letzte Eintrag, für den im Heft fast kein Platz mehr war, und der in gedrängter Schrift noch eingesetzt wurde, lautet:

Ja Herr Jesu, bei dir bleib ich
so in Freude wie in Leid;
bei dir bleib ich, dir verschrieb ich
mich für Zeit und Ewigkeit.
Deines Winks bin ich gewärtig,
Auch des Rufs aus dieser Welt,
denn der ist zum Sterben fertig,
der sich lebend zu dir hält.

Bleib mir nah auf dieser Erden,
Bleib auch wenn mein Tag sich neigt,
wenn es nun will Abend werden,
und die Nacht herniedersteigt.
lege sorgend dann die Hände
mir aufs müde schwache Haupt,
sprechend, Kind hier gehts zu Ende,
aber dort lebt wer hier glaubt.

Bleib mir dann zur Seite stehen,
graut mir dann vor kaltem Tod,
als dem kühlen scharfen Wehen
vor dem Himmelmorgenroth,
wird mein Auge dunkler trüber,
dann erlächte meinen Geist,
dass ich fröhlich zieh hinüber,
wie man nach der Heimat reist.

Nach der Konfirmation hatte die Mutter den Näherinnenberuf erlernt und ausgeübt. Noch als Frau nähte sie für andere Leute. Dem Vater war sie eine treue vorsorgliche Gattin. Er brauchte sich im Haushalt um nichts zu bekümmern, sie sorgte für alles. Dabei war sie genügsam. "Wenn wir nur immer soviel haben, dass wir die Kinder etwas Rechtes lehren können," sagte sie, wie mir die Grossmutter erzählte, oft. In mir selbst leben nur cirka 4 - 5 Erinnerungen an sie. (z.B. lachte ich einmal als kleiner Knirps der ich war, von der Kunst herab, meine Schwestern Elise und Lina, die Schläge bekommen hatten, aus, worauf mir die Mutter drohend befahl, mich Stille zu verhalten.) diese, sowie die übrigen Erinnerungen an meine Mutter leben unauslöschlich in meinem Geiste fort.

Ihr Verlust war auch besonders für meinen Vater ein schwerer

Schlag. Plötzlich stand er mit vier unerzogenen Kindern allein da. Auch sonst war ihm die Mutter fast nicht zu ersetzen. "Du bist am ganzen Körper nicht, was Eva am kleinen Finger war" hörte ich ihn später gelegentlich seiner zweiten Frau sagen, wenn diese ihm vorhielt, der habe die erste besser behandelt.

Wie oft wir Kinder später um die Mutter trauerten, und von ihr sprachen, das lässt sich nicht sagen. Was der Verlust einer vortrefflichen Mutter ist, weiss nur wer in den Fall gekommen ist.

Das damals vorhandene Vermögen an Liegenschaften und Fahrnissen war auf Frs. 5240.- gewertet, wovon der Vater 2/3 und die Kinder 1/3 erhielten. Die Sicherung unseres Vermögensanteils übernahm Emil Ramstein - Plattner, Metzger als Vogt. Während des Wittwerstandes des Vaters wurden meine Schwestern Elise und Lina bei meinem Götti Jb. Rebmann, Metzger, und Anna und ich bei unserer Grossmutter, Frau Vögelin, untergebracht. Diese nahm sich unser liebevoll an; auch Elise und Lina waren gut aufgehoben. Aus der Ehe mit Vögelin hatte die Grossmutter nur einen Sohn namens Emil, der, als ich zu ihnen kam, 15 Jahre alt war. Vögelin war ein sogenannter "Steibur" d.h. er hielt 2 - 3 Pferde, die er hauptsächlich zum Führen von Steinen aus den Muttenzersteingruben nach Basel verwendete. Daneben hielt er zwei Kühe.

Der Vater sah sich inzwischen wieder nach einer Frau um. Er knüpfte Beziehungen an mit Mina Dietler, Tochter des Johannes Dietler Landwirt in Muttenz & der Margarethe geborene Heggendorf, mit der er sich im Frühjahr 1881 wiederverehlichte. Sie war 26jährig. Damit hatten wir wieder eine Mutter, und zwar ein Stiefmutter. Ihre Eltern waren beide von Haus aus wohlhabend. Der Vater arbeitete indessen nicht gern, und die Mutter verstund sonst nicht zu wirtschaften, dazu kam, dass die beiden Eltern zusammen in Hader und Streit lebten. Das schliessliche Ende dieser Haushaltung, welches jedoch erst nach der Verheiratung der Tochter Mina mit unserem Vater hereinbrach, war das Falliment und Klage auf Ehescheidung seitens der Gattin, also materieller und geistiger Ruin der Familie. Unsere zweite Mutter hatte dabei sozusagen gar keine Erziehung genossen. Ihr Herz und Verstand waren durchaus ungebildet, und niemand eignete sich weniger zur Uebernahme von vier unerzogenen Kindern als gerade sie. Sie besuchte uns Kinder vor der Hochzeit nie, und an der Hochzeit selbst war keines von uns, wir wussten nur vom Hörensagen, dass der Vater wieder Hochzeit mache. Als wir dann in die Familie aufgenommen waren, war bei uns von Erziehung keine Rede mehr.

Am 1. Mai 1881 trat ich in die Schule ein, bei Lehrer Jb. Tschudin. Meine Schwestern Elise und Lina hatten mich schon vorher Lesen gelernt, sodass mir der Anfang nicht so schwer war. Schon am ersten Schultag kam ich indessen mit zerbrochenem Schulgeschirr (Schiefertafel und Griffelrohr) nach Hause. Wir, d.h. einige Buben schleppten nach der Schule dem damaligen Bärenwirt, Arnold Meier Ramstein das Kegelspiel herum, wobei ich eine Kugel auf meine Schulsachen fallen liess.

In der gleichen Schulklasse waren wir damals folgende 28 Knaben:

Aebi Johannes	jetzt Holzhändler in Viques bei Delsberg & verheiratet mit Emma Hauser von MuttENZ
Balsiger Johannes	zur Zeit noch ledig, ohne Beruf
Balsiger Jakob	Vorarbeiter beim Rangierdienst im Bahnhof Basel & verheiratet mit Rosine Mesmer.
Bär Albert	noch ledig und Arbeiter bei der Bahn
Brunner Robert	jetzt Lokomotivheizer und in Basel verheiratet
Brüderlin Hans	hat Gärtner gelernt.
Dräris Fritz	jetzt Fabrikarbeiter und verehlicht mit Bertha Krattiger, die auch in unserer Klasse war.
Eglin Arnold	jetzt Uhrenmacher und verehlicht in der welschen Schweiz.
Gloor Jakob	zur Zeit Eisenbahnarbeiter & verheiratet in MuttENZ
Hauser Fritz	Luxen Joggelis (Dorfname) jetzt Landwirt & verehlicht mit Elise Leupin.
Humbert August	jetzt Eisenbahnarbeiter & verehlicht mit Elise Brodbeck.
Honegger Rudolf	kam damals von Hinterwartenberg-Gut; ist heute Bahnbeamter & lobt mit Margaretha Rebmann.
Jauslin Adam	jetzt Eisenbahnarbeiter & verehlicht mit Selma Schmied.
Jauslin Adolf	Eisenbahnarbeiter und verheiratet mit Emma Jauslin.
Jauslin Jakob	jetzt Bahnwärter in Pratteln und verheiratet mit einer Jgfr. Weisskopf.
Iselin Johannes	meine Wenigkeit.
Lüthi Johannes	jetzt Schneider; sein Aufenthalt ist mir nicht bekannt.
Meier Albert	Wängli Hänsis (Dorfname) wurde Landwirt und verheiratete sich nach Zürich. Vertat daselbst sein Vermögen, liess dann Frau und Kinder im Stich und ging nach Amerika; kam später wieder zurück und erhielt anlässlich eines Festes in Biel aus Unvorsichtigkeit einen Schuss, an dem er starb.
Pfirter Niklaus	jetzt Eisenbahnarbeiter und verehlicht mit Marie Wiss.
Rahm Fritz	jetzt Weichenwärter und verehlicht mit Marie Tschudin.
Schaub Albert	jetzt Schneidermeister und verheiratet mit Anna Suter.
Schär Fritz	zur Zeit Arbeiter in einem Geschäftshaus in Basel und verheiratet mit Louise Pfirter.
Schorr Emanuel	zur Zeit Bankmeister (Metzger) in Basel und verheiratet mit einer Jungfrau Luise Basler von

Spänhauer Daniel

Riehen.

jetzt Schreiber in Oberwil und verheiratet mit Karonline Leupin von MuttENZ.

Seiler Fritz

mir unbekannt was aus diesem geworden.

Stingelin Hans
Tschudin August

noch ledig und Schlossergeselle. jetzt Lokomotivheizer & verheiratet mit Emma Vogt.

Wagner Julius

noch ledig, Landwirt bei seinem Vater, Wagner Ziegler.

Zur Zeit als ich in die Schule eintrat, kam der Grossvater, Leonhard Iselin Bärwart, in unsere Familie, indessen die Grossmutter anderswo untergebracht wurde. Das Haus in dem die beiden gewohnt hatten, übernahm Onkel Arnold. Eine Kuh, 1 Wagen und das Feldgerät brachte der Grossvater mit zu uns,- Scheune und Stall waren ja in unserem Hause vorhanden- und trieb auf Rechnung des Vater Landwirtschaft weiter. Wir hielten indessen nur wenig Feld, nur soviel als zum Pflanzen von Kartoffeln und Gemüse für die Familie und Futter für eine Kuh nötig war. Daneben hatten wir an 5 Orten Reben; zwei Stück hatte der Grossvater mitgebracht. Dieser, obwohl ungefähr 74 Jahre alt, war damals noch sehr rüstig. Er besorgte mit viel Fleiss und Sorgfalt seine Arbeiten. Natürlich war ich in der Folge sehr viel bei ihm, zu Hause und auf dem Feld. Regelmässig des abends war ich bei ihm im Stall, stampfte ihm Durlips und half ihm dieses und jenes. Wenn alles fertig war, setzten wir uns bis zum Nachtessen auf den Kurzfuttertrog und da steckte er seine Pfeife an und erzählte mir von seinen Erlebnissen.

Inzwischen kam aus zweiter Ehe der Reihe nach neue Geschwister, 1882 Mina, 1883 Wilhelm, 1884 Emil, 1885 Louise, 1886 Amalie.

Nachdem unsere zweite Mutter damit genug eigene Kinder hatte, blieb von ihr aus für uns Kinder aus erster Ehe keine Sorgfalt mehr übrig. Sie gab uns notdürftig zu essen, mit den Kleidern sah es indessen manchmal böS aus; namentlich im Winter fehlte es mir stets an der nötigen warmen Kleidung. Ein freundliches Wort von ihr an uns kam nie vor, sowie sie uns nie zu einer Freude verhalf; wir hatten keinerlei Spielzeug wie andere Kinder und gegen ihre eigenen Kinder setzte uns die Mutter geradezu arg zurück. Von der ersten Stunde an hatten wir zu derselben kein Zutrauen und das gegenseitige Verhältnis war bald das denkbar schlechteste. Der Vater liess gehen was ging, das war sein Charakterzug. Indessen war es auch bei ihm aus, mit den glücklichen Stunden, wie sie ihm die erste Frau zu bereiten wusste, denn die zweite besass keinerlei Sinn Gutes zu schaffen und freundliches zu arrangieren, im Gegenteil war diese auch ihm gegenüber unfreundlich und streitsüchtig, sowie sie es auch ihm gegenüber ganz an Sorgfalt fehlen liess. Der Vater hatte dann oft den unglücklichen Einfall ihr vorzuhalten, wie sie so viel weniger wert sei als seine erste Frau. Das war natürlich kein geeignetes Mittel die Sache zu bessern, vielmehr brachte es der Vater damit dazu, dass wir, die Nachkommen von der gerühmten ersten Frau, der zweiten geradezu ein Dorn im Auge wurden.

Für die Grossmutter, Frau Vöögelin, war die zweite Ehe des Vaters eine Quelle grossen Kummers; bis zu ihrem Tode, der cirka 12 Jahre später erfolgte, trauerte sie um unsere Mutter. Sie gewährte uns stets die herzlichste Aufnahme. Hatte ich zum Beispiel die Blouse oder die Hosen zerrissen, nähte sie es mir wieder zu, wodurch ich mir zu Hause Schläge ersparte. Gewöhnlich wusch und kämmte sie mich auch, wenn ich zu ihr kam, namentlich das Kämmen soll sehr notwendig gewesen sein. Jedesmal schaute auch ein Stück Brot oder ein Apfel, oder sonst etwas heraus, wenn man zu ihr kam. Stets lebt daher diese Grossmutter, die es so gut mit uns gemeint, in freundlichstem Andeken in mir fort.

Von dem alten Lehrer Tschudin kam ich in der zweiten und dritten Schulklasse zu Lehrer Theodor Gysin. Dieser, der heute noch in Muttenz amtet, war damals erst ungefähr 19 Jahre alt, und stammte von Wittinsburg, Bezirk Sissach. Es lässt sich über ihn nichts sagen was Bedeutung hätte. In der vierten und fünften Klasse hatte ich Jakob Krattiger, ebenfalls aus dem oberen Baselbiet stammend, zum Lehrer. Dieser war ein tüchtige Kraft, man lernte viel bei ihm, jedoch war er ein ausgesprochener Prügelpädagoge. Wenn er nicht gut gelaunt war, gab es für jede geringe Arbeit sogenannte Tatzen. Mit uns Knaben ging er oft grimmig um, die Mädchen hingegen hatten bei ihm alle Vorrechte, was wir Knaben ihm damals übel aufnahmen. Von Muttenz kam Krattiger als Lehrer nach Liestal. Er war ein guter Tenorsänger; Zu seiner Zeit stand der Männerchor Muttenz im Baselbiet punkto Leistungen an der Spitze.

In der Schule Muttenz gab es inbezug auf die Leistungen unter den Schülern keine definitive Rangordnung, in unserer Klasse standen indessen obenan, Rudolf Honegger, Niklaus Pfirter und ich; von den Mädchen war an der Spitze, Karoline Schorr, jetzt Lehrerin in Muttenz.

In der Periode der ersten achziger Jahre gab es bei mir auch einige aussergewöhnliche Vorfälle. Als 6-jähriger Knabe stürzte ich einmal rücklings vom Holzschopf, d.h. aus Stockhöhe auf den Hausplatz hinunter, ohne indessen Schaden zu nehmen. Später brach ich infolge eines Sturzes in der Küche den linken Arm. Etwa ein Jahr darauf erkrankte ich an Scharlachfieber. Dabei erhielt ich zu beiden Seiten am Halse Drüsen. Dr. Martin von Pratteln schnitt mir sie auf, machte die Sache auf der einen Seite jedoch so ungeschickt, dass eine bleibende sichtbare Narbe zurückblieb. Einige Zeit nach meiner Genesung stürzte ich im Neubau von Gemeinderat Jordan aus dem ersten Stock in den Keller hinunter, kam aber auch da glücklicherweise wieder mit einigen Beulen davon. Ungefähr zu gleicher Zeit passierte mir auch das Missgeschick, von einem Bannwart ein Tracht Prügel zu erhalten. Hans und Richard Bröderlin, des Schreiners der bei uns wohnte, und ich waren eines Nachmittags auf der Dorfmatte dem Luzen Johannes (Joh. Hauser) zufällig an die Kirschen geraten. Mit langen Ruten (dörnen) die wir des Weges fanden, traktierten wir die Bäume. Da zauberte uns das Unglück mit einem Male alle drei Bannwarte zur Stelle. Zwei hiessen Seiler & der dritte Rud. Meier. Der einte kam vom Wartenberg, der andere vom Dorfe und der dritte von den Bizenen her auf uns eingestürmt. Zu spät sahen wir das Unheil kommen, rissen jedoch noch aus, allein

die Kerle waren schon zu nahe und setzten uns wie Furien nach. Hinter mir her war Meier, dessen Stiefel bei jedem Sprung dumpf dröhnten; ich war in unbeschreiblicher Angst. Samt und sonders wurden wir ergriffen und auf den Tatort zurückgeführt. Allda fragte uns Meier: "wollt ihr lieber Streiche, oder in den Turm, oder Geldstrafen? Tapfer, jedoch mit weinerlicher Stimme antwortete Hans Bruderlin: "mir wei lieber Streich" darauf wurde diese Strafe an uns vollzogen, und zwar verhältnismässig gnädig, und wir wieder laufen gelassen. Diese Missgeschick trug uns lang Spott in Fülle ein.

Im Frühjahr 1886 tat der Vater auf Anraten von Lehrer Krattiger Schritte, mich von da ab die Schule in Basel besuchen lassen zu können. Der Rektor der Kanbensekundarschule in Basel, J. Bussinger, war willens, einen auswärtigen Schüler, für den er noch Platz habe, aufzunehmen, jedoch seien 17 Anmeldungen dafür da, und mehr als einen Knaben könne er nicht nehmen, sagte er; er veranstalte deshalb eine Prüfung der Reflektanten, und wähle sich den besten aus. Es stehe meinem Vater frei, mich an dieser Prüfung theilnehmen zu lassen. Ich war natürlich dazu entschlossen und stellt mich an dem bestimmten Tag ein. Von Muttenz war ich der einzige Bewerber, die anderen Bewerber waren von Binningen, Birsfelden, Allschwil, Riehen & auch aus elsässischen Gemeinden. Nach vierstündiger Prüfung ging ich als Sieger hervor. Ich wurde aufgenommen und der 1-ten Klasse E zugeteilt. Als Klassenlehrer erhielt ich E. Bienz, ferner waren Lehrer an dieser Klasse, Siegwart, Steinmann, Thalman, Dr. Frey, und für Religion Pfarrer La Roche.

Nun hatte ich einen weiten Schulweg, täglich musste ich die Strecke von Muttenz bis ins Schulhaus zur Mücke (Ecke Münsterplatz/Schlüsselberg) und retour zu Fuss zurücklegen. "Er soll laufen, ich bin seinerzeit auch gelaufen" sagte der Vater. Das Mittagessen nahm ich mit dem Vater am Bahnhof ein.

Mein Schulbesuch war ein fleissiger. In der Folge plagten mich meine basler Schulkameraden stets um Bauernbrot, gegen das sie mir Weissbrot einhändigten, sowie um Aepfel und Birnen. Namentlich Aepfel konnte ich im Herbst nicht genug zuschleppen, und ich hatte oft frühmorgens meine liebe Not, in den Gärten und auf dem Schulweg das nötige Quantum zusammenzustehlen. Im Winter war der weite Schulweg zuweilen recht ungemütlich, und zu spätes Aufstehen kostete es, weil ich um acht Uhr in Basel sein musste, manchen Laufschrift. Da ich ein wilder Knabe war, liess ab und zu mein Betragen zu wünschen übrig. Besonders hatte ich die Untugend, ab jeder Kleinigkeit zu lachen, womit ich nicht selten die Lehrer ärgerte. Der einte oder andere Lehrer erinnerte mich dann etwa daran, dass ich von Muttenz käme und allen Grund hätte, recht gehorsam zu sein. Das Lernen selbst ging gut, dem Rang nach war ich in dieser Klasse von 44 Schülern der zweite, und erhielt am Examen als Rangprämium 2 Bücher, eine Schweizergeschichte und eine Erzählung "mein Bruder und ich". Der erste im Rang war Karl Trefzer. (Trefzer war ein stil-

ler fleissiger Knabe, das Vorbild eines Schülers. Er war 4 Jahre mit mir Klassengenosse, aber ich erinnere mich nicht, dass ein Lehrer jemals Veranlassung gehabt hätte, ihm des Betragens wegen eine Bemerkung zu machen)

In der 2ten Klasse E, in die ich im Frühjahr 1887 vorrückte, hatte ich als Klassenlehrer Dr. H. Frey. Die übrigen Lehrer waren Ed. Bienz, Tobler, Steinmann, Siegwart & Pfarrer La Roche.

Hier überholte ich Trefzer und wurde der erste Schüler im Rang. Von diesem Jahr an konnte ich zum Schulbesuch die Eisenbahn benützen. Die Bahnverwaltung gab den Kindern ihrer Beamten zum Besuch von städtischen Schulen Gratisabonnemente ab, welche Vergünstigung auch mir zuteil wurde. Auch erhielt ich in diesem Jahr Gesellschaft, indem Fritz Schorr, des Gemeinderats und Heinrich Schmidt des Schusters in der Knabensekundarschule Aufnahme fanden. (Schorr ist jetzt Bäcker in Muttenz und verehlicht mit Emma Brunner; er war mir ein guter Kamerad, dem ich das beste Andenken bewahre. Schmidt starb in Jünglingsalter.)

Des Sonntags besuchte ich in Muttenz stets die Kinderlehre bei Herrn Pfarrer Karl Marti, welcher im Jahr 1885 an Stelle von Pfr. Jakob Straumann getreten war. Während es Pfr. Straumann mit der Disziplin bei uns Kindern nicht so genau genommen hatte, zog Marti die Zügel straffer an. Zu Zeiten von Straumann trieben wir Knaben uns abends so lange wie möglich auf der Gasse umher, und schon 2-3 Wochen vor der Fastnacht erschienen ältere Schulknaben des abends bei Halbdunkel maskiert. Diese Zeit der Ausgelassenheit um die Fastnacht herum, war für uns Gassenbuben, wo jede Faser nach Vergnügen lechzt, geradezu eine ideale Zeit. In der Kinderlehre vermochte Straumann der zahlreichen Kinderschar nie Herr zu werden, das ging es manchmal wie toll zu.

Alldem setzte Marti ein Ziel. Namentlich verbot er das Herumziehen von schulpflichtigen Kindern abends nach dem Bätzitlüte (Feierabendgeläute); das Maskieren derselben untersagte er gänzlich, auch an den Fastnachtstagen. Ferner verbot er das Wellensammeln für das Fastnachtsfeuer am Fastnachtssonntag. "Wenn wir Wellen sammeln wollten, so könnten wir das werktags thun", sagte er, und dabei blieb es. (Die Wellen und das Holz für das Fastnachtsfeuer waren vordem offenbar seit dem Bestehen dieses alten Brauches am Fastnachtssonntag gesammelt worden.) In den Religionsstunden und in der Kinderlehre war Marti sehr strenge, und machte wenig Umstände mit dem der nicht gehorchte, da gab es einfach auf die Finger. Im Allgemeinen war dieser Pfarrherr deshalb bei uns Kindern nicht beliebt. Das hinderte freilich nicht, dass er ein intelligenter und tüchtiger Mann war.

Ums Jahr 1887 kam auch die Grossmutter, Frau Iselin-Bärwart, in unsere Familie. Dieses Ereignis war kein freudiges für den Grossvater. Der unfreundliche und unheimliche Geist, der von unserer Stiefmutter ausging, hatte nämlich auch ihn bereits getroffen und von da an waren es dann zwei, die ihm seinen Lebensabend versauerten. Bei jeder Gelegenheit stichelte die Grossmutter in der Folge gegen ihn, weshalb ich eine tiefe Abneigung gegen sie fasste. Der Grossvater war mir einmal ans Herz gewachsen und wer ihm Leides tat, der tat es damit auch mir. Die Grossmutter ärgerte ich deshalb wo ich konnte, und als sie einmal merkte, wie ich zu ihr stand, brauchte es dazu nicht mehr viel. Es genügte, dass ich vor sie hin stand, zu hüpfen anfang und etwa dazu noch Grimassen schnitt. Da war das Feuer im Dach. Mit was sie fand, schlug sie dann nach mir. Gewöhnlich stellte ich ihr aber Stühle in den Weg, dass sie gar nicht zu mir gelangen konnte. Indess besorgte sie mir zuweilen Prügel bei der Mutter, wo jene für mich stets wohlfeil waren. Allein auch der Mutter stand ich nicht ruhig hin, vielmehr riss ich nach einem Vergehen aus, sobald es anfang schlecht zu riechen - wie der Welsche sagt- sodass die Mutter gewöhnlich nur durch List meinerhabhaft werden konnte. Die Abneigung gegen die Grossmutter theilten auch meine Schwestern. Wir hatten alle schon als Kinder

erkannt, dass es um ihren Charakter nicht gut stund.

Mit meiner persönliche Freiheit war es in diesen Knabenjahren im Ganzen nicht schlecht bestellt; ich war mehr auf der Gasse als gut war. An den schulfreien Nachmittagen und während der Ferien musste ich allerdings mit dem Grossvater aufs Land oder in die Reben - was mir oft wenig gefiel, so lieb mir sonst der Grossvater und seine Gesellschaft war, denn das anhaltende Arbeiten einen ganzen halben Tag lang, war für mein unruhiges Knabennaturell zu langweilig - indessen blieb mir genug Zeit übrig, um mich mit allem was im Dorfe existierte und vor sich ging bekannt zu machen. Ich kannte damals die gesamte Einwohnerschaft, sogar jedes Pferd d.h. jedes Gespann und jeden Hund, wem sie gehörten, ebenso besass ich eine umfassende Kenntnis der, namentlich im Bereiche des Unterdorfes stehenden Bäume und was daran wuchs. Meine hauptsächlichsten Kameraden waren da die in der Nähe wohnenden Altergenossen Emanuel Schorr und Albert Meier, sowie meine beiden Vettern Emil und Fritz Heller Tante Elisabeth (Seite 17 hievor) hatte um diese Zeit in unserem Hause Wohnung genommen, an Stelle der Familie Brüderlin des Schreiners. Das beliebteste Spiel unter den Knaben war damals "Tali". Um diese Zeit hatte nämlich ein Mann namens Tali durch häufige verwegene Einbrüche & Diebereien, und dadurch dass er jedesmal, d.h. wiederholt der Polizei ausriss wenn sie ihn erwischte hatte, die ganze Innerschweiz in Aufregung gebracht. Er starb vor wenigen Jahren im Gefängnis zu Luzern. Die Gefängnisstrafen die Tali für seine Taten in den verschiedenen Kantonen zugut hatte, hätten für zwei Menschenalter ausgereicht, dank der Kantönl-Justiz. Tali war damals unser Held. Der stärkste und mutigste der Knaben spielte den Tali und die übrigen mit Stöcken und hölzernen Schwertern bewaffnet spielten die Polizei. Selbstredend waren wir Knaben mit allen Schlupfwinkeln in den Häusern und Holzschöpfen so gut vertraut, wie mit den eigenen Hosentaschen. Freilich machten wir damals auch eine Menge anderer Spiele die heute noch üblich sind. Ein Hauptvergnügen war im Winter das Schlitteln und dazu musste, wie jetzt noch, hauptsächlich die Geispelgasse herhalten. Leider besaßen wir selbst keinen Schlitten, sodass ich mich meistens mit dem Zuschauen begnügen musste. Indessen gelang es doch zuweilen auf einem grösseren Schlitten bei einem Kameraden aufsitzen zu können. Ebensowenig als einen Schlitten erhielt ich von zu Hause jemals Handschuhe, ich fror deshalb oft an die Hände.

Wie aus meinem geschilderten Benehmen gegen die Grossmutter hervogeht, steckte ein boshafter Zug in mir, das beweist auch folgendes Vorkommnis: soviel ich mich erinnere, war es am Neujahr 1888, da erhielt der Vater anonym eine Schundkarte, auf der eine Brille & ein entsprechendes Verslein standen, womit der Vater (er trug wegen starker Kurzsichtigkeit eine Brille) ausgefoppt war. Der Vater lachte, und liess die Karte einfach liegen. Nun fiel es mir bei, diese täte ebensogut auf Herrn Pfarrer Marti passen, welcher nämlich auch eine Brille trug, und ohne besinnen schickte ich die Karte wirklich in einer neuen Enveloppe an die Adresse von Pfr. Marti ab. Längst hatte ich die Sache vergessen, als mich eines Sonntags in der Kinderlehre Marti ersuchte, ins Pfarrhaus zu kommen. Nichtsahnend ging ich nach Schluss der Kinderlehre hin, da wies er mir die Enveloppe mit der Schundkarte vor, und fragte mich, ob das nicht von mir

käme.- Ich war wie vom Donner gerührt, und hätte in die Erde versinken mögen. Was gesprochen wurde, und wie ich zum Studierzimmer hinauskam wusste ich selbst nicht; das jedoch ist mir in Erinnerung geblieben, dass ich als ich nach Hause kam, vom Schrecken dermassen niedergeschlagen war, dass ich ausser Stande gewesen wäre ein Wort hervorzubringen. Ich trieb mich deshalb ums Haus herum, bis ich mich einigermaßen erholt hatte, und begab mich dann zu Tante Elisbeth um Rath zu suchen. Diese gab mir natürlich den Rath, Abbitte zu leisten. Schon andern Tags trat ich deshalb den Gang nach Canossa an, und erhielt bereitwilligst Verzeihung. Eine Notiz von mir an seinen Sohn Karl, mit dem ich verkehrte, war Herrn Pfarrer Marti in die Hände gekommen und hatte zu meiner Entdeckung geführt. Marti beobachtete über das Vorkommniss stets tiefes Schweigen; ein Beweis seines grossen Taktgefühls.

Am Schulexamen 1888 erhielt ich das erste Rangprämium - ein hübsches Buch, Christoph Schmieds ausgewählte Jugendschriften - und rückte darauf in die 3te Klasse vor, in welcher F. Liniger Klassenlehrer war. Andere neue Lehrer kamen in die Klasse nicht hinzu, mit Ausnahme für die Religionsstunde, die ich von da ab im Pfarrhause zu St. Elisabethen bei dem alten Pfarrer Satorius besuchte. Auch in der dritten Klasse behauptete ich den ersten Rang. Um diese Zeit besuchte ein vierter Knabe von Muttenz aus die Schule in Basel, nämlich Arnold Brüderlin, Sohn des A. Brüderlin-Bornhauser Partikular, gebürtig von Liestal. Arnold Brüderlin, der 2 Jahre jünger war als ich, schloss sich an mich an, und es entstand dadurch zwischen uns bald Freundschaft. Ich kam dadurch viel in ihr Haus, was mir sehr zugute kam, denn es herrschten dort bessere Gepflogenheiten als bei uns, und ich sah und lernte zu meinem grossen Nutzen in dieser Familie vieles was mir sonst auf längere Zeit nicht zugänglich gewesen wäre. Da war eben eine Mutter, die unser Thun und Lassen überwachte und uns anwies. Ein grosser Teil meiner freien Zeit verbrachte ich in der Folge bei Arnold und seiner einzigen Schwester Julie. Wenn ich nicht freiwillig zu ihnen kam, so holten sie mich, und besonders wenn es schwere Schulaufgaben zu machen gab. Ich war gern bei ihnen, jedoch hatte ich das Gefühl in mancher Beziehung nicht zu ihnen zu passen, namentlich bedrückte es mich, dass meine Kleidung manchmal sehr zu wünschen übrig liess, während sie stets hübsch gekleidet waren.

In der Schule ging es immerzu gut. Jahr aus Jahrein war ich Wochner (der Wochner führt in den Pausen, d.h. zu Zeiten wo kein Lehrer in der Klasse ist die Aufsicht, besorgt den Lehrern vor jeder Stunde die Lehrmittel u.s.w.) und hielt im Allgemeinen gut Ordnung. Es kam vor, wenn ein Lehrer sich plötzlich entfernen musste, dass ich die Klasse eine ganze Stunde allein hatte, und diese oder jene Aufgabe mit ihr behandelte. Der gefürchtetste Lehrer war Eduard Bienz, der Hauptlehrer der Sekundarschule war, und Turnen und Mathematik lehrte. Er war ein hochgewachsener Mann mit mächtigem rotem bart und tiefgefurchten Zügen; wenn man ihm einen Uebernamen hätte geben wollen, was von den Schülern aus fast alle Lehrer hatten, so hätte man ihn füglich "Iwan der Schreckliche" heissen können, welcher Spitzname anderorts einem Lehrer angehängt wurde. Bienz hielt geradezu eiserne Disziplin, auch nicht die leiseste Auflehnung durfte geawgt werden. Einmal betrat er die Klasse, als darin grosse Unruhe herrschte, man erwartete den Lehrer noch nicht,

und es war mir nicht gelungen, Ruhe zu schaffen. Da erschien plötzlich Bienz unter der Thüre; natürlich trat eigenblicklich Grabesstille ein. "Iselin, nenne mir die, die gelärmt haben" erscholl es. Ich sagte, dass die Unruhe allgemein war, und es mir nicht möglich sei, einen Einzigen herauszugreifen. "Hol mir den Stock in der 3ten a", befahl Bienz darauf. In der 3ten a fragte mich Lehrer Lippuner noch, ob der Stock für mich bestimmt sei, was ich vertrauensseelig verneinte. Als ich jedoch zurückkam, gab Bienz allen 40 Schülern, mich nicht ausgenommen, jedem 2 Tätzen.

Im Frühling 1889 rückte ich in die 4te Klasse vor. Als Klassenlehrer erhielten wir zum allgemeinen Entsetzen Ed. Bienz. Neu hinzu kamen, Graf für Französisch und Kelterborn für Naturkunde. War Bienz geradzu verhasst, so war Kelterborn der beliebteste Lehrer. Hervorragend geistreich, witzig und stets interessant, war er unser ausgesprochener Liebling, und mit Ungeduld harreten wir immer seiner Stunden. Sein Name hatt aber auch weit über die Kantonsgrenzen hinaus guten Klang. Ein feingebilder Mann war auch Dr. Hans Frey, der Deutsch, Geographie und Geschichte lehrte, und der damals schon ein älterer Herr war. Frey verstund es jedoch nicht, Disziplin zu halten. Was ich sonst noch nirgends gesehen hatte, war bei ihm an der Tagesordnung, nämlich offene Revolte der Klasse. Wenn Frey z.B. einen Schüler schalt oder schlug, so fing plötzlich die ganze Klasse zu stampfen, zu brummen oder zu zischen an, je nachdem der einte oder andere Schüler einleitete. Kam der Lehrer nach hinten, so brummte es vorn, ging er nach vorn, so brummte es hinten, und das war für den Lehrer manchmal zum Verzweifeln. Gewöhnlich schlug dann Frey auf den nächsten besten Schüler los, der etwa das Unglück hatte, eine Miene zu verziehen, und erklärte, diesen nicht mehr loszulassen bis völlige Ruhe herrsche, was Frey auch ausführte. Im allgemeinen war eben die basler Schuljugend nicht besonders folgsam.

Leider gab es am Examen 89 keine Rangprämium mehr, und von da an wurde die Rangordnung überhaupt aufgehoben. Jeweilen die drei ersten Schüler in jeder Klasse hatten vordem Preise erhalten, offenbar hatte das aber die Schule mit der Zeit zu viel gekostet. Indessen gab vom Neujahr 1889 an die gemeinnützige Gesellschaft jedem ersten Schüler jeder Klasse das Naujahrsblatt (historische Abhandlung) ab, welches Geschenk auch mir zuteil wurde.

Im August 1889 kam ein neuer Bruder zur Welt, der den Namen Paul erhielt. Er war das zehnte lebende Kind. Als Gehülfe der Güterexpedition bezog der Vater damals eine Besoldung von Frs. 2200.- jährlich, und man kann sich denken, dass es unter diesen Umständen in der Familie schmal zugehen musste. Eine kleine Hebung der Familienverhältnisse brachte das Neujahr 1890, indem der Vater da zum Kassier und Büreauchef der Güterexpedition Basel vorrückte. Die Hebung war jedoch mehr moralischer als materieller Natur, denn die Jahresbesoldung des Vaters wurde dabei nur auf Frs. 2580.- erhöht. (das war gewiss ein betrübendes Zeichen, dass der Kassier der grössten schweizerischen Güterexpedition, der eine 14 köpfige Familie zu ernähren hatte, dermassen gering besoldet wurde, während die Aktionäre der Centralbahnunternehmung Jahr um Jahr hohe Dividenden bezogen.) Indessen wäre dem Vater ohne Zweifel schon früher entsprechende Besserstellung in der Besoldung geworden, wenn er sich beharrlich dafür verwendet hätte, allein er liess eben auch hier gehen

was ging, worunter begreiflich die ganze Familie litt.

Am 16. April 1890 nahm ich meinen Austritt aus der Schule, und tat Schritte um zur Erlernung der französischen Sprache ins Welschland gehen zu können. Mein Kamerad, Emanuel Schorr, der damals in Seigneux französisch lernte, suchte und fand mir dort einen Platz als Tausch gegen ein Mädchen. (Seigneux ist eine kleine Ortschaft von cirka 300 Einwohnern im Kanton Waadt, ungefähr eine Stunde westlich von dem freiburgischen Städtchen Romont gelegen.) Der Vater wollte mich jedoch nicht gehen lassen, er meinte ich verstünde aus der Schule her genug französisch und könnte in eine Stelle eintreten, um jetzt etwas verdienen zu helfen.- Bereits hatte er meine beiden Schwestern Elise und Lina in die Fabrick geschickt, um aus ihnen, kaum der Schule enthoben, einige Batzen herauszubringen, was für beide, namentlich für die geistig hervorragend begabte Lina ein Erniedrigung, eine Qual war - glücklicherweise war ich energisch genug, nicht darauf einzugehen, ich stellte dem Vater vor, dass ich ohne gründliche Kenntniss der französischen Sprache nirgends Fortschritte machen könne und schliesslich gab er nach. Unmittelbar vor der Abreise, nämlich am 23. April starb plötzlich an einem Hirnschlag die Grossmutter, Frau Iselin Bärwart, ihres Alters 80 Jahre und 2 Monate. Nun hatte der bereits auch lebensmüde 82-jährige Grossvater endlich Ruhe vor der Frau die in sein ganzes Leben erbittert hatte.

Nachdem wir die Grossmutter am 25. April beerdigt hatten, reiste der Vater mit mir am 27. April, es war ein Sonntag, ab. Vor der Abreise ergriff mir der Grossvater die Hände, küsste sie und sagte mir mit Tränen in den Augen: "Du wirst mich nicht mehr sehen, wenn du zurückkommst." Lange behielt er meine Hände in den seinen, und erst jetzt merkte ich recht, wie lieb er mich hatte, und was wir einander in der zerklüfteten Familie waren. Meine Gesellschaft, meine aufrichtige und unerschütterliche Zuneigung hatten dem alten, in seinem Leben so hart getroffenen Manne wohlgetan. Sinnend stand er dann ans Fenster und schaute uns nach bis wir in der Richtung nach dem Bahnhof hinter den Bäumen verschwunden waren.

Wir reisten mit dem Zug über Bern und stiegen in Romont aus, wo uns mein künftiger Patron mit dem Fuhrwerk abholte. Einen Tag vor mir war noch ein Mädchen von Muttenez, nämlich Karolina Leupin, Tochter von Fritz Leupin Schwob im gleichen Ort eingetroffen, sodass wir also drei deutsche da waren. Die Familie Cachin, in die ich nun kam, bestund aus Mann und Frau, und aus 2 Töchtern und 1 Sohn, ihres alters 14, 10 & 12 Jahre. Die 14 jährige Tochter Lea nahm mein Vater als Tausch für mich heim nach Muttenez. Cachin war ein fleissiger Mann, fast arbeitete er zuviel; er hielt 2-3 Kühe & 1 Pferd, daneben betrieb er eine Spezereihandlung mit Brot- & Salzverkauf. Frau Cachin war eine kleine kugelrunde Person, resolut, und versehen mit einem hervorragend kräftigen Sprachorgan, mit dem sie nicht etwa bloss auf die Kinder und mich, sondern zuweilen auch auf ihren Gemahl einwirkte. Im gewöhnlich Klang ihrer Rede indessen süss und verbindlich und sie verstund es wie keine zweite, von den Leuten alles zu erfahren, was sie zu wissen begehrte. Der Krämerladen war denn auch ihr Element, da konnte sie ihr ausgesprochenes Bedürfnis zu reden in ausreichendem Masse befriedigen.

Ich trat sofort in die Schule ein, zu dem einzigen Lehrer des Orts, Alfred Oguey von Aigle. Dieser war damals erst 19-20 Jahre

alt. Er lehrte vorzüglich, die Disziplin handhabte er jedoch ziemlich larg, auch war er in seiner Kleidung sehr nachlässig. Sein Geld gab er meistens für Reisen oder für sonstigen Sport aus.

Neben der Schule wurde ich von meinem Patron stets beschäftigt, namentlich mit Landarbeiten, was mir, in dem Masse wie es geschah, anfänglich gar nicht gefiel, und wogegen ich mich auflehnte, zumal Emanuel Schorr mehr freie Zeit hatte als ich, und mich oft vergeblich aufsuchte um mit mir die Zeit zu verbringen. Nach und nach gewöhnte ich mich aber daran. Die Kost war gut, auch hatte ich ein hübsches kleines Zimmerchen. Das Bett teilte ich mit dem 12-jährigen Sohn Alfred. Zu meinen Obliegenheiten gehörte es, in Granges-Marnand, in Payerne und in Lucens mit dem Fuhrwerk die für die Handlung nötigen Waren zu holen. Nach Granges musste ich zweimal wöchentlich fahren zum Bäcker der Brot lieferte. Diese Ausflüge mit einem sogenannten Reitwägelchen gefielen mir immer sehr gut, mein Rösslein musste da wacker traben, und das gefiel dem Patron besonders, dass ich jeweilen rasch wieder zurück war. Letzteres war bei ihm schon weniger der Fall, wenn er ging, sientemalen er unterwegs viel einkehrte; ich war am Anfang auch nicht wenig erstaunt als mein Gaul unterwegs mit mir ohne weiteres auf jede Wirtschaft losrannte, und ich ihn nur mit Mühe daran vorbei bringen konnte.

Im Mai, d.h. zu Ende dieses Monats, machte Lehrer Oguey mit Emanuel Schorr und mir einen Ausflug zu Fuss nach Estavayer und hinüber per Schiff nach Neuchatel; es war dies für mich ein herrlicher Anlass, da ich vorher nie an einem See war.

In der Schule machte ich Fortschritte, und auch mit dem Plaudern ging es bald gut. Nachdem ich in Basel 4 Jahre hindurch jeden Tag eine französische Stunde gehabt hatte, konnte man in dieser Beziehung auch etwas von mir erwarten. Sonntags ging ich regelmässig in die Kirche, nach Dompierre sur Lucens, zu dem alten graubärtigen Pater Leyvraz. "Catéchisme" nannte man den Sonntagsgottesdienst für die Jugend. Wir waren von Seigneux cirka 12 Kinder die pflichtig waren, denselben zu besuchen. Dompierre ist ungefähr eine halbe Stunde von Seigneux entfernt, und wir kehrten dann gewöhnlich in einer einzigen Gruppe zurück. An einem der ersten Sonntage war es, als ich unterwegs von der Kirche mit einem 14-jährigen Mädchen namens Fanny Vauthey plauderte. Da kam Henri Rapin, ein Knabe meines alters, an mich heran, und sagte zu mir: "Was hast Du mit Fanny? geh du zu Lucie". Diese Lucie war ebenfalls ein 14 jähriges Mädchen, das hinterher lief. Auf die Bemerkung von Rapin schaute ich nach dieser hin, sie lachte, wie alle übrigen Knaben und Mädchen, indessen sagte niemand dazu ein Wort, und es schien mir als ob alle Rapins Vorgehen begreiflich fänden, während ich dafür absolut kein Verständnis hatte. Wie man mich nachher belehrte, galt Fanny Vauthey als die bonne amie (gleichbedeutend wie "Schatz" von Henri Rapin; ein drittes Mädchen, Olga Trolliet, galt als diejenige von Emanuel Schorr, und meine Wenigkeit wurde also, ob ich wollte oder nicht, auf Lucie Jaccaud verwiesen. Alle andern Knaben und Mädchen waren jünger. Dazu, dass ich nun offiziell eine bonne amie haben sollte, machte ich kein gerade gescheites Gesicht. Das angeführte kleine Ereignis ist aber insofern bemerkenswert, als sich zwischen Lucie Jaccaud und mir mit der Zeit tatsächlich ein Freundschaftsverhältnis entwickelte, das erst im Jahr 1900, d.h. zehn Jahre später mit der Verehlichung Lucies definitiv aufhörte. Lucie war schon damals, also in Jahr 1890, ein hübsches Mädchen, schlank gewachsen, rotwangig, mit grossen braunen Augen und schwarzen Haaren, sowie mit einem zierlichen kleinen Mund und schneeweissen Zähnen. Sie galt später als die schönste Jungfrau in der Umgebung. Obwohl ich damals als 15-16-jähriger Knabe durchaus nicht das für sie empfand, was Liebe ist, so hielt ich mich doch in der Folge bei den Spielen und Sonntagsausflügen mehr an sie, ebenso tat Lucie mir gegenüber.

Der Sommer kam und ging, ich fand mich gut in die neuen Verhältnisse und verrichtete die Arbeiten auf dem Felde nicht mehr ungern. In der Schule schuf ich eifrig Uebersetzungen, unter anderem übersetzte ich das Schauspiel "Hermann der Cherusker" ins französische, und arbeitete im Uebrigen mit der obersten Lehrstufe mit. Dem Lehrer leisteten Emanuel und ich oft Gesellschaft und spielten mit ihm. Gewöhnlich machten wir den Königsjass, und da kam es vor, dass wir es Hrn. Oguey gegenüber mit der Ehrlichkeit nicht genau nahmen. Ich war immer noch der gleiche Lachnarr wie früher, und so konnte ich das Lachen nie verhalten wenn Emanuel durch eine versteckte Manipulation mit grösster Seelenruhe das Spiel so gestaltete, dass der Lehrer arg verspielte. Dieser war kurzsichtig, er trug eine Brille, durch mein Lachen wurde er aber schliesslich aufmerksam und

erwischte uns einmal. Ha... vous brouillez, sagte er da, stand auf, schloss die Türe von innen ab, nahm einen Stock und prügelte uns im Zimmer herum. Der Umstand dass Oguey sogleich zuerst die Türe abschloss, lässt erkennen, dass er seine Pappenheimer kannte.

Wir hatten ihm vordem schon ähnliche respektwidrige Streiche gespielt, Es war uns aber jedesmal gelungen zu entkommen.

Im September fanden in der Gegend von Romont die Herstübungen des 1. Armeekorps statt, denen Emanuel und ich zu unserer grössten Freude mehrere Tage nachgehen durften.

Am Bettage Vormittag brach ich zum zweitenmal den linken Arm. Ich war mit dem Vieh auf der Weide, Henri Rapin und ein gleichaltriger Knabe namens Mottet von Henniez leisteten mir Gesellschaft. Zum Zeitvertreib rangen wir miteinander, wobei der Unfall passierte. Ich mass mich mit Mottet und zwang ihn, beim Sturze brachte ich aber den linken Arm nicht unter Mottets Rücken hervor, sodass der Vorderarm infolge des ungestümen Falles entzweibrach. Darauf standen wir zusammen und hielten Rat was zu thun sei. Damit niemand gescholten werde, schlug ich vor, zu verschweigen, dass der Unfall infolge Herumbalgens, wie man gemeinhin unsere Turnübungen nannte, geschah, und einfach vorzugeben ich sei, indem ich den Kühen nachlief, gefallen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und dann strickte durchgeführt. Rapin übernahm das Hüten des Viehs und Motter begleitete mich nach Hause, wo es lange Gesichter gab; namentlich die vorgegebene Geschichte über den Hergang erregte Kopfschütteln. Frau Cachin stellte indessen die geistreiche Diagnose, der Arm sei nicht gebrochen sondern nur gekrümmt.- Ueber diesen Einfall musste ich, trotz meiner unglücklichen Lage lachen. Fünf bange Stunden musste ich warten, bis ein Mann aus dem freiburgischen Villeneuve, der zwar arztete, aber kein Patent dazu besass, und keine Prüfung bestanden hatte, herbeigerufen war, und mir den Arm wieder einrichtete. Er machte die Sache ordentlich und die Heilung verlief gut, worauf ich auch dem Vater über das Vorkommnis berichtete. Dieser mochte sich darüber wohl nicht gross wundern, war er es an mir doch von Jugend auf gewöhnt, dass ich überall hinaufkletterte, mich beständig herumbalgte, und an Ungestüm meinesgleichen suchte.

Im Oktober 1890 kehrte Emanuel Schorr zurück nach Muttenz. Karoline Leupin sah ich gewöhnlich nur in der Schule, sie wohnte abseits vom Dorfe und ich verkehrte mit ihr ganz wenig.

Im Verlaufe des Herbstes begann auch der Konfirmationsunterricht. Für die Kinder von Seigneux und Cerniaz fand er im Schulhaus zu Seigneux, und zwar zweimal pro Woche statt. Ich musste alles mitmachen wie die welschen Konfirmanten, was mir aber ohn besondere Mühe gelang. Die Unterrichtsstunden, gegeben von Pater Leyvraz, verliefen stets ernst und würdig. Gegen den Winter wurde ich von heftigem Zahnweh befallen, welches mir keine Ruhe liess, bis ich nach und nach alle bösen Zähne - vier an der Zahl - hatte ausziehen lassen. Das Zahnausziehen besorgte dort ein Turmuhrmacher in dem eine schwache Stunde entfernten Granges, namens Crot. Derselbe, ein alter Mann, weissagte mir damals: "Du wirst wahrscheinlich das 20te Altersjahr nicht erreichen". Ueber die Gründe dieser Ansicht befragt, gab er ausweichende Auskunft. Ich für meinen Teil

begriff seinen Spruch nicht, besass ich doch damals wie auch heute noch durchaus, gesunde Organe. Allerdings war ich ein hochaufgeschossener Knabe und war offenbar jedesmal bleich wenn ich zu Crot kam, was aber nicht wunder zu nehmen braucht, in Anbetracht der Prozedur die einen bei ihm, der nur mit den primitivsten Werkzeugen ausgerüstet war, bevorstand.

Im Winter musste ich weniger mehr arbeiten; ich ging Vor- und Nachmittags in die Schule. Jeweilen 1/4 Stunde vor Schulbeginn wurde geläutet. (auf dem Schulhaus befand sich ein kleiner Glockenturm mit einer Glocke, welche für alle Anlässe der Gemeinde diente) das Schulläuten war Sache des Lehrers, welches er jedoch mir übertrug. Herr Oguey stand des morgens jeweilen erst auf, wenn ich läutete. Läutete ich zu spät, so kam auch die Schule zu spät, und es kam ab und zu vor, dass ich bloss halb angekleidet ins Schulhaus hinüberspringen musste, um noch einigermaßen rechtzeitig die Glocke in Bewegung zu bringen, und auch Feuer in den Ofen zu machen.

Jeden Abend war in meinem Zimmer ein ganzer Trupp Kinder beisammen, um den Abend zu verbringen. An Unterhaltung mangelte es nie, Cachin und seine Frau blieben abends im Spezereiladen und unterhielten sich mit den Bauern, die sich stets zahlreich einfanden, die Pfeife rauchten, und die Tagesereignisse verhandelten.

Nach und nach hatte ich mich so an Land und Verhältnisse gewöhnt, und war so vertraut mit den Leuten, als ob ich in Seigneux von Jungend auf daheim gewesen wäre. Das Jahr 1891 brach herein. Weihnacht und Neujahr waren ruhig vorbeigegangen. Langweilig und trocken kam mir die Weihnacht vor, da in keinem Hause ein Christbaum zu sehen war. Zu Ostern 1891 wurde ich dann in der Kirche zu Dompierre konfirmiert, und die Zeit zur Heimkehr nach Muttenz rückte heran. Alfred Cachin, der Sohn meines Patrons, und ich durften indessen noch eine kleine Reise an den Genfersee zu Verwandten der Familie Cachin machen, die wir an einem prächtigen Frühlingssonntag antraten. Wir besuchten Chexbres, St. Saphorin, Vevey, Montreux & Chillon. Es hatte mich mächtig an die herrlichen Gestade dieses See's hingezogen, den die Waadtländer in so vielen Liedern, besonder an den langen Winterabenden besingen, und ich gestehe, dass ich nicht enttäuscht war als ich hinkam.

Ende April zeigte mir der Vater an, dass ich am darauffolgenden 1. Mai als Lehrling bei der Betriebskontrolle der Schweizerischen Centralbahn im Spiesshof in Basel eintreten könne, und am 27. April heimkehren solle. Der Vater hatte mich ohne weiteres für den Bahndienst bestimmt. Es machte mir Mühe von Seigneux fortzugehen, so sehr war ich eingelebt. Pfarrer und Lehrer stellten mir vorzügliche Zeugnisse aus, und nachdem ich von allen meinen Gespielen, Gespielinnen und älteren Freunden Abschied genommen, reiste mein Patron Frédéric Cachin am 27. April via Payern - Fribourg mit mir ab. Mein Vater brachte Lea Cachin bis Bern, wo wir uns begegneten. Dasselbst verbachten wir zusammen noch einige gemütliche Stunden, worauf mein Vater mit mir nach Muttenz und Cachin mit Lea zurück nach Seigneux reisten.

Zu Hause waren keine grossen Veränderungen eingetreten, auch der Grossvater lebte noch und war hocheifrig mich wieder zu sehen. Am 1. Mai trat ich im Spiesshof ein, wo ich mit der Billetkontrolle beschäftigt wurde. Ich erhielt von Anfang an

Fr.30.- Lohn pro Monat. Die Arbeit gefiel mir nicht übel und überanstrengen musste man sich im Spiesshof auch nicht. Sonntags erhielt ich vom Vater 50 Cts. Sackgeld, das ich auf Bier und etwas Wurst und Brot verwendete. Mein bester Freund um diese Zeit wurde Rudolf Käser, dessen Vater Direktor der sogenannten Rotfarbenfabrik in der Schweizerhalle war. Rud. Käser war damals Lehrling in einem Bankgeschäft in Basael, wir kannten einander von der Schule her und trafen uns täglich in der Eisenbahn, begleiteten einander ins Geschäft und trafen uns auch abends wieder für den Heimweg. In Muttenz war ich meistens in Gesellschaft meiner Altersgenossen, die im Unterdorf wohnten. In die Familie Brüderlin - Bornhauser kam ich nur noch selten, da Arnold im Ausland war.

Am 2. Sonntag im Juni 1891 erfolgte das schreckliche Eisenbahnunglück in Münchenstein, wo die Birsbrücke unter der Last eines von Basel kommenden, zweispännig geführten Personenzuges zusammenbrach und wobei 73 Personen den Tod fanden. Es war Bezirks-gesangfest in Münchenstein, an dem auch der Männerchor Muttenz theilnahm. Der Tag war prächtig, sodass das Volk aus Stadt und Land hinströmte. Zufällig kam ich fast unmittelbar nach dem Sturze des Zuges in die hochgehende Birs an die Unglücksstätte, wo mich der Anblick des schrecklichen Unglücks furchtbar mitnahm. Der Packwagen und die beiden vorderen Personenwagen lagen zertrümmert in der Birs; ein dritter Personenwagen stand mit zertrümmertem Vorderteil vom Damm aus schräg im Wasser. Die Zugslokomotive stand aufrecht im Fluss, die Vorspannlokomotive dagegen, die das jenseitige Ufer bereits erreicht hatte, war über die hohe Böschung hinuntergestürzt und lag mit den Rädern in der Luft da, unter ihr begraben der Lokomotivführer, dessen Leiche erst mehrere Tage später geborgen werden konnte. Die Insassen der beiden ganz zertrümmerten Personenwagen hatten bereits alle den Tod gefunden; was nicht an Verletzungen starb, ertrank in der Birs, die sich infolge des Trümmerhaufens rasch gestaut hatte. Die Todten und Verwundeten - von letzteren gab es auch eine grosse Zahl - stammten aus der Stadt Basel, wo allgemeine Trauer einkehrte.

Das Gesangfest fand einen jähen Abbruch. Die Vereine und das Publikum hatten sich kaum in der Kirche zur Gesangsaufführung zusammengefunden, als die Katastrophe bekannt wurde und darauf alle Festlichkeit aufhörte. Es ging über eine Woche bis alle Trümmer weggeräumt waren. Die Ursache des Einsturzes der Brücke lag in der zu schwachen Konstruktion der letzteren. Dieses Unglück kostete die Jura - Simplonbahn schwere Summen Geldes und manchen Prozess mit den Verletzten und mit den Hinterbliebenen von Getöteten.

Im Juli besuchte ich, da ich auf der Bahn frei fahren konnte, zum ersten mal Luzern und den Vierwaldstättersee bis Flüelen; leider war das Wetter nicht schön.

In Muttenz besuchte ich im Winter 1891/92 bei den Lehrern W. r z und von Wartburg die Fortbildungsschule. Diese Schule ist seit-her im Kanton Baselland obligatorisch, und hat den Zweck, die Jünglinge auf die Rekrutenprüfung vorzubereiten. Die Schulpflicht erstreckte sich auf zwei Winterkurse, je zwei Abende zu zwei Stunden per Woche. Ich fand diese Kurse sehr lehrreich und be-suchte sie recht gerne. Speziell wurden darin behandelt, Geogra-

phie, Geschichte, Vaterlandskunde, Rechnen und Aufsatz.

Am 4. Dezember 1891 wurde ich zum Gehülfen der Betriebskontrolle der Centralbahn ernannt, mit einer Jahresbesoldung von Frs. 480.-

Im Frühling 1892 ereignete sich die bedauerlichste und schmerzlichste Begebenheit meines bisherigen Lebens. Mein Vetter Emil Heller und ich zerstörten eines abends bei Dunkelheit dem Hofgutbesitzer Jakob Aebin-Bay in MuttENZ auf seiner Wiese beim Hof mittels eines Gertels vorsätzlich eine Anzahl junger Bäume, welche Handlung uns Gefängnisstrafen eintrug. Mein Vater hatte zu jener Zeit einen unaufhörlichen Streit mit Jakob Aebin, der infolge konfuser Verwaltung einer Liegenschaft entstand, die sie gemeinsam besaßen. Sie hatten diese Liegenschaft als Bürgen übernehmen müssen, und wurden dann über die Verwaltung bald uneins. Beide nahmen Geld ein und gaben Geld aus, und über die Ausrechnung konnten sie sich nicht einigen. Der schwierigste Knoten in dieser Sache wurde schon im Jahr 1888 durch einen extra-Schiedsrichter gelöst, aber von da an nahmen die Reibereien gleichwohl ihren Fortgang und fast jedes Jahr - auch anfangs 1892 - fand neue Anrufung des Richters statt. Ausserdem hatte mein Vater zum Ueberfluss im Frühjahr 92 von einem berner Holzhändler ein Verfahren kontra Aebin betreffs eines angeblichen Scheinkaufs übernommen. All das machte den Vater so unruhig, dass er fast bei jeder Mahlzeit von diesen Streitigkeiten sprach. Oft verhandelte der Vater den Verlauf dieser Geschichten auch abends vor dem Hause, wo auch Emil Heller zuhörte, der mit Aebin bereits einige Konflikte gehabt hatte. Aebin war damals ein vielgehasster Mann. Er hatte anfangs der achziger Jahre den rechten Arm verloren und beschäftigte sich darauf viel mit Kauf- und Tauschgeschäften, wobei ihm nachgeredet wurde, dass er stets darauf ausgegangen sei die Leute zu hintergehen. Jedenfalls machte Aebin beständig aus dieser oder jener Ursache von sich zu reden, was unserem Vater immer neue Veranlassung gab von seinen Streitigkeiten zu sprechen. Infolge seiner Schilderungen kam uns Aebin als der Inbegriff der Schlechtigkeit vor. Ohne dass der Vater es ahnte, summierten sich die Eindrücke aus seinen bitteren Auslassungen gegen Aebin in unseren unreifen Köpfen dermassen, dass es in uns schliesslich zum Entschlusse kam, dem Aebin irgendetwas anzustellen. Von wessen Seite der Gedanke kam, Bäumchen zu zerstören, das konnte keiner von uns mehr sagen, kurz, wir führten denselben aus.

Da dem Aebin von der Jungmannschaft wiederholt Streiche gespielt worden waren, so fiel auch in diesem Falle der Verdacht auf die halbwüchsigen Burschen des Unterdorfes. Bei der Einvernahme verriet sich Heller, womit wir beide als Täter bekannt wurden. Das Vorkommnis hatte wie man sagt "viel Staub" aufgeworfen, und die Leute beschuldigten meinen Vater, uns offen dazu aufgemuntert zu haben, was aber nicht im geringsten der Fall war.

Es stund Aebin frei mit uns abzumachen oder Strafklage zu stellen. Ich begab mich zu ihm, und bat ihn, gütlich abzumachen, gelangte jedoch zu keinem Ergebnis. Aebin verlangte den vierfachen Schadenswert. Darauf bat ich den Gemeindepräsidenten Leupin, bei Aebin zu unseren Gunsten einzutreten. In welcher Weise Leupin dies tat erfuhr ich nicht. Ich gewann den Eindruck, dass gütliche Abmachung möglich gewesen wäre, wenn mein Vater sich zu Verhandlungen mit Aebin herbeigelassen und einige An-

strengungen gemacht hätte. Allein er liess auch hier die Sache gehen, mit den tröstlichen Worten, dass es besser sei, eine kurze Gefängnisstrafe über uns zu nehmen als "so viel" zu bezahlen. So kamen wir denn vor Gericht, wo ich zu meiner Rechtfertigung nichts vorbringen konnte, - die Streitigkeiten zwischen Aebin und meinem Vater verschwieg ich - Heller erzählte seine Konflikte mit Aebin, die natürlich nicht von Belang waren. Wir wurden daher zum Schadenersatz und einer entsprechenden Gefängnisstrafe verurteilt.

Allgemein wurde angenommen, dass ich infolge dessen um meine Stelle käme, allein mein Chef, Betriebskontrolleur Moser nahm mich beim Direktorium in Schutz und verwendete sich mit Erfolg für meine Beibehaltung, was für meine Zukunft von grosser Wichtigkeit war.

Unzählige Male habe ich mich seither gefragt, wie ich, der ich mich nicht erinnere jemals sonst jemanden wirklich gehasst zu haben, diese That begehen konnte.- Gewiss war es im Allgemeinen ein unüberlegter Jugendstreich, im Speciellen aber eine Frucht meiner verwarlosten häuslichen Erziehung, d.h. meines verwilderten Gemüts und meines hitzigen Temperaments. Dafür aber werde ich nie ein Verständnis haben, dass mein Vater einer kleinen Geldsumme willen, die ohne Schwierigkeit aufzutreiben gewesen wäre, eine Gefängnisstrafe über mich ergehen lassen konnte.

Mögen andere mir diese Begebenheit nie in Bösem angerechnet, und jetzt auch längst vergessen haben, mir kann das nicht helfen. Die damals in meinem frühesten Jünglingsalter erlittene Schmach und Schande haben einen Schatten auf meine Seele geworfen, der mich nicht mehr verlassen wird, bis ich sterbe, das weiss ich gewiss.

Um noch von Aebin zu sprechen, so ist derselbe heute wo ich dieses schreibe 65 Jahre alt. Er ist eine der interessantesten Erscheinungen in Muttenz. Von Statur klein jedoch untersetzt, hat er als besonderes Merkmal eine künstlichen rechten Arm; sein Gesicht ist regelmässig, die Augen blau die Nase gerade und fein geschnitten und der Mund beschattet mit einem ins gräuliche gehenden buschigen Schnurrbart. Die ganze Physiognomie verrät Intelligenz. Aebin ist sehr gesprächig und hat ein lautes Organ. Das Hofgut im Unterdorf, dessen Eigenthümer er ist, ist das schönste Besitzthum in Muttenz. Ueber Aebin und seiner Familie waltet aber ein Unstern. So lang ich weiss, lebte Aebin in Unfrieden mit seiner Frau, was jedoch nicht wunder zu nehmen braucht, da ihm die Leute seiner Beziehungen zu anderen Frauen wegen einen Spitznamen anhängten. Abgesehen vom Verlust seines rechten Armes, infolge Zerschmettern desselben durch einen Deichselschlag, brachten ihm die Kinder, ein Sohn und eine Tochter, empfindliches Unglück. Der Sohn August, der nichts gelernt hatte, heiratete mit 20 Jahren eine reiche Tochter von Riehen. Er lebte in Saus und Braus, bis er das Vermögen der Frau und was er vom Vater erhielt durchgebracht hatte. Seine Frau fing an zu trinken & ging im Elend zu grunde. August verheiratete sich wieder, machte aber bald darauf fallit, und verbüsst zur Zeit wegen Wechselfälschung in Basel eine einjährige Gefängnisstrafe.

Die einzige Tochte Jb. Aebins, Marie, ein schön gewachsenes Mädchen, verheiratete sich mit Jakob Grauwiler, Metzger in Basel. Auch Sie liess sich im Geschäft betrügerische Handlungen zu Schulden kommen, und wurde dafür von den basler

Gerichten dafür zweimal bestraft. Der letzte Fall trug sich erst vor kurzer Zeit zu. Beide Fälle erregten in der Stadt begreiflich grosses Aufsehen. Nicht minder Aufsehen erregte es in Muttenz, dass in Abständen von wenigen Jahren in der gesondert gebauten Scheune im Hof dreimal Feuer ausbrach. Böse Zungen behaupteten, Jb. Aebin habe jeweils selbst angezündet, um aus der Versicherungskasse Barbeträge zu erhalten, die er zu Bestreitung der Extravaganzen seiner Kinder nötig gehabt habe. Ich selbst habe keine Hinweisse, inwieweit Aebin den ihm jetzt beschiedenen unglücklichen Lebensabend verdient hat. Er ist nun ein bedauernswerter Mann, ob zu Recht oder Unrecht, das zu richten will ich füglich anderen überlassen.

Die meinem Vetter und mir gegenüber geübte Hartherzigkeit habe ich Aebin nie nachgetragen. Obwohl es für mich ein furchtbarer Schlag war, ergab ich mich still in die schmerzlichen Folgen jenes verhängnisvollen Fehltrittes, den ich selbst nie begreifen werde. Ein mächtiger Drang durch treue Pflichterfüllung und Arbeit so viel als möglich gut zu machen, bemächtigte sich meiner, und energisch hielt ich an diesem Ziele fest, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, dass das der einzige Weg sei, die Scharte auszuwetzen.

Im Sommer 1892 starb meine Grossmutter, Frau Eva Vögelin, ihres Alters 72 Jahre, nachdem ihr ihr Gatte im Tode bereits vorgegangen war.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt ich von Lehrer Oguey von Seigneux, mit dem ich in brieflichem Verkehrs blieb, die Mitteilung, dass das Haus meiner Freundin Lucie Paccaud mitten in der Nacht samt Fahrhabe durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört worden sei, und dass ihre Eltern bloss ihr nacktes Leben retten konnten; Lucie sei glücklicherweise abwesend gewesen. Lucie selbst schrieb mir nichts davon, wir standen nicht in Briefwechsel miteinander, dazu waren wir noch zu jung, auch hatte ich mich, wie früher gesagt, in sie nicht eigentlich verliebt.

Wenn man sich etwa darüber wundert, dass ich aus diesen jungen Jahren schon von "Liebe" spreche, so muss ich gestehen, dass meine erste Liebe schon von früher, nämlich aus dem 14ten Altersjahr datiert. Der Gegenstand davon war Julie Brüderlin, (Seite 60 hievon) die Tochter des reichen Hrn. Brüderlin-Bornhauser in Muttenz, der seinen Wohnsitz zuunterst im Dorf, neben der Wirtschaft zum Warteck in einer hübschen Villa hatte. Ja zu ihr, hatte ich, der arme Bub, damals meine Augen erhoben, und im Laufe des Verkehrs in jenem Hause angefangen das Mädchen mit der ganzen Kraft meines liebebedürftigen Herzens zu lieben. Julie war ein Jahr jünger als ich, sie war ziemlich gross und schlank, hatte blonde Haare, hellgraue Augen und ein ziemlich kleines schmales Gesicht. Den Eltern war sie folgsam und hatte überhaupt ein gutes Herz. Gegen mich war sie die Güte selbst, alle ihre Handlungen mir gegenüber verrieten, dass sie mich auch ein wenig lieb hatte. So oft und viel wie wir beisammen waren, spielten und uns unterhielten, niemals gab es die leiseste Differenz zwischen uns beiden, kein einziges Mal liess sie mich ihre überlegene Stellung als reiche Tochter fühlen, und nie sprach sie ein Wort zu mir, das mir, der ich doch immer

sehr empfindlich war, hätte weh thun können, dagegen nahm sie stets für mich Partei in Konflikten gegen ihren Bruder Arnold. Wer wird da erstaunt sein, wenn ich mich in Julie verliebte? So verschwiegen und zart unsere gegenseitig Neigung war, so blieb sie doch nicht unbemerkt, namentlich der um ein Jahr jüngere Bruder Arnold hatte die unglücklichen Einfälle, kleine harmlose Intimitäten die Julie mir gegenüber zuweilen offenbarte, vor Herr und Frau Brüderlin ans Licht zu ziehen, und uns in Verlegenheit zu bringen; auch Lisette, die alte Magd, spielte etwa lächelnd auf uns beide an, allein die Eltern lachten und liessen uns gewähren, wir waren ja noch Kinder. Frau Brüderlin duldete es auch, dass Julie mich persönlich zu Hause holte, wenn sie schwere Schulaufgaben oder dergleichen zu machen hatte.

Es war eine Liebe von ideeler Zartheit und Innigkeit, die damals in mir für Julie Brüderlin lebendig war, und die Luftschlösser, die ich dabei als Kanbe gebaut, waren gewiss nicht minder schön, als sie von irgend jemandem je geträumt worden sind, jedoch bewahrte ich darüber stets tiefes Schweigen, auch Julie gegenüber. Diese kam zu gleicher Zeit wie ich ins Welschland in eine Pension und später nach Italien, sodass ich dann nicht mehr mit ihr zusammentraf. Diese vorangegangene Neigung zu Julie, war der Grund warum im Welschland mein Herz für die hübsche kluge Lucie Paccaud kühl blieb.

(Julie Brüderlin, dessen Eltern in Italien ein kleines Hotel übernahmen, verlobte sich dort schon im 18ten Altersjahr mit einem italienischen Hauptmann. Die glänzende Uniform hatte es auch ihr, wie schon so manchem jungen Mädchen, angetan: Die Eltern, die sich von dieser Verbindung wertvolle Beziehungen in Italien versprochen, was besonders der Eitelkeit des Hrn. Brüderlin schmeichelte, willigte ein, und es kam bald darauf zur Hochzeit. Dass der schneidige Offizier bereits ein mächtige Glatze aufwies, und berufshalber unmöglich ein geordnetes Fa-

milienleben bieten konnte, schien nicht in Betracht zu fallen. Jetzt ist Julie seit mehreren Jahren sozusagen beständig mit ihrem einzigen Kinde, beide kränklich, in Muttenz, nachdem ihre Eltern das Hotel in Italien aufgegeben hatten, während der Gatte in Italien fröhlich seinem Soldatenberuf obliegt; getrennt und doch gebunden. Zu spät hat sie jetzt Gelegenheit darüber nach-

zudenken, inwieweit es im Leben auf Glanz ankommt. Arme Julie.)

Zwei Jahre verstrichen auf das Aufhören des Verkehrs mit Julie Brüderlin, da verwundete ein zweiter Liebespfeil mein junges Herz. Auch jetzt noch galt es nicht Lucie Jaccaud, sondern der um 2-3 Jahre jüngeren Elise Glinz, Tochter des Jakob Glinz Bäcker in Muttenz, welche Familie an der oberen Ecke Burggasse - Gempengasse Wohnsitz hatte. Elise hatte zu gleicher Zeit mit Julie, sowie mit Arnold Brüderlin und mir die Schule in Basel besucht, sodass wir uns vom Schulweg her kannten, zuweilen hatten wir uns auch im Hause der Familie Brüderlin gesehen, und später kam sie oft in unser eigenes Haus zu meiner Cousine Heller. Elise war mittelgross von Gestalt und gut gebaut, hatte dunkelbraune Augen, braune Haare und ein blasses, jedoch volles Gesicht. Kaum aber war diese Neigung in mir entstanden, so beging ich jenen folgenschweren Fehltritt gegen Aebin, der mich dergleichen niederschlug, dass ich mich selbst einer Liebe unwürdig

hielt, und diese Neigung verbarg und niederkämpfte. Schon als Schulknabe, und zum zweitenmale als 17jähriger Jüngling hatte ich also geliebt, und zwar mit demselben Ziel wie wenn ich zehn Jahre älter gewesen wäre, nämlich mit dem Hoffen und Wünschen, den Gegenstand der Liebe einst besitzen zu können. Bin ich der einzige dem das passiert ist? Das kann ich nicht glauben, denn in diesen Jahren sind empfängliche Menschenherzen doch gewiss zum Lieben fähig, und die Liebe selbst hängt ja nicht ab vom Willen oder von irgend einem von Menschen gemachten Reglement.

Am 22 September 1892 kam ein neuer Bruder - das elfte Kind - zur Welt, der den Namen Hugo erhielt. Obwohl in unserem Hause vielmal Taufe war, so erinnere ich mich noch gut an diejenige von Hugo, weil mir bei diesem Anlass ein Missgeschick passierte. Ueber der besetzten Tafel hing nämlich eine frisch gefüllte Petrollampe. Beim wegnehmen einer leer gewordenen Doppelliterflasche, die ich über die Schultern der enganeinander sitzenden Gäste dirigieren musste, fuhr ich von unten herauf aus Versehen mit der Flasche in den Petroleumbauch und schlug ihn ein, sodass der ganze Inhalt wie eine Sturzwelle auf den Tisch herniederfiel. Das war natürlich eine üble Störung, es gab lange Gesichter, und da der Vater zornig auffuhr, stotterte ich rasch eine Entschuldigung und verschwand eiligst. Fast alle Anwesenden waren vom Petroleum bespritzt worden und mussten ihre Kleider reinigen, ebenso mussten Tisch und Stube behufs entfernung des Petroleumgeruches gescheuert werden. Nachdem dies besorgt und man sich in die Situation gefunden hatte, konnte ich auch wieder in die Gesellschaft zurückkehren.

Im Verlaufe des Jahres 1892 hatte der Grossvater stark gealtert und an Kräften abgenommen, namentlich klagte er längst über heftige Schmerzen im Kreuz, die natürlich eine unabwendbare Folge seines langen arbeitsreichen Lebens waren. Längere Zeit schon vorher hatte sich bei ihm eine grosse Lebensmüdigkeit fühlbar gemacht und oft zeigte er nach dem unfern von unserem Hause gelegenen Gottesacker mit den Worten: "Wenn ich nur dort wäre". Anfangs Oktober konnte er nicht mehr aufstehen, und am 15. Oktober erlag er der Altersschwäche, seines Alters 84 Jahre und 13 Tage.

Eine kernige Gestalt sank mit ihm ins Grab. Bis zu seinem Tode war er niemals krank, und mit Stolz erzählte er mir früher, wie er noch als sechzigjähriger ohne Mühe einen Doppelzentner trug, und beim Baden über den Rhein schwamm. Als ich ihn zu kennen anfang, war er schon ein alter Mann, mit ziemlich schmalem Gesicht, jedoch noch von hoher ungebeugter Gestalt; er hatte grau bläuliche Augen, eine gerade Nase und bereits graue Haare, die Oberlippen trug er glatt rasiert, am Kinn jedoch einen kurzen Bart.

So gesund er war am Körper, so erbittert war er am Gemüt, infolge der langen unglücklichen Ehe und der daraus resultierten Folgen. Insbesondere muss ihn das Fallimant und die Einstellung in den bürgerlichen Ehren und Rechten getroffen haben. War er daran schuld? Ich glaube zum kleinsten Teil, die Verhältnisse waren da stärker als er. Hervorzuheben ist besonders die teure Zeit,

die auf die dreissigerjahre folgte. Eine Eisenbahn war bekanntlich noch nicht da, Basel gab den abtrünnig gewordenen Orten nichts zu verdienen und der Brotpreis ging zeitweilig bis auf Frs. 1.50 pro Laib, sodass wer eine zahlreiche Familie hatte, nothgedrungen verarmen musste. Wäre dem thatkräftigen Grossvater eine fürsorgliche Gattin zur Seite gestanden, so hätte er die Krisis gewiss überwunden, allein die Grossmutter unterstützte ihn in keiner Weise, sie war sogar zu bequem nur das nötige Gemüse zu pflanzen. "Ihr Grossvater war immer ein fleissiger Mann, sagte mir jüngst eine alte Frau - mit den Bärwarts jedoch war nie etwas los." Wenn man nun auch in Betracht zieht, dass es die Grossmutter noch an ehelicher Treue mangeln liess, so braucht man sich nicht zu wundern, dass es ging wie es gegangen ist. Ehescheidung wäre für den Grossvater der einzig diskutable Ausweg gewesen, allein angesichts der zahlreichen Kinderschar wäre es doch sehr fraglich gewesen, ob ihm daraus beträchtlich verbesserte Verhältnisse erstanden wären, weshalb er sich wohl auch nicht dazu entschlossen hat.

Man sieht, wie enorm das Schicksal eines Mannes durch seine Lebengefährtin bestimmt wird.

Wie ich früher geschildert habe, konnte der Grossvater in seinem Alter keines seiner Kinder in nur einigermaßen glücklichen Verhältnissen sehen, und in unserem Haus war er nicht etwa besonders gut aufgehoben, sodass auch sein Lebensabend kein besonders behaglicher war. Wohl liess man ihn in seiner Betätigung gewähren, was aber alte Leute besonders bedürftig sind, nämlich freundliche Behandlung, das wurde ihm bei uns wenig zuteil. Der Vater war den ganzen Tag abwesend, und die Mutter behandelte ihn von Anfang an unfreundlich; als dann noch die Grossmutter hinzukam, war die Behandlung die man dem alten Manne angedeihen liess mehr als unfreundlich. Seine Schlafstätte hatte er zwei Treppen hoch in einem Dachzimmer, wo man ihn bis zu seinem Ende belliess, trotzdem es ihm in der letzten Zeit altershalber fast unmöglich war die Treppen zu steigen und er im Winter im erwähnten Zimmer unter Kälte empfindlich litt. Wäre meine Mutter selig am Leben geblieben, so hätte es auch im Leben des Grossvaters noch Sonnenblicke gegeben, aber das Schicksal hatte es auch für ihn anders bestimmt. Mich selbst wird es immer betrüben, dass der Lebensabend des Grossvaters nicht in eine Zeit fiel, wo es mir möglich gewesen wäre mehr für ihn zu thun. Immerhin stand ich ihm am nächsten, und seine letzten Rufe und Worte vor dem Sterben galten mir.

Um diese Zeit als der Grossvater starb, schaffte der Vater ein junges Hündchen, einen schwarzen Spitzer an, der, als er erwachsen war, mein liebster und treuster Gefährte wurde; er erhielt den Namen "Netti". Ausserdem schloss ich damals Freundschaft mit drei Jünglingen, Namens Gottfried Jauslin (Hafner Hansens), seines Berufs Mechaniker, Traugott Schmid (Züri Lienenis) Landwirt, beide Muttenser Bürger und Willy Willener Commis, ein Berner, der bei Schuhmacher Lüdin in Muttens aufgezogen worden war; alle drei waren 2 Jahre älter als ich und intelligente Burschen. In der Folge waren wir alle Sonntage und bei allen Anlässen beieinander, sodass schliesslich das Freundschaftsverhältnis zwischen uns ein festes und dauerndes wurde.

Im Winter 1892/93 besucht ich den zweiten und letzten Fortbildungsschulkurs bei Lehrer Julius Wirz in Muttens, welcher letzteren ich dabei besonders lieb gewann. Mit Eifer und Ernst

erteilt uns Wirz den Unterricht, und die Stunden bei ihm waren für mich eine ganze Erholung. Wirz ist jetzt noch Lehrer in Muttenz, er stammt aus dem oberen Baselbiet & ist ein stiller und allgemein geachteter Mann.

Auf Neujahr 1893 wurde meine Besoldung von Frs. 40.- auf Frs. 50.- pro Monat erhöht, welches Einkommen noch nicht auf grosse Sprünge eingerichtet war; Im Spiesshof waren eben alle jungen Leute ohne Ausnahme schlecht besoldet. Ich war mit dem Verrechnungswesen des Personen- Gepäck- und Viehverkehrs beschäftigt. An der Arbeit fand ich zwar Gefallen, allein schon im ersten Jahr war ich mir klar darüber, dass ich nicht die Absicht hatte mein ganzes Leben in einem Verwaltungsgebäude zuzubringen, es drängte mich hinaus auf die Stationen, in den eigentlichen Bahnbetrieb, und bereits hatte ich mich beim Betriebschef angemeldet um bei Gelegenheit Berücksichtigung zu finden.

An den Sonntagen wussten wir Kameraden in Muttenz uns stets die Zeit zu vertreiben. War es schön, so machten wir Streifzüge durch Wald und Feld, und bei schlechtem Wetter sassen wir bei dem einten oder anderen in der Stube, oder auch in unserer Stammkneipe, in der sogenannten Bierhalle, Ecke Basalgasse - Geispelgasse, zusammen; oft kam auch mein Freund Käser, und ein zweiter Jüngling von der Schweizerhalle Namens Karl Suter des Seilers hinüber zu uns. Diese Besuche wurden zuweilen in Corpore erwidert, wobei es dann meist eine Kahnfahrt auf dem Rhein nach Augst gab.

Anlässlich einer solchen Kahnfahrt machte ich im Januar 93 un.

liebsame Bekanntschaft mit dem Vater Rhein. In Augst hatte die fröhliche Gesellschaft stark ins Glas geschaut und auf der Rückfahrt ging es dann auch wie toll her. Meine Kameraden sassen im Schiffchen, sangen, jauchzten und neckten sich, während ich vorne aufrecht stehend das Schiffchen mit dem Ruder durch die Fluten gleitete. Meine Ermahnungen, auf den Gang des Schiffchens zu achten, wurde nicht berücksichtigt, und als ich unterhalb der Augster Insel durch die hochgehende Strömung fuhr, brachte die Gesellschaft durch Unachtsamkeit den Kahn derart ins Schwanken, dass ich mich vorn nicht mehr aufrecht halten konnte und einen Fehltritt machend, rücklings ins Wasser stürzte. Glücklicherweise kippte das Schiffchen nicht um, und ich konnte mich am Rande desselben festhalten, worauf

mich meine inzwischen verstummten Kameraden wieder hereinzogen. Für meine Unvorsichtigkeit, mit der tollen Bande durch die Strömung statt durch ruhige Wasser zu fahren, hatte ich also büssen müssen. Es war kalt -Januar- und mit klappernden Zähnen kam ich in der Schweizerhalle an, wo ich mich bei Rudolf Käser umkleidete.

Eines Tags auf dem Weg ins Bureau gestand mir Rudolf Käser, dass er in Elise Glinz tief verliebt sei, und darnach trachte, ein Verhältnis mit ihr anzuknüpfen; "diese oder keine" rief er damals aus. Obwohl ich versucht hatte, meine Liebe zu Elise zu unterdrücken, war sie doch in mir lebendig geblieben. Nun kam also mein bester Freund, und schaute auf dasselbe Mädchen. -Was war da zu machen; Rudolf hatte einen noblen Charakter, und wenn ich ihm meinerseits meine Neigung zu Elise offenbart hätte, so hätte er gewiss sein Vorhaben, mit Elise anzuknüpfen, fallen gelassen. Das wollte ich aber nicht, ich behielt meine

Gedanken für mich, und im Stillen Verzicht leistend, munterte ich Rudolf auf, das gewünschte Verhältnis mit Elise zu suchen. Zu diesem Behufe kam er darauf fast alle Sonntage nach Muttenz und kehrte dann jedesmal, entweder mit mir oder allein bei Elise an, die, weil ihre Eltern neben der Bäckerei noch eine Spezereihandlung betrieben, leicht zu treffen war. Auf diese Weise kam Rudolf ins Ziel. Allerdings machte er die Wahrnehmung, dass Elise tatsächlich auch Neigung zu mir in sich getragen hatte. Auf eine bezügliche Bemerkung Rudolfs gab ich diesem die Versicherung, dass er von meiner Seite keinerlei Rivalität zu erwarten habe, welches Versprechen ich stets rechtschaffen hielt. Es ist noch beizufügen, dass Elise Glinz damals überhaupt ein viel umworbenes Mädchen war, und ohne Zweifel hätte die Muttenzer Burschenschaft dem Rudolf Käser ab und zu Widerwärtigkeiten bereitet, wenn er bei uns Kameraden nicht Stützpunkt gehabt hätte. Namentlich der damals noch ledige junge Rössliwirt, Fritz Schorr, warb eifrig um Elise, kam jedoch nicht an.

Inzwischen hatte meine Schwester Elise eine Stelle in Vevey angetreten und Lina den Näherinnenberuf erlernt. Aber auch der Näherinnenberuf gefiel der geistigen Lina nicht, von Jugend an hatte sie sich in den Kopf gesetzt, Lehrerin zu werden, welcher Projekt aber stets am Vater gescheitert war.

Er erklärte rundweg kein Geld dazu zu haben. Wir zwei jungen Menschenkinder waren jedoch zur Ansicht gelangt, dass eine Tochter, die willens ist etwas zu werden, wohl eine Hypothek wert wäre, und kamen immer wieder auf die Sache zurück. Eines Tags gab ich Lina das feste Versprechen ab, von mir aus an den Vater zu gelangen, und ihm einfach keine Ruhe zu lassen, bis er einwillige. Als ich dann bei diesem herausrückte, schrie er mich an, wie immer wenn man etwas von ihm wollte, darauf war ich aber gefasst, und dass eine Festung selten beim ersten Sturm fällt, wusste ich auch. Ich gab also nicht nach und drang dann auch durch. Der Vater machte eine Anleihe von Frs. 2000.-wozu ihm Onkel Lienhard und Pfarrer Marti als Bürgen beistanden, und Lina konnte im April 1893 ihre Studien in der städtischen Töchterschule in Bern antreten, und damit in die Späre gelangen, nach der sich ihr Geist sehnte. Allerdings war Lina inzwischen bereits 19 Jahre alt geworden, hatte seit fünf Jahren keine Schule mehr besucht und vordem nur Primarschulbildung genossen, sodass es sie anfänglich enorme Mühe kostete mitzumachen, und mit ihren, meistenteils mit guter Vorbildung ausgerüsteten Kolleginnen einigermaßen Schritt zu halten. Mit eisernem Fleiss jedoch arbeitete sie sich ein, und hielt stand.

Die Mutter, der es nur wohl war, wenn es uns Kindern aus erster Ehe nicht gut ging, war über das Gelingen von Linas Projekt so neidisch geworden, dass sie ihr die hässliche Bemerkung machte, sie brauche nicht zu glauben, dass sie ihr jemals ein Stück Wäsche nach Bern schicke.-

Im April 1893 holte ich meine Schwester Elise in Vevey ab, die dort austrat um in eine Stelle nach Italien zu gehen. Bei diesem Anlass machte ich auf dem Heimweg einem Besuch in Seigneux, und einen solchen in Commugny bei Coppet. An letzterem Ort

besuchte ich einen Lehrer, Namens Paulo Blanc, der ein Fräulein Trolliet von Seigneux geheiratet hatte, und von welchen beiden eingeladen war. In Seigneux besuchte ich auch meine Jugendspielerin Lucie Paccaud. Man erzählte mir, dass dieselbe immer an mich denke, und mir die frehere Anhänglichkeit bewahrt habe. Ich fand sie prächtig herangewachsen und hocheifrig über meinen Besuch. Mit lachendem Munde, in ihrer liebenswürdigen Art, gestand sie mir: "Ich habe Sie nicht vergessen, und freue mich sehr Sie zu sehen". Natürlich liess ich es nicht gelten, dass sie mich mit "Sie" ansprach, dazu sei ich doch noch zu grün, bemerkte ich ihr. Darauf verbrachten wir zusammen ein angenehmes Plauderstündchen. Ihr Vater, ein gutmütiger Bauersmann, war inzwischen gestorben, sie lernte den Näherinnenberuf, und die Mutter hatte das abgebrannte Haus wieder aufbauen lassen, welches sie beide, zur selbigen Zeit allein bewohnten. Ich sprach die Absicht aus, auf dem Rückweg von Vevey mit meiner Schwester nochmals in Seigneux abzusteigen, worauf sich Lucie freute. Umstände halber war mir das aber dann nicht möglich, weshalb ich mich nach Ankunft in Muttenz bei ihr brieflich entschuldigte und ihr den Verlauf der Reise erzählte. Ich bat sie, mir auch etwa einmal einige Zeilen zurückkommen zu lassen, und machte sie darauf aufmerksam, dass es für sie nicht unpassend wäre, wenn sie die deutsche Sprache erlernen würde. In ihrer Antwort sagte sie, dass sie gerne deutsch lernen täte, da sie aber mit ihrer alten Mutter allein sei, werde ihr das nicht wohl möglich sein.

Am 2. Juli gleichen Jahres veranstalteten wir Kameraden unter Zuzug von 4 - 5 weiteren Jünglingen ein lustiges Flobertschiessen. Wir nahmen ein Fässchen Bier auf einen Karren und zogen hinaus zu der Goleten-Sandgrube am Fusse des Wartenbergs, wo wir im Wald das Schiessen vornahmen. Es war ein sogenanntes Grümpelschiessen d.h. jeder Schütze spendete eine Gabe, und hatte dann wieder eine zu empfangen. Festmusikant war Arthur Frey, ein angehender Student, der vorübergehend in Muttenz weilte und der schlecht und recht Trompete blies. Das Schiessen selbst machte uns weniger Mühe als das Fässchen Bier, wir waren nur cirka zehn Mann, und alles noch ungeübte Trinker, sodass die Gesellschaft, als das Fässchen schliesslich leer getrunken war, sich in nicht unbedenklichem Zustande befand. Am schlimmsten erging es Arthur Freys Trompete; auf dem Heimwege geriet dieselbe unversehens zum leeren Bierfasschen in den Karren, und wurde da schmerzlich zugerichtet. Die Schlussfeier und die Verteilung der Preise war in der Bierhalle; ich erhielt den 4ten Preis, einen Spazierstock.

Wie gesagt, war die sogenannte Bierhalle beim Pfarrhaus, deren Eigenthümer jetzt noch Reinhard Ramstein - Madörin ist, unsere Stammkneipe. Diese Wirtschaft erhielt den Namen Bierhalle, weil R. Ramstein darin im Jahre 1872 als erster in Muttenz das Bier einfuhrte. Da hatte das Kleeblatt, Friedi, Traugi, Willy und Schangi, seinen Sitz. Unsere allzeit freundliche Kellnerin war Emilie Schaub, die Stieftochter des Hauses, ein Kind der Frau Ramstein aus erster Ehe, welche ein Jahr älter war als ich. Zwar hatte damals keiner von uns Kameraden viel Sackgeld, und wir sassen oft sehr lange bei einem oder zwei kleinen Glas Bier, aber es herrschte unter uns jederzeit Gemütlichkeit. Gottfried Jauslin (Friedi), der älteste von uns war damals mittelgross.

halbblond, schlicht und aufrichtig, & punkto Temperament der ruhigste von uns; er wohnte in der Geispelgasse, im ersten Haus rechts, also gerade neben der Bierhalle.

Traugott Schmid (Traugi) war ziemlich klein, jedoch untersetzt und kräftig, er hatte einen breitspurigen Gang, und ebenso einen breiten eher etwas unschönen Mund, jedoch lebhaft kluge braune Augen. Im ganzen war er ziemlich ruhig; er wohnte in der Burggasse, im dritten Haus links.

Wilhelm Willener (Willy), war mittelgross, gut gebaut und feurigen Temperaments, er hatte dunkelbraune Augen und ein weiches Gemüt, er war mit Leib und Seele Turner, was sich bei ihm im Gang und Haltung zeigte, dabei war er ein ehrlicher Charakter, und nebenbei ein Spassvogel, der viel und oft ergötzliche Witze machte, namentlich gegenüber Mädchen.

Wir vier waren eng mit einander verbunden, und liessen keine weiteren Jünglinge zu unserer Freundschaftsbund zu. Zum Singen waren wir ein ordentliches Quartett, Willi sang einen kraftvollen 1. Tenor, Friedi 2. Tenor, Traugi 1. und ich 2. Bass, unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass bei uns das fröhliche Burschenlied sozusagen zu Hause war.

Unser Versammlungsort war meistens bei Friedi, wo wir viel mit drei Alters- und Klassengenossinnen vom Emilie Schaub zusammen trafen, nämlich mit Bethli Börlin, Trineli Gschwind, und Saly Jauslin (letztere Friedis Schwester). Dass man sich neckte, dass man lachte und gelegentlich zusammen heitere Stunden verbrachte, ist wohl selbstverständlich.

Einen eigentlichen Schatz hatte von uns vier Kameraden damals nur Willy, nämlich ein Fräulein Marie Riaz aus dem Berner Jura, das in Muttenz weilte, und später auch Willis Frau wurde.

Auf der Eisenbahn, d.h. auf dem Weg ins Bureau machte ich im Verein mit Rudolf Käser auch nähere Bekanntschaft mit einem Jüngling von Pratteln Namens Viktor Martin, Sohn von Dr. Martin, der in Basel Medizin studierte. Wir trafen uns alle Morgen im Eisenbahnzug. Rudolf und ich begleiteten Viktor gewöhnlich bis zum Vesalianum beim Spalenthor, in dessen Nähe auch der Spiesshof, d.h. mein Bureau war. Die Bank, auf der Rudolf arbeitete, befand sich in der Freienstrasse.

Am 5. Oktober 93 erhielt ich von Essertines sur Yverdon von Mädchenhand in französischer Sprache einen anonymen Brief folgenden Inhalts:

Lieber Herr Iselin,

Ich komme durch Gegenwärtiges mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten und Sie mit diesem Brief zu beschäftigen. Wenn Sie ein wenig zurückdenken an die Personen, mit welchen Sie sich unterhalten haben, so erinnern Sie sich ohne Zweifel einer Person, der sie einen Eindruck hinterlassen haben, welcher nie erlöschen wird. Aber Sie haben mich schon zu den vergessenen getan (mis dans la boîte des oubli). Unglücklicherweise habe ich ein besseres Gedächtnis als Sie, und es macht mir vielen Kummer, mich so verlassen zu sehen durch jemanden den ich zu meinen Freunden zähle. Es kostet mich viele Seufzer wegen Ihnen, und wenn Sie mir ebensolche Freundschaft bewahrt hätten wie ich Ihnen, so wüssten Sie bald, welche Freundinenhand Ihnen diese Zeilen widmet. Entschuldigen Sie mich, hier kommt meine Cousine herein und will meinen Brief lesen.

Wenn sich der Schleier gelüftet hat, welcher mich Ihren Augen verdeckt, so wollen Sie mir gefl. antworten. Sie wissen nicht,

was für eine Freude mir ein Brief von Ihnen machen würde.
Adieu lieber Freund."

Als Unterschrift war ein Rosenknopf gezeichnet.
Ich hatte natürlich Lucie Paccaud im Verdacht, zwar war die Schrift verstellt, gewisse Aehnlichkeiten darin waren aber doch zu erkennen. Ich schrieb daher Lucie, indem ich es als selbstverständlich hinstellte, dass der Brief von ihr sei. In ihrer Antwort bestritt jedoch Lucie die Urheberschaft dieses Briefes.

Mittlerweile brach das Jahr 1894 herein, womit mein Monatslohn von Frs. 50.- auf frs. 60.- stieg.

Um diese Zeit trat ich auch wieder in Briefwechsel mit meinem gew. Lehrer, Alfred Oguey. Derselbe war nämlich im Jahr 1892 plötzlich von Seigneux verschunden, infolge unglücklicher Beziehung zu einem Mädchen. Niemand wusste, wohin er gegangen war. Da las ich zu Neujahr 94 in der Petite Revue, welche Zeitung ich hielt, dass in Poliez-Pittet auf Veranlassung des dortigen Lehrers "A. Oguey" auf dem Platze des alten Schlosses Grabungen nach Alterthümern stattgefunden hatten. Sogleich schickte ich an die Adresse dieses Herrn Oguey eine Neujahrsgratulationskarte, in der Annahme, wenn es sich um meinen ehemaligen Lehrer handle, so werde er zweifellos Antwort geben. Richtig erhielt ich umgehend Antwort. Herr Oguey war erstaunt, dass ich seine Adresse ausfindig gemacht hatte; er schrieb mir, er sei in Nizza gewesen, und habe nun wieder als Lehrer im Kanton Waadt Anstellung genommen.

Im Frühjahr machte ich der Schwester Anna einen Besuch, die damals 16jährig eine Stelle in Gelterkinden angetreten hatte. Wir machten zusammen einen Spaziergang in der Umgebung, und sprachen von der Behandlung die wir daheim erfuhren. Ihr, der Anna war es zu Hause am schlimmsten ergangen, weil sie, als das jüngste von uns vier Kindern aus erster Ehe, am längsten nicht herausgekommen war. Nun befand sich Elise in Italien, Lina in Bern und Anna dort in Gelterkinden. Dass sie keine Heimath mehr hatten, das war den drei Mädchen klar, die Mutter hatte genügsam dafür gesorgt, dass es keines gelüstete nach Hause zu kommen.

Eigentlich blieb ich am längsten daheim. Jedoch war ich, schon seitdem ich nach Basel in die Schule ging, tagsüber nicht zu Hause, und stand sodann gegenüber der Mutter und den kleinen Geschwistern, wenn sie mich kränkten, natürlich auf festeren Füßen als die Schwestern.

Nun kam aber auch an mich die Reihe zum Fortgehen.

Anfangs Juni 94 erhielt ich vom Betriebschef der Centralbahn Mitteilung, dass ich in den Betriebsdienst eintreten könne, und vorläufig der Station Thun zugewiesen sei. Das war für mich eine willkommene Botschaft, ich war ausser mir vor Freude, so ungern ich sonst von meinen Muttenser Kameraden fort ging. Längst war mir der Boden im Spiesshof zu heiss geworden. Dort konnte ich den Eisenbahndienst nicht lernen wie ich es im Sinn hatte und alles Zögern wäre für mich unwiederbringlicher Zeitverlust gewesen. Der Vater, dem ich vorher die Absicht, mich versetzen zu lassen, mitgeteilt hatte, wollte davon nichts wissen, weshalb ich die Sache im Stillen betrieben hatte; als dann aber

die Versetzung perfekt war, machte er keine Anstände mehr. Vor der Abreise hielt mir der Betriebschef, Herr Jetzer, noch so eine Art Standrede, er beonte, dass ich sehr vieles zu lernen haben werde, & obgleich ich den Anstellungsvertrag als Gehülfe besitze, einstweilen beim Betrieb als Lehrling gehalten werde. Auf den Stationen sei es etwas anderes als auf der Betriebskontrolle, und er erwarte von mir, dass ich mir nicht mehr erlaube als irgend ein anderer Lehrling.

Durch diese Rede verwirrt geworden, antwortete ich kleinlaut: "ich werde mich jedenfalls gut verhalten, Sie brauchen deswegen keine "Angst" zu haben". Diesen unglücklichen Ausdruck musste ich bereuen. Barsch fiel mir Herr Jetzer ins Wort, er habe natürlich keine "Angst" das brauche ich nicht zu glauben; zum Ueberflusse fügte er noch hinzu, dass sowohl das Departement als auch das Direktorium es wohl wissen, dass er keine Angst habe.

Zu meinem Monatsgehalt von Frs. 60.- wurde mir eine tägliche Zulage von Frs. 1.- bewilligt.

Am 17. Juli 94, eines Sonntags, reiste ich ab. In Thun angekommen, stellte ich mich dem damaligen Bahnhof Vorstand, Hrn. Ruch, vor, und sorgte für Kost und Logis, welches ich beides zu bescheidenem Preise erlangte.

Dienstlich wurde man im Bahnhof Thun stark ausgenützt. Wir mussten auf der Güterexpedition jeden Tag bis 9 1/2 und 10 Uhr Abends arbeiten, ohne Vergütung der Ueberstunden. Es war jammerschade in der prächtigen Gegend nicht einmal den Abend frei zu haben. Trotzdem gefiel es mir, ich fand doch auch Zeit mich an der herrlichen Natur zu freuen, und bald war ich in die Berge und in den See geradezu verliebt. Ausser meinem Heimatort Muttenz gefiel mir keine Gegend mehr so gut wie Thun und seine Umgebung. Ich habe sie seither immer noch in den Augen die herrlichen Berneralpen, die ich so nahe, im Morgenglanz oder des Nachts in der Mondbeleuchtung nie genug anstaunen konnte.

Gar zu gerne wäre ich eines Sonntags weiter ins Oberland gedrungen, allein meine Mittel gestatteten mir es nicht, ich musste sparsam haushalten um mit meinem kleinen Lohn auszukommen, denn Unterstützung von zu Hause war ausgeschlossen.

Kaum war ich ein Monat in Thun, als ich Befehl erhielt, mich nach Luzern zu begeben, und dort auf der Eilgutexpedition als Aushülfe anzutreten. Da ich wieder in eine schöne Gegend kam, reiste ich froher Dinge in Thun ab.

In Luzern war damals, natürlich noch im alten Bahnhof, ein Herr Breitschmied von Luzern Vorstand. Der Chef der Eilgutexpedition hiess Süss, ebenfalls ein alter Luzerner.

Die Kost erlangte ich in einem Privathaus, in der Nähe der Jesuitenkirche und das Zimmer westlich des Bahnhofs bei armen Leuten. Hier waren aber die Verhältnisse teurer als in Thun; Kost und Logis kamen mich zusammen auf Frs. 70.- zu stehen monatlich, sodass mir für Kleidung und Sackgeld pro Monat nur Frs. 20.- verblieben. Also auch da waren keine grossen Sprünge zu machen.

Der Dienst auf der Eilgutexpedition war sehr streng, es eilte eben alles. Ich besorgte die Spedition der Güter für die Centralbahn- & Jura-Simplonbahn-Linien, während ausserdem die Nordostbahn und die Gotthardbahn in Luzern einmündeten. Wir waren zur Bewältigung des grossen Eilgutverkehrs nur sechs Büroalisten, das Schöne dabei war aber, dass wir regelmässig um 7 Uhr Abends Feierabend hatten, sodass mir Gelegenheit gegeben war, des Abends das Getriebe der Fremden anzusehen, und mich anderseits auch auch an der Umgebung zu freuen.

Es war eine kurzweilige Zeit in Luzern. Während der Saison wurde am Quai fast jeden Abend konzertiert und einmal pro Woche Feuerwerk abgebrannt, ausserdem war auf den Promenaden dem See entlang des Interessanten stets genug zu sehen. Aber auch in anderer Hinsicht bot mir Luzern viel Neues. Namentlich interessierte mich die einheimische Bevölkerung, sowohl Luzerns als der angrenzenden Waldstätten, insbesondere das politische und religiöse Leben derselben, in welches ich einen Einblick erhielt. Was die religiösen Gebräuche anbelangte, so beschränkte ich mich darauf, stiller Beobachter zu sein, obgleich ich auf manches stiess, das mir Kopfschütteln erregte. Ich war schon damals, wie heute noch der Ansicht, dass man über religiöse Dinge und Glaubensverschiedenheiten nicht streiten soll. Im Stillen war ich aber immer ein Feind der Pfaffen, nicht aller, aber doch derjenigen, die beständig gegen die Protestanten loszogen, und die Aufklärung des Volkes unterdrückten.

Diese Zurückhaltung zeigte ich aber keineswegs gegenüber der Politik. Auf diesem Gebiet war Zurückhaltung mit Ansichten und Urteilen in meinen jüngeren Jahren leider nicht meine starke Seite, und da passierte es mir in Luzern etwa, dass ich anstiess. Dort standen sich die Parteien schroff gegenüber. Man kannte nur rote und schwarze. Jene ultramontaner und konservativer Gesinnung, diese gewöhnlich Gegner des Papstthums und zugleich freisinnig. In der Stadt waren sich die Parteien an Stärke ungefähr gleich. Die Landbevölkerung aber war und ist heute noch fast durchwegs ausschliesslich ultramontan - konservativer Gesinnung. In dieser Beziehung waren wir in der Pension wo ich ass, sowie auch auf dem Bureau, gemischte Gesellschaften, so gut man sonst harmonieren mochte, so hörte doch die Gemütlichkeit auf, wenn man etwa zusammen auf politisches Gebiet geriet. Obgleich beiderorts der Jüngste, - sage und schreibe 19 1/2 Jahre alt - war ich von den Freisinnigen der eifrigste Politiker. Nachdem ich aber einmal meine Leute kannte, passte ich mich nach und nach den Umständen an, und kam dann mit allen recht gut aus.

Meine freie Zeit, sowohl des Abends als auch Sonntags brachte ich gewöhnlich allein zu, ich war nicht weiter empfänglich für engere Freundschaften, was mir bis heute nachgegangen ist. Natürlich hätte ich auch von Luzern aus gerne grössere Sonntagsausflüge unternommen, aber man denke sich, p. Monat Frs. 20.- für Kleider, Wäsche und Sackgeld - nein es ging nicht, ich musste äusserst sparsam und bescheiden leben; und doch war ich froh und zufrieden dabei.

Immerhin besuchte ich eines Sonntags das Rütli, den Seelisberg und Treib.

Mit meinen Schwestern, meinen Kameraden in Muttenz, Schweizerhalle u.s.w. und auch mit denen im Spiesshof blieb ich im Briefwechsel.

Willy berichtete mir Ende Juli von einem Flobertschiessen, das die Kameradschaft in Muttenz wieder abgehalten hatte; unter anderem schrieb er auch: "der Robinson (ein Liederpotpourri, das wir vier zusammen oft gesungen) zieht nicht mehr, da uns der klare Bass fehlt, und wir nach einem anderen keine Umsicht halten". Ja ja, wir mussten einander gegenseitig mangeln.

Mitte August schrieb mir Friedi. Da es der einzige Brief ist, den ich von ihm besitze, will ich denselben hier abschreiben:

Lieber Freund,
endlich wirst Du sagen, lässt auch dieser "Krauter" etwas von sich hören. Für das lange Ausbleiben meines Briefes habe ich keine andere Entschuldigung als die welche Du weisst, dass ich eben nicht gerne Briefe schreibe.

In hier geht es immer den gleichen Lauf. Willy bringt man noch immer nicht von seiner "Herzgepopelten" weg. Er konnte sich letzten Sonntag fast nicht entschliessen die Turnfahrt mitzumachen, weil er sie dann nicht den ganzen Sonntag büsieren konnte. Sie geht seit vierzehn Tagen nicht mehr nach Basel, und arbeitet jetzt auf eigene Faust, aber soviel ich gehört habe, lässt die Kundschaft zu wünschen übrig.

In Basel befindet sich seit zwei Wochen ein Circus. Willy hat ihn Sonntags vor acht Tagen besucht. Er nahm seine zwei "Schwestern" mit, (gemeint ist Willys Braut u. Mina Lüdin, die Tochter von Willys Pflegevater) auch gingen zwei Leertöchter von Frau Jourdan und die Tochter des Landjägers mit. Ich war auch eingeladen, ging aber nicht, was man mir übel aufnahm. Wenn Mina nicht dabei gewesen wäre, würde ich es nicht abgeschlagen haben. Aber es ist schon verschiedenes gemunkelt worden. Weiter brauch ich Dir nichts zu sagen, Du kennst ja Frau Lüdin schon. Dieses aber nur für Dich.

Letzten Sonntag war in Lörrach ein Turnfest. Der Prattler Turnverein holte den ersten Preis. Rudolf und Viktor gingen per Zweirad.

Ich muss Dich sehr mangeln, denn ich bin jetzt vielmal allein. Auch kommen wir zu keinem vernünftigen Jass mehr, denn Du weisst schon, Willy ist ein sehr langweiliger Spieler. Auch dürfen wir unseren Gesang nicht mehr hören lassen. Ebenso wenig wird gepfiffen. (nicht nur taten wir zusammen Lieder singen, sondern oft, namentlich auf Ausflügen, wurde auch gepfiffen, insbesondere Militärmärsche) Seit Deiner Abreise ist eine ganze Veränderung bei uns vorgegangen. Du siehst also, dass wir immer an dich denken müssen.

Um wieder von Willy zu sprechen, kann ich dir noch etwas mitteilen. Waren letzthin im Rössligarten. Nun fing er an, die beiden Freundinnen (Bethli Börlin und Trineli Gschwind) zu fuxen. Beide Parteien wurden ziemlich warm. Sie teilten unter anderem auch "einfältiger Bub" aus. Doch konnten wir durch zureden Willi besänftigen und ein grösserer Kravall verhüten. Käterli (Käterli war ein badisches Mädchen, das lange Jahre im Rössli diente und dort viele Rechte genoss) ist mit seinem Schwob fertig, ich weiss nicht ob er ihns oder es ihn nicht mehr will, kurzum die ganze Liebelei ist zu Ende und es schimpft ihn gehörig aus.

Wegen Fritzens Sache wird allerlei gemunkelt. So viel ich weiss, soll es nicht ganz "bock" sein. Eins ist sicher, dass er sie nur wegen dem Geld nimmt. Er würde mich dauern, wenn sie nicht besser wäre als ihre Schwester. Auch Karl Brodmann hat eine am Bündel aus Basel. Näheres weiss ich nicht. Glückliches Tier. So das sind so ziemlich alle Neuigkeiten von Muttenz.

Noch eins, als wir nämlich vor vier Wochen eine Rheinfahrt machten, wäre bereits ein Unglück geschehen. Wir fuhren nach Augst. Im Heimfahren hatten wir beschlossen zu baden. Es zogen sich nun alle bis an Rudolf und ich aus, und gingen ins Wasser. Willi blieb nun aber gleich zurück, er probierte immer ob er noch abstehen könne. Unterdessen waren wir schon ein ziemlich Stück von ihm entfernt. Auf einmal hörten wir einen Schrei und sahen wie Willy sank. Doch kam er gleich wieder hervor und konnte

sich so ziemlich über Wasser halten, bis wir ihn erwischten. Der ganze Akt spielte sich oben an der Insel ab. Ich vertraue aber ganz auf deine Verschwiegenheit, da es ausser uns niemand soll wissen. Weiter weiss ich nichts mehr. In der Hoffnung, dass du in bester Gesundheit bist, grüssst dich herzlich dein treuer Freund

Gottfr. Jauslin

sowie die ganze Kameradschaft."

Auch Rudolf Käser gab mir fleissig Nachrichten von sich und seiner Geliebten Elise Glinz.

Am 10. September erhielt ich den Besuch meiner Schwester Elise, die über den Gotthard von Italien kam, und für einige Tage nach Hause ging.

Auch ich musste am 12. September heim, zur Stellung in der Kaserne Liestal, zwecks ärztlicher Untersuchung und Rekrutierung. Der Vater, der mir das Aufgebot sandte, bemerkte dazu: "Ich weiss zwar zum Voraus, dass diese Mühe überflüssig ist." Ich war nämlich im Verhältnis zur Grösse recht schwächlich von Körperbau, und es galt deshalb als ausgemacht, dass ich nicht Soldat werde. Die Untersuchung ergab denn auch, Körperlänge 180 cm, Brustumfang 84 cm, somit hatte ich 6 cm zu wenig Brustumfang; zur militärischen Tauglichkeit müsste nämlich der Brustumfang die Hälfte der Körperlänge ausmachen. Es wäre mir aber arg gewesen, wenn ich zurückgestellt, oder gar als untauglich erklärt worden wäre, ich wollte denn doch auch Soldat werden. Ich bat daher die anwesenden Aushebungsoffiziere, mich trotzdem für tauglich zu erklären, was sie nach Untersuchung meines Gesundheitszustandes zu meiner Ueberraschung auch taten. In der pädagogischen Prüfung erhielt ich in allen Fächern die Note "sehr gut".

Am 17ten September kam das zwölfte und letzte Kind, eine Schwester zur Welt, die den Namen Margretha erhielt. Damit waren und blieben bis heute, 4 Kinder aus erster und 8 Kinder aus zweiter Ehe.

Um diese Zeit fiel dem Vater durch Testament seitens eines Veters der Stiefmutter, Namens Wilhelm Zeller, gew. Kappenmacher in Liestal, eine Erbschaft von cirka 30'000 Franken zu.

Das Geld brachte zwar keinen Frieden ins Haus, wohl aber hörten damit gottlob die bisherigen gedrückten oekonomischen Verhältnisse in der Familie auf. Der Mutter schwoll dadurch der Kamm mächtig an, selbstverständlich schrieb sie die Erbschaft allein auf ihren Verdienstkonto, und obgleich an Unintelligenz und niedriger Gesinnung ihregleichen schwer zu finden gewesen wäre, so fühlte sie nun doch, dass sie jetzt eine bedeutende Frau sei. Sie verhehlte auch nicht, uns Kinder aus erster Ehe wissen zu lassen, dass das Geld uns nichts angehe, sondern auf Ihrer Seite, das heisst bei ihren Kindern zu verbleiben habe. Ueber diesen Punkt zerbrachen wir Stiefkinder uns die Köpfe allerdings nicht, wir waren froh, dass hauptsächlich der Vater nun besser daran war.

Am 1. Oktober wechselte ich mit noch drei anderen Herren die Pension, weil Frau Rättig, bei der wir bis dahin waren, sich

uns gegenüber viel erlaubte. Wir kamen zu eines Wittwe Brüstlein, die in dem gegen den Pilatus zu geliegenen Stadteil wohnte, wo wir besser versorgt waren.

Der Oktober ist in Luzern die Zeit der Mostkuren, Vom Stadtrat bis zum Strassenkehrer wird da in den Wirtschaften an Stelle von Wein und Bier, Most getrunken. Sonntags geht die Bevölkerung auf die umliegenden Dörfer hinaus, wo etwas anderes als Most und Nüsse sozusagen gar nicht genossen wird. Diese Kur ist jedenfalls eine der billigsten und unschuldigsten die man machen kann, und da tat ich denn auch ordentlich mit. Eines Sonntags machte ich mit einigen jungen Herren zu diesem Zwecke eine vergnügte Gondelfahrt nach Meggen.

Ende Oktober entfaltete sich in der ganzen Schweiz eine lebhaft politische Erregung wegen einer Volksinitiative, die dahin ginge, den Bund zu zwingen, von seinen Einnahmen, d.h. aus dem Ertrag der Zölle jedem Kanton auf den Kopf der Bevölkerung Frs. 2.- auszubezahlen, auf welche Weise dem Bund jährlich cirka 6 Millionen Franken abgezapft worden wären. Der Bundsrat wehrte sich dagegen wie ein Mann, und nannte diese Initiative einen "Beutezug", mit welchem Schlagwort mit Hochdruck dagegen gearbeitet wurde. Die Initiative war von den Luzerner- und innerschweizerischen Ultramontanen ausgegangen, weshalb es denn auch in Luzern hoch und her ging. Obwohl noch nicht stimmfähig, nahm ich doch lebhaft gegen diesen Beutezug Partei, und sprach darüber auch in den Briefen an meinen ehemaligen Bürochef im Spiesshof in Basel, Hrn. Matzinger, welcher mir darauf antwortete: "betreffend Stellung der Luzerner zur Zollinitiative theile ich Ihre Ansicht vollständig und habe mich darob sehr ergötzt, nämlich über die vorgeschlagene Mitgabe von Kornsäcken an die Luzerner Nationalräthe. Ich glaube es wohl, die Luzerner nehmen und haben immer lieber genommen als gegeben. Vermuthlich weil sie dasselbe für seliger halten. Item, die Antwort wird im November folgen." Bei der Volksabstimmung wurde die Initiative denn auch mit Wucht verworfen, was von den Freisinnigen in Luzern mit einem Fakelzug gefeiert wurde. Die Freude auf Seiten der Sieger war in der ganzen Schweiz so gross, als ob damit das ganze schweizerische Staatswesen gerettet worden wäre.

Seither hat sich aber der Bund nach und nach und immer mehr dazu bequemen müssen, den Kantonen an ihre Aufgaben Beiträge zu leisten. So muss zum Beispiel jetzt den Kantonen allein für die Unterstützung der Primarschulen 60 Rappen auf den Kopf der Wohnbevölkerung ausgerichtet werden.

Meine Kameraden von daheim berichteten mir, dass sie oft gemüthlich beisammen seien, "Neuigkeiten gibt es gegenwärtig in Muttenz keine, schrieb mir damals Traugi, ausser dass etwa einer dem andern der "Grind vollhaut".

Fortsetzung im 2ten Buch

E I G E N H A E N D I G E A U F Z E I C H N U N G E N

über seine Familie und sein Leben

von

Johannes Iselin von MuttENZ

geboren am 25. März 1875

Z W E I T E S B U C H

angefangen im Sommer 1904

beendet im Sommer 1909

(Diese Erinnerungen wurden in deutscher Handschrift in vier Büchern niedergelegt und von seinem Sohne, Dr. Ernst Iselin-Weber, geboren am 21. Juli 1917 in den Jahren 1985 - 1986 in Maschinenschrift übertragen)

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Seite 1	Luzerner Zeit, zurück nach Basel, Wasserversorgung in MuttENZ
2	Tanzvergnügen, Abschied der Kameraden
3	Pfarrer in MuttENZ
5	Rekrutenschule in Aarau
8	Krankheit
9	Familienprobleme / Auszug aus dem Elternhaus
11	Vater und die Gemeinde MuttENZ
13	Freundschaften
14	Wanderungen im MuttENZer Bann mit Hund Netti
18	Reise ins Welschland, Liebschaft
20	Beruf im Bahnhof Basel
12	Freunde und Geschwister
23	Gemeindepräsidenten
24	Bekanntschaft mit Karl Jauslin
28	Lina Suter / Gesangfest
32	Dienst im Stationsbureau Basel
36	Der Bahnhof Basel zu meiner Zeit
38	Mein Weg zum Sous-Chef
41	Vater wird krank
42	Gedichte
44	Krankheit und Tod des Vaters
48	Die Verhältnisse im Rangierbahnhof Basel
51	Krankheit, Berufsschwierigkeiten
52	Zugs-Zusammenstoss und Schuldfrage
54	Berufsüberlegungen
55	Der Dreispitz wird geplant, Bewerbung
57	Ernennung zum Dreispitzverwalter
58	Amts-Antritt
60	Betriebseröffnung
61	Schnitzelbänke / Männerchor MuttENZ

Zweites Buch.

Am Schlusse des ersten Buches bin ich bei mir in der zweiten Hälfte des Jahres 1894 städtischen Lützener Aufsichtlichen Hofen gelieben.

Du es zu Gute infolge der zugehörigen Lohnzahl nicht mehr so schnell gegeben müßte, besiedel mir ein Brief des Herten vom 17. November, worin er mir mittheilt: Kürzlichsteigen Formgebung haben wir ein kleines Gemälde; ich habe nämlich von Hauser Gemälde ein solches Bild gemalt, welches wir zu besichtigen dazu zu schreien gedanken. -

Derselbe Brief enthält eine Einladung zu der am 25. gleichen Monats städtischen Lützener Hofen H. Hofen Hofen, der ich Folge gab.

In Lützen war es mittlerweile reifiger geworden, wiewohl sich die Stunden

Z w e i t e s B u c h

Am Schlusse des ersten Buches bin ich bei meinem in der zweiten Hälfte des Jahres 1894 stattgefundenen Luzerner Aufenthalte stehen geblieben.

Dass es zu Hause infolge der zugefallenen Erbschaft nicht mehr so schmal hergehen musste, bewies mir ein Brief des Vaters vom 17. November, worin er mir mitteilte: Nächstkünftigsten Donnerstag haben wir ein kleines Familienfest; ich habe nämlich von Hauser Gemeinderath ein fettes Schwein gekauft, welches wir an besagtem Tage zu schlachten gedenken. Derselbe Brief enthielt eine Einladung zu der am 25. gleichen Monats stattgefundenen Taufe meiner kleinen Schwester Margaretha, der ich Folge gab.

In Luzern war es mittlerweile ruhiger geworden, nachdem sich die Fremden vor dem anziehenden Winter davongemacht, und das übliche kleinstädtische Treiben wieder Platz gegriffen hatte. Es hätte mir in Luzern offenbar noch auf längere Zeit gut gefallen, allein am 6. Dezember erhielt ich Order, mich sofort zur Aushilfe auf die Station Sempach zu begeben. Ich ging wirklich nicht gerne fort von Luzern und siedelte in gedrückter Stimmung nach Sempach über. Es war ein kalter und unfreundlicher Spätherbsttag an dem ich mich bei dem alten Vorstand Bachmann in Sempach anmeldete. Kost und Logis musste ich in der Wirtschaft zur Station nehmen, wo mir - wahrscheinlich infolge des trüben Wetters - bei Antritt gar nichts gefallen wollte.

Kaum war ich zehn Tage dort, so musste ich schon wieder fort, nämlich nach Station Reiden ebenfalls im Kanton Luzern. Gegen Erwarten hätten mir in der Folge auch die Verhältnisse in Sempach gefallen, denn schon nach diesen zehn Tagen reiste ich ungern von dort wieder ab.

In Reiden war ich ebgenfalls nur cirka zehn Tage, als kurz von Neujahr 1895 meine Ernennung als Gehülfe der Gütere: edition Basel mit einer Jahresbesoldung von Frs. 140. eintraf. (Punkte Besoldung ging es immerfort recht gemächlich voran.)

So schnürte ich denn von neuem mein Bündel, und zwar mit Freuden, ging es doch heim zu meinen Kollegen. Diese sowie meine Angehörigen sahen mich erstaunt an, als ich plötzlich wieder heim kam.

Auf der Güterexpedition Basel, wo mein Vater damals Kassier und Büreauchef war, wurde ich dem Empfangsbüreau, in dem die Frachtbriefe und Rechnungen über die ankommenden Transporte behandelt wurden, zugeteilt. Ich blieb in Wohnung bei meinen Eltern in MuttENZ und ging mit dem Vater täglich mit der Eisenbahn nach Basel aufs Büreau.

Während meiner Abwesenheit hatten sich in MuttENZ keine wesentlichen Veränderungen zugetragen, ausser dass eine allgemeine Wasserversorgung errichtet und sämtliche Häuser mit Wasserleitungen versehen wurden. Das war für die Gemeinde ein erfreulicher Fortschritt, musste doch vorher die ganze Einwohnerschaft das Wasser an den öffentlichen Brunnen holen.

Mich ärgerte nur, dass diese Einrichtung nicht zehn Jahre früher gekommen war, denn das Wasserholen war stets meine unliebsamste Beschäftigung gewesen, namentlich im Winter, weil unser Brunnen, nämlich derjenige vor dem Gasthof zum Rössli weit weg lag, und unsere grosse Familie viel Wasser brauchte.

Mit der Wasserversorgung wurden auch Hydranten errichtet zum Zwecke des Löschens in Brandfällen.

Zum Zeichen, dass sie mich nicht vergessen hatte, sandte mir am Neujahrstage 1895 Elise Glinz eine hübsche Gratulationskarte mit seidenen Vergissmeinnichtsblümchen darauf, welche mir grosse innere Freude machte. Mir ging es nämlich wie ihr, auch ich hatte sie noch nicht vergessen; mein Herz war bis dahin für andere Mädchen kalt geblieben, obgleich ja Elise längst einem anderen - Rudolf Käser - das Wort gegeben hatte. Nicht dass ich Elise meinem Freund nicht gönnte - Rudolf war mir ein lieber Kamerad und ich gönnte sie ihm am ehesten, weil ich selbst damals, so jung und ohne jegliche Aussicht auf baldiges genügendes Einkommen, durchaus nicht in der Lage gewesen wäre ein ernstes Verhältnis mit einem Mädchen zu beginnen, mich somit nicht vermessen hätte um die vielbegehrte Elise zu bewerben - jedoch war ihre kleine Kundgebung ein Beweis, dass sie noch an mich dachte, und wer wird es mir verargen, dass ich mich, trotz aller Kollegialität zu Rudolf, darob freute.

Dass das Kleeblatt Traugi, Friedi, Willi & Schangi, am Neujahrstage in Corpore zum Tanz aufrückte, braucht wohl kaum gesagt zu werden, freute man sich doch stets schon lange vorher auf den Neujahrstag, weil derselbe neben den Fastnachtstagen der einzige Anlass war, wo allgemein getanzt wurde. In der Regel gesellten sich an solchen Tagen auch die beiden Kameraden ab der Schweizerhalle, Rudolf Käser und Karl Suter zu uns, jener mit Elise Glinz, und dieser mit seinen beiden Schwestern Anna und Louise. Das war so die Gesellschaft die gewöhnlich beisammen sass und sich amüsierte. Zur damaligen Zeit tanzte ich über alles gern, und hätte es nicht über mich gebracht, bei einem solchen Anlass zu fehlen.

Am meisten freute man sich auf die Fastnacht, nämlich auf die Maskenbälle, welche in den beiden Gasthöfen Rössli und Rebstock abwechselnd am Montag und Mittwoch abgehalten wurden. So fade mir heute solch ein Maskenball von dazumal vorkäme, so bildeten sie zu jener Zeit der Glanzpunkt in unseren Vergnügungen. Damals waren in Muttenz schöne Masken noch selten, punkto Verkleidung galt meistens der Grundsatz "recht wüst ist auch schön", sodass neben den herkömmlichen Dominos weitaus der grösste Teil der Masken kreischende alte hinkende Weiber, Lumpensammler, Bettler, Elsässerbauern, Hausierer und dergleichen darstellte. Wenn wenn auch selten, so kamen schöne Masken doch auch vor, so stellten an der Fastnacht 1895 im Rebstock Louise Suter und Elise Glinz zwei prächtige Waadtländer Winzerinnen dar, die wir nicht verfehlten fröhlich im Tanze zu drehen.

Bald nach der Fastnacht 95 gab es bei uns Kameraden eine Aenderung, indem Willi und Traugi von Muttenz verreisten, jener nach Bulle Kt. Fribourg in ein Speditionsgeschäft und dieser nach Genf in eine Weinhandlung. Dass Willi zur

Bereicherung seiner Kenntnisse fortgehen wollte, war verständlich, unbegreiflich aber erschien uns das Fortgehen Traugi's. Traugi war einziger Sohn, wohlhabender, Landwirtschaft treibender und damals bereits alter Eltern, die vom fruchtbarsten Land in Muttenz schöne Stücke ihr eigen nannten. Und dies verliess Traugi, um sich dem Handlungswesen zuzuwenden. Ich wiederhole, dass wir diesen Schritt nie begriffen, zumal Traugi zum Handelsmann weder die nötige Schulung noch gute Präsentation besass. So blieben Friedi und ich allein zurück.

Ein guter Kamerad gab mir Netti, unser schwarzer Spitzer ab. Er begleitete mich überall hin, wo es möglich war, und offenbarte schliesslich mir gegenüber eine Anhänglichkeit und Treue, wie sie im Leben schwer zu finden sind, und von Menschen gar nicht erwartet werden können, denn Netti hätte ich vor meinen Füssen totschlagen können, er wäre nicht gewichen, und hätte auch nicht geschrien.

Am 25. März 1895 erreichte ich mein zwanzigstes Altersjahr und damit die Mündigkeit. Dieses Tages gedachte auch Elise Glinz, und zwar mit einer ausgewählt hübschen Gratulationskarte, auf der zwei rote seidene Röschen dominierten. Ich war darob verblüfft und wusste nicht recht, was ich dazu denken sollte. Gewiss ist, dass ich weder diese noch die frühere Karte Rudolf zeigte; gewiss ist aber auch, dass ich Elise in keiner Weise den Hof gemacht und die derwähnten Kundgebungen etwa gesucht hätte. Ihr Verhalten mir gegenüber konnte ich mir nur mit der Annahme erklären, dass ihr Verhältnis zu Rudolf kein inniges war; zudem war sie jung, noch sehr jung, und was macht man nicht alles wenn man jung ist. Ich verdankte Elise mündlich ihren freundlichen Glückwunsch, nach wie vor aber verbarg ich ihr sorgfältig, dass ich sie lieb hatte, und befliss mich ihr gegenüber auch weiterhin eines korrekten Betragens, denn gottlob war es mir doch leichter, zu verzichten, als Rudolf gegenüber falsch zu sein, wie mich überhaupt Falschheit, auch der geringsten Sache - das darf ich ohne Ueberheblichkeit sagen - durchaus fremd war.

Im Monat April begleitete ich meine Schwester Anna in eine neue Stelle in Coeuve bei Porrentruy.

Ungefähr um diese Zeit hatten wir in Muttenz Pfarrerwechsel, bei welcher Gelegenheit ich das erste Mal das Stimmrecht ausübte. Pfarrer Karl Marti hatte eine Berufung als Professor an die Universität Bern erhalten und angenommen. Derselbe besass eine zahlreiche Familie, damals acht Kinder, und konnte mit seinen Pfarrereinkommen das in Muttenz alles in allem nur Frs. 3000.- jährlich ausmachte, nur notdürftig auskommen, deshalb nahm er die besser bezahlte Stelle in Bern an.

Wie früher gesagt, war Marti ein sehr intelligenter Herr, und zugleich das Vorbild eines guten Familienvaters. Allerdings war er ein strenger Mann, und kam dadurch oft in Konflikt mit Familien, die mit den Kindern keine Ordnung und Zucht hielten. Das muss man nämlich sagen, die Muttenzer

Bevölkerung, sowie diejenige der umliegenden Dörfer, ist zum Teil sehr ungebildet und lässt sich nichts sagen, worunter Pfarrer und Lehrer je und je zu leiden hatten. Von Gestalt war Marti gross und schlank, er hatte ein schmales bleiches Gesicht, das er stets glattrasiert hielt, kleine dunkle Augen, eine scharfgeschnittene leicht gebogene Nase und bräunlichblonde Haare. An Gestalt und Gangart war ich Marti ähnlich, und trug wie er gewöhnlich dunkle Kleider, und da passierte es mir ab und zu, wenn ich des nachts durch die Strassen ging, dass man mir ein "gut Nacht Herr Pfarrer" angedeihen liess, was ich jeweils schmunzelnd einsteckte, und den Hut lüftend mit einem ebenso höflichen "gut Nacht" erwiderte. Wenn auch die Strenge Marti's da und dort nicht behagte, so war er doch geachtet, und beim Grossteil der Bevölkerung auch beliebt; besonders gern gesehen war die Frau Pfarrer, mit ihrer munteren Kinderschar. Im Allgemeinen sah man daher die Familie recht ungern von Muttenz scheiden.

Nachdem Marti abgezogen war, kam an seine Stelle bis zur Neuwahl zunächst ein Vikar, Namens Graber von Waldenburg. Derselbe, ein Mann in der Dreissigerjahren, benützte die Vikarszeit um für sich auf die Wahl hin Stimmung zu machen, indem er zahlreichen Frauen und Familien im Dorfe zu diesem Behufe Besuche abstattete. Seine Absicht war aber zu augenscheinlich und dieses Benehmen war der Grund warum er nicht gewählt wurde. Es traten cirka 6 Kandidaten auf, worunter Graber und Pfarrer J. Obrecht aus Basel am meisten Aussichte auf die Wahl hatten. Bei der Abstimmung erhielten im ersten Wahlgang, sowie im darauffolgenden zweiten, Graber & Obrecht ungefähr gleichviel Stimmen, erst im dritten Wahlgang ging Obrecht mit einigen Stimmen Mehrheit als Sieger hervor. Namentlich wir jüngeren Elemente hatten Graber eifrig entgegengearbeitet, seine Stimmungsmacherei auf die Wahl hin zu seinen Gunsten, war uns doch gar zu plump vorgekommen. Wären wir junge Leute gegen ihn nicht so zusammengestanden, so wäre Graber sicher gewählt worden.

Der neugewählte Pfarrer J. Obrecht, war damals ein Mann mitte dreissiger Jahre, mittelgross mit braunem Vollbart, braunen Augen und fester Nase. Obrecht verheiratete sich später mit Jungfrau Therese Stettler von Bern, die damals Lehrerin in Muttenz war. Diese Ehe blieb kinderlos. Obrecht amtet zur Zeit noch in Muttenz.

Am 11. Juni war ich von meiner Base, Roseli Alt in Füllinsdorf, zu ihrer Hochzeit eingeladen. Sie verehlichte sich mit einem Landwirte, Namens Jakob Marti. Zugeteilt war mir für den Hochzeitstag eine Jungfrau Keigel ab dem Hümpeli, einem Nebenhof ob Füllinsdorf. An der Hochzeit nahm auch mein Vater teil, er war Roseli's Götti. Die Einsegnung des Paares fand in Birsfelden statt, wohin es von Füllinsdorf aus via Rothaus und durch die Hardt eine hübsche Spazierfahrt gab. Das Brautpaar, und ich mit Fräulein Keigel fuhren in einer alten Droschke voraus und hinterdrein kamen in zahlreichen offenen Fuhrwerken mit Sang und Klang die übrigen Theilnehmer. Es war so eine richtige typische Bauernhochzeit. In Birsfelden erlebten wir das komische Intermezzo, dass Pfarrer und Siegrist unsere Hochzeit vergessen hatten. Es war, und ist jetzt noch üblich, dass für den Kirchgang die Glocken geläutet werden, sobald die Hochzeit ins Dorf kommt.

Als wir aber damals in Birstalden einfuhren, blieb alles stumm, Die Braut erblickte darin ein unglückliches Zeichen und war in grosser Bestürzung; man ist nämlich heute noch im Baselbiet in solchen Dingen vielerorts recht abergläubisch. Auf dem Kirchplatz angekommen, eilte ich ins Pfarrhaus und meldete Hrn. Pfarrer Eppler, dass wir da seien. Dieser dachte offenbar an nichts weniger als an unsere Hochzeit und fuhr auf meine Meldung nicht übel empor. Er entschuldigte sich, stürzte sich in sein Amtskleid und sorgte dafür, dass alsbald geläutet wurde, worauf die Einsegnung stattfand. Liess der Empfang zu wünschen übrig. so war doch die Predigt recht erbaulich, darüber liess sich der alte Dichterpfarrer Eppler nichts nachreden. Der Hochzeitsschmaus mit Tanz fand im Rössli in Füllinsdorf statt. Was meine Partnerin, Jungfrau Keigel anbetrifft, so war sie ziemlich älter als ich. ein intelligentes Frauenzimmer. Mich 20jährigen Grünschnabel behandelte sie anfänglich ziemlich kühl. Natürlich war ich darob verstimmt und behandelte sie ebenso, bis sie nachgab und wir schliesslich doch lustig zusammen wurden.

In meinem Beruf als Bahnbeamter hatte ich selbstverständlich im Bahnhof Basel, dem grössten und mannigfaltigsten Güterbahnhof der Schweiz, vieles zu lernen. Vom Empfangsbureau kam ich in das Güterversandtubureau, und von da auf die Kassa. Hier besorgte ich bei meinem Vater schon als Zwanzigjähriger den Inkasso der auf den ankommenden Sendungen haftenden Gelder, wozu jetzt nur noch ältere, gut besoldete Beamte verwendet werden. Ich arbeitete mich überall leicht ein, gab mir aber auch Mühe und war stets fleissig.

Da ich auf der Eisenbahn freie Fahrt genoss, so machte ich im Juni dem Freund Willi in Bulle einen Besuch. Nachdem wir uns Bulle gemeinsam betrachtet, pilgerten wir unter trau-

lichem Geplauder zusammen nach dem alten Städtchen Gruyères, wo wir das hochinteressante Schloss mit seinen gut erhaltenen Alterthümern besuchten. Willi war gern in Bulle, als guter Turner und Tenorsänger war er überall gut aufgenommen. Mit Begeisterung schilderte er mir die dortigen Verhältnisse, von Turn- und Gesangverein, davon wie die Leute freundlich mit ihm seien, von der trefflichen Kost, von den Alpen und prächtigen Viehherden, und von der Hauptsache, von den sauberen "Kindern" (Mädchen) die in der Gegend blühten. Willi machte mir ganz den Mund wässrig mit seinen Schilderungen, er sah aber auch gut aus und wusste sozusagen nicht wo hinaus mit seinem Frohsinn und seiner übersprudelnden Jugendkraft.

Am 27. Juli musste ich in den Militärdienst, d.h. in die Rekrutenschule nach Aarau einrücken. Jung und begeistert für die Sache wie ich war, ging ich gern, zumal nach Aarau, wo ich vor dem nie gewesen. Als Kompagniechef erhielt ich Landschreiber Haumüller von Liestal und als Zugführer Leutnant Siegrist, Anwalt in Basel. Die Schule währte 48 Tage. Der Dienst war streng, ebenso die Disziplin. Man lernte das Uebliche, Gewehrkenntnis, Soldatenschule, Zugschule, Kompagnieschule, das Schiessen, Felddienst u.s.w. In der freien Zeit war stets ein Klassengenosse aus Muttenz Albert Schaub bei mir, mit dem ich damals gern

verkehrte. Schaub lernte damals in Deutschland den Schneiderberuf, um das von seinem Vater infolge Todes in Muttenz hinterlassene Schneidergeschäft übernehmen zu können. Regelmässig jeden Abend speisten wir beide zusammen in einem uns beiden gut bekannt gewordenen Restaurant zu Nacht, und verbrachten auch die Sonntage gemeinschaftlich. Eines Sonntags machte ich jedoch meiner Schwester Elise einen Besuch, die mit ihrer Herrschaft aus Italien vorübergehend nach Zürich gekommen war. Elise und ich besichtigten Zürich und machten darauf einen Ausflug per Dampfschiff nach Küssnacht.

Nachdem man genügsam mit uns Rekruten in kleinen Verbänden exerziert hatte, wurde das Bataillon zu Ende des Dienstes in den Truppenzusammenzug ins Waadtland beordert. Mittels Extrazug wurden wir nach St. Prex am Genfersee geführt, und zwar über Solothurn - Biel - Neuenburg. Wir übernachteten erstmals in Etoye und manövierten anderntags im Divisionsverband bis in die Nähe von Bière. Darauf bezogen Kantonement in Dailens bei Cossonay, von wo wir am andern Tag schon um 5 Uhr morgens als Vorhut an der Venoge hart und hitzig an den Feind gerieten. Die dritte Uebernachtung unseres Bataillons fand unter freiem Himmel bei Fey nordöstlich von Echallens statt. Hatten wir bis dahin während der ganzen Schule unter der Hitze und Tröckene zu leiden gehabt, so trat während der Uebernachtung bei Fey - 11 / 12. September - kaltes wüstes Regenwetter ein, und durchnässte uns bis auf die Knochen. Ich erinnere mich nicht, jemals früher oder später so abscheulich durchnässt gewesen zu sein. Nach dem Gefecht bei Poliez le Grand -Armeekorps gegen eine Division in fester Stellung - kamen wir nach Yverdon, wo wir in der Kaserne übernachteten und anderntags wieder in einem Extrazug heimwärts verfrachtet wurden. Die Strapazen, die wir auf dem Kreuzzug durch das Waadtland erlitten hatten, hatten uns junge Rekruten arg mitgenommen, wir waren ganz erschöpft als wir in Yverdon ankamen. Immer aber bleibt mir in guter Erinnerung die Gastfreundschaft, die wir bei der Bevölkerung der Waadt gefunden hatten, denn überall waren wir gut aufgenommen und freigebig behandelt worden.

Am 14. September erfolgte in Listal unsere Entlassung, wobei von den Muttenzern Freund Schaub und ich zu Unteroffizieren ausgezogen wurden. Schaub lehnte jedoch ab, weil er wieder ins Ausland musste, und ich als Bahnbeamter durfte von Amts wegen keinen Militärdienst ausser der Rekrutenschule machen; und doch hätte ich mir so gern das Offizierspatent erworben.

Während meiner Abwesenheit von Muttenz hatte auch mein guter Freund Rudolf Käser die Anker gelichtet und sich nach Bulle begeben, also zu Willi. Diesen Schritt Rudi's verstand ich nicht, meines Erachtens hätte er sich jetzt an kompliziertere Aufgaben machen sollen als sie so ein Bankgeschäftchen des Greyerzerthales, in das er eingetreten war, zu bieten vermochte; irgend eine grosse Stadt im Ausland wäre an seinem Platz mein Ziel gewesen.

Fried und ich, die wir allein waren, traten um diese Zeit in den Männerchor ein, der von Lehrer Grieder dirigiert wurde. Ich sang zweiten Bass, wie mein Vater, der auch im Verein war. Dieser leistete damals im ganzen ordentliches, jedoch fehlte es an vollgültigem Tenor. Das Gesangswesen hatte allenthalben einen starken Aufschwung erfahren, namentlich punkto Aussprache und Tonbildung, sodass an die Sänger schon ziemliche Anforderungen gestellt wurden. Der Männerchor Muttenz war infolge

dessen im Rang zurückgegangen, hauptsächlich weil es, abgesehen vom zu schwachen Tenor, an geschulten Leuten und kunstgerechter Direktion fehlte. Lehrer Grieder gab sich alle Mühe und es fehlte ihm nicht an Eifer, allein seine musikalische Ausbildung reichte nicht über die eines gewöhnlichen

Schullehrers hinaus. So mochte unser Männerchor mit dem allgemeinen Aufschwung nicht Schritt zu halten. An erster Stelle im Kanton standen nun die Männerchöre Liestal, Birsfelden, Binningen, Arlesheim & Sissach. Fried und ich traten der Gefälligkeit halber dem Verein bei, sodann um wieder singen zu können, was ohne Willi und Traugi unter uns nicht mehr gut gegangen wäre.

Der Neujahrstag 1896 sah mich wieder auf der Reise nach Bulle zu Willi und Rudolf. Der Einzelheiten dieses Besuches erinnere ich mich nicht mehr. Von da an liess das Freundschaftsverhältnis zwischen Rudolf und mir nach, wir schrieben uns selten und schliesslich gar nicht mehr, sodass die Beziehungen sozusagen aufhörten, und zwar ohne dass man irgendwelche Differenzen gehabt hätte. Das gleiche betraf das Liebesverhältnis zwischen Rudolf und Elise Glinz. Weinend klagte mir diese den Sachverhalt, woran ich indessen nichts ändern konnte. Rudolf war ein guter Kamerad, der nie beleidigte, im Weltgetriebe war er jedoch ein schwankendes Rohr. Ob den Mädchen in Bulle hatte er Elise vergessen und vernachlässigt. Die Folge davon war, dass diese von Rudolf abfiel und von ihm nichts mehr wissen wollte, als er wieder heimkam.

Im Bahndienst war ich vielem Wechsel unterworfen. Ich war immer da, wo es viel Arbeit gab. Von der Kasse der Güterexpedition kam ich auf das Korrespondenzbüro, und von da zum Obergüterschaffner zur Nachhülfe in der Erledigung rückständiger Korrespondenzen und Reklamationen. Hier blieb ich fünf Monate und bekam Einblick in das Wesen des Ein- und Auslads und des Transports der Güter sowie in die Verhältnisse in den Güterhallen und auf den Ladeplätzen. Allabendlich nach Feierabend (im Winter 95/96) war ich noch auf dem Telegraphenbüro behufs Erlernung des Telegraphierens und kam auf diese Weise erst mit dem letzten Zug um 9 1/2 Uhr abends heim nach Muttenz. So rückte der Frühling heran, und neuerdings eine Versetzung, nämlich auf die Billetausgabestelle, wo ich schon im Vorjahr an Sonntagen bei strengem Personenverkehr Aushülfe geleistet hatte.

In der Regel veranstaltete der Männerchor Muttenz für seine Mitglieder & deren Angehörigen alljährlich einen Unterhaltungsabend. Beim ersten, den ich mitmachte, und der zu Beginn des Jahres 1896 stattfand, hatte ich das Pech, dass mir zwei Mädchen, die ich dazu eingeladen, absagten. Luise Suter auf der

Schweizerhalle, an die ich mich zuerst wandte, tat es wegen eines in der Familie mit meiner Einladung zusammengefallenen Todesfalles, und Emilie Schaub, die gutmütige Tochter unseres Stammbeizwirts & Schwester meines hievordamals namhaft gemachten Militärkameraden, an die ich darauf gelangt war, hatte allerlei Bedenken, der Vater, das Gerede der Leute u.s.w. kurz, ich erhielt auch da einen Korb. Obgleich erst 21-jährig ging ich nicht gern allein, bei diesen Anlässen wurde viel getanzt, und da war es mir unangenehm, bei jedem Tanz Umschau halten zu müssen wo eine Tänzerin zu finden sei. Das heikle war aber, dass es sich nicht anders machen liess. An der Fastnacht war es etwas anderes, da gingen die Mädchen paarweise maskiert auf den Tanzboden, und liessen sich von Mitternacht an mit Freuden zu Tische laden, rückte aber ein Jüngling am Neujahrstage oder zu einem Vereinsanlasse mit einem Mädchen direkt von zu Hause auf, so machte das Gerede der Leute sogleich alle möglichen Kombinationen daraus. Mir wäre das stets gleichgültig gewesen, mein Selbstständigkeitsgefühl kümmerte sich wenig um müssige Zungen, desto mehr aber richteten sich die Mädchen darnach, wie man aus dem Verhalten von Emilie Schaub sieht, die meine Einladung, wie es mir schien, sonst gerne angenommen hätte. So war es also üblich, dass die Burschen allein auf den Tanzboden gingen, und es den Mädchen überliessen, entweder mit Angehörigen zu kommen, oder zu Hause zu bleiben.

Kurz nach dem erwähnten Unterhaltungsabend erkrankte ich an einer heftigen Brustfellentzündung. Infolge starker Schmerzen in der Brustgegend musste ich eines Tags den Dienst verlassen, und andern Morgens war mein Zustand schon derart, dass Doktor Hübscher sich zu meinen Angehörigen dahin äusserte: er glaube nicht, mich retten zu können. In der Nacht waren nämlich die Schmerzen am Brustfell dermassen ausgebrochen, dass ich kaum mehr athmen geschweige denn jemanden rufen konnte, und so musste ich unter bittersten Qualen den Morgen abwarten, bis jemand kam (ich schlief im Dachstüblein, das ehemals der Grossvater inne hatte). Glücklicherweise war gerade meine Schwester Anna zu Hause, welche mich pflegte. Mit Hülfe von nassen Wickeln und damit verbundenen Schweissbädern wurde das Uebel wieder geheilt und schon nach 14 Tagen konnte ich das Bett wieder verlassen, immerhin bleich und mager. Doch meine allzeit muntere Stimmung schaffte rasch wieder Wandel: nach einer Woche der Erholung nahm ich meine Beschäftigung wieder auf.

Ende März 1896 erhielt ich die Ernennung zum Güterexpedienten in Basel, mit Frs. 1320.- Jahresbesoldung. Es waren im Bahnhof Basel damals 3 Gepäckexpedienten. Der Zugsverkehr dauerte von morgens 5 bis abends 10 1/2 Uhr. Der Frühdiensthabende Expedit hatte um 4 1/2 Uhr Dienstantritt, und der Spätdiensthabende um 10 1/2 Uhr Abends Dienstschluss. Bei diesen Verhältnissen konnte ich nicht mehr in Muttensz wohnen, und musste mich daher in Basel um Kost und Logis umsehen. Dies kam mir gelegen, denn

ich war froh, aus dem elterlichen Hause fortzukommen. Mit den vielen, sozusagen ohne Zucht aufwachsenden Stiefgeschwistern und der Mutter wäre auf die Dauer kein Auskommen mehr gewesen. Bei der geringsten Differenz legte die Mutter den Kindern in den Mund, wir (Kinder aus erster Ehe) gehörten gar nicht zu ihnen, wir sollten doch machen, dass wir fortkämen. Ich habe es oft hören müssen, dieses böse Wort, und ging nun gern. Bei einer Wittve Klein in Basel an der Pfeffingerstrasse No. 16 im ersten Stock mietete ich ab 1. April ein Zimmer; die Kost nahm ich von da ab in der Kantine für die Bahnangestellten sowie z. Teil in der Bahnhofrestauration.

Damit war ich endgültig fort aus dem Elternhause, jedoch ohne mich seither jemals dahin zurückgesehnt zu haben, Nach was hätte ich mich sehnen sollen? Die Kost daheim war nicht wie sie ein so schnell emporschiessender Knabe oder Jüngling nötig gehabt hätte, und mit der Kleidung war ich immer schlecht bestellt. Bis zur Konfirmation wurden meine Kleider aus dem fabriziert, was der Vater ablegte, das aber immer bereit morsch und brüchig war. Solange ich in Muttenz in die Schule ging mochte es ja angehen, in Basel aber zählte ich dann zu den Geringstgekleideten, was mich beschämte. Die Kleidungsstücke mussten schon arg aussehen bis ich sie ablegen konnte. Nach der Konfirmation ging es mir dabei nicht besser, jedesman wenn ich etwas brauchte, und den Vater darum anging, kam ich mit ihm in den ärgsten Konflikt. Es wäre sonst mit dem Vater auszukommen gewesen, aber wenn man etwas von ihm wollte, so hörte die Gemütlichkeit auf. Freilich ist zu beachten, dass er mit den vielen Kindern und der schlechten mütterlichen Wirtschaft eben doch ein gedrückter Mann war. Am wenigsten aber war es die erfahrene Behandlung bezw. Erziehung, welche später je Sehnsucht nach dem Elternhaus in mir erweckte. Da gab es keine guten Worte, keine wohlgemeinten Mahnungen und Ratschläge, denen ich so zugänglich gewesen wäre, und sonst nichts brauchbares auf den Lebensweg. Vater un Mutter lebten lieblos nebeneinander her, in vielem widrigen Zwist und Streit; irgendwelche Harmonie in geistiger Beziehung hatte von Anfang an bei ihnen nicht bestanden. In dem Hause fehlte es an jeglicher Ordnung. Statt mit fester Hand einzugreifen und Wandel zu schaffen, wurde der Vater immer gleichgültiger, und kümmerte sich schliesslich um gar nichts mehr, auch nicht um die Erziehung der Kinder. Es fehlte ihm an Festigkeit, an Mut. Wohl war die Mutter unintelligent und eigensinnig bis zum Exzess, mir ist aber, wenigstens an eine bestimmte Ordnung im Haushalt wäre sie doch zu gewöhnen gewesen. So z.B. war des Abends um 7 3/4 Uhr, wenn der Vater vom Bureau heimkam, nie das Nachtessen bereit, oft sogar ging die Mutter erst in die Küche wenn sie ihn kommen sah, obgleich sie wissen musste, dass er von Mittag weg nichts zu sich genommen.

Er ärgerte sich gewaltig darüber, schimpfte hintenherum, aber beharrlich auf Abhülfe zu dringen, das brachte er nicht fertig. Aehnlich ging es mit dem Frühstück, namentlich im Winter war dasselbe selten so rechtzeitig bereit, dass es der Vater einnehmen konnte, und vielmals musste er mit nüchternem Magen auf den Zug eilen. Das wäre bei gutem Willen seitens des Vaters doch entschieden zu ändern gewesen, so aber nahm derselbe seine Mahlzeiten mehr im Aerger und zur Unzeit ein als eben recht

war, und es ist nicht zu verwundern, dass sich bei ihm später ein Krebsleiden im Magen und in den Gedärmen einstellte. In allen anderen Dingen herrschte von seiten der Mutter derselbe Schlendrian. Doch das Schlimmste war der widerwärtige hässliche Geist, der von ihr ausging. Dieser böse Geist der Mutter, eines in jeder Hinsicht inferioren Weibes, war es, welcher die Oberhand hatte, auch über den Geist des Vaters, der alles Angenehme des Familienlebens erstrebte, das Verhältnis zwischen den Eltern zerrüttete, Zwiespalt unter die Kinder brachte & somit alle Familienangehörige unglücklich machte. Der Geist der Mutter dominierte über den Vater dermassen, dass dieser nicht den Mut hatte, uns vernachlässigten und verstossenen Kindern aus erster Ehe irgendwie unter die Arme zu greifen, aus Furcht, sich damit in erhöhtem Masse die Unzufriedenheit der Mutter zuzuziehen. Im diesem Zustand der Dinge verbrachten wir unsere Kinderjahre, liebe- und freudenleer, ohne Erziehung und Pflege, und, namentlich ich, in zunehmender Verwilderung des Gemüts. Eines aber ging dabei glücklicherweise in uns nicht verloren, der gute Kern von der teuren Verstorbenen, die uns das Leben geschenkt. Er rettete uns vor Versumpfung und half uns hindurch.

Die Kinderjahre waren also für uns die böseste Zeit gewesen, von der ich mir bis jetzt keinen einzigen Tag zurückwünschte. Der Abschied vom Elternhause im April 1894 tat mir daher wie gesagt nicht weh. und von dem was ich liebte, von Muttens selbst, von den Kameraden, und von meinen Lieblingpunkten, dem Wartenberg, Prattlerhorn, der Winterhalde u.s.w. wo ich in den letzten Jahren so oft in süßen Jünglingtäumereien die Sonntagsvormittage verbrachte, war ich ja in Basel nicht so weit entfernt, meine Freitage waren auch zum Vorneherein ihnen geweiht.

Von meinem mütterlichen Erbteil, das Frs. 450.- betrug, hatte mir der Vater Frs. 150.- ausgewiesen; frs. 300.- davon hatte er vorher teils für mich, teils für ihn verbraucht. Mit diesem Rest von Frs. 150.- hatte ich mir vor meiner Uebersiedlung nach Basel Kleider und Wäsche gekauft, und besass somit zur Zeit als ich in Basel auf eigene Rechnung zu arbeiten und leben begann nichts zu Eigenthum als was auf dem Leibe zu tragen war.

Die Stelle eines Gepäckexpedienten gefiel mir ebenfalls gut. Den Gepäckexpedienten lag ob, die Beförderung von Reisegepäck und Expressgut, von Kranken, Leichen- und Salonwagen, sowie zum Teil auch der Beförderung von lebenden Thieren, und endlich die Beförderung von Milch. Zur Uebernahme und zum Verlad bzw.. zum Auslad & zur Auslieferung der Transportgüter waren den Expedienten die erforderlichen Arbeitergruppen beigegeben. Ich gab mir auch da Mühe und arbeitete mich rasch ein. Der erste Gepäckexpedient, der die Korrespondenz besorgte und das Ganze leitete, hiess Haberstick, und der zweite, dem mit mir der Abfertigungsdienst oblag, hiess Charles Dreux, ein Franzose von Geburt. Dieser,

etwa 3 Jahre älter als ich, war ein hochgewachsener mächtiger Kerl, stolz und wortkarg, und ab und zu grob wie Bohnenstroh, im Dienste aber geläufig und sicher. Die zwei harten Steine - Dreux und Iselin - wollten anfänglich nicht gut zusammen mahlen, wir schrien uns gelegentlich an, und ---- wurden schliess-

lich Freunde. Darauf arbeiteten Dreux und ich gut zusammen, er besorgte die Rechnung und die Nordostbahnlinien. Der Dienst war äusserst kurzweilig. Das Bureau befand sich im Vestibül des nun abgebrochenen Bahnhofgebäudes, wo sich auch die Billetschalter befanden. Da herrschte stets reges Treiben, oft nur ein zu reges. Fremde kamen und gingen, von allen möglichen Ländern, und für mich, der ich oft mit Vorliebe die Leute, d.h. die Physiognomien derselben betrachtete und studierte, gab es im und vom Gepäckbureau aus des Interessanten mehr als genug zu sehen. Gern sah ich auch die bekannten Gesichter von Muttentz, Pratteln und der Umgebung vorbeigehen. Kurz, die Stelle eines Gepäckexpedienten sagte mir sehr zu, insofern als ich erst 21-jährig war und auf die Goldgalons an der Dienstmütze füglich stolz sein konnte. Wenn nur auch die Besoldung im Verhältnis zur Aufgabe und Verantwortlichkeit gestanden wäre.

Mittlerweile hatte meine Schwester Lina ihre Studien in Bern, wo ich sie mehrmals besucht hatte, mit Erfolg beendet, darauf kurze Zeit in Maisprach vikariert und hernach bis auf weiteres eine Privatlehrerinnenstelle in Cernille bei Tramelan (im Kreise deutschsprechender freiberger Bauern) angenommen. Elise war von Italien zurückgekehrt, und in eine Stelle in Liestal eingetreten, und Anna machte zu selbiger Zeit einen Kochkurs mit im Hotel Gehrig in Basel.

Vom Vater lässt sich aus jener Zeit berichten, dass er, der bereits Mitglied der Schulpflege war, nun auch zum Mitglied des Gemeinderates in Muttentz gewählt wurde, an Stelle des verstorbenen Jakob Hauser (Luzen Joggeli). Die Bahnverwaltung gestattete dem Vater dieses Amt, das er gern annahm, neben den bahndienstlichen Geschäften auszuüben. Wir Kinder freuten uns über das Zutrauen und die Ehrung, die die Muttentzer Einwohnerschaft dem Vater durch die Wahl entgegengebracht hatte, erkannten jedoch auch die Schattenseiten der Sache. Die langen Gemeinderatssitzungen mussten den Vater natürlich um die Nachtruhe bringen, sodann bot das Amt überhaupt zu viel Gelegenheit zum Wirtshausbesuch. "wenn eine in Gmeinroth will, muess er chönne suffice" heisst das gewissermassen recht habende landläufige Sprichwort. Für die Gesundheit des Vaters war die Sache also nicht nicht gerade verlockend, er trank sowieso bis dahin schon eher mehr als ihm gut tat.

Der Geminderat von Muttentz bestand damals aus folgenden Mitgliedern:

Karl Leupin-Hauser, Tierarzt, Präsident; Jakob Eglin-Pfirter, Landwirt; Fritz Schorr-Glinz; Rudolf Aebi, Seiler; Emanuel Jordan-Schwob, Bauunternehmer; J. Buser, Metzger und Wirt; und Joh. Iselin-Dietler, Kassier.

Hervorragend unter diesen Männern war Karl Leupin, der Präsident. Derselbe war Bürger von Muttentz, geboren im Jahr 1852. Er studierte in Zürich Tierarztneikunde und liess sich nach mit grossem Lob beendigten Studien in Muttentz nieder um den Beruf eines Tierarztes daselbst auszuüben. Im Jahr 1876, als er noch ledig und nicht ganz 24-jährig war, wählten ihn die Muttentzer zu ihrem Gemeindepräsidenten. Diese Wahl war eine Ueberraschung, erhob doch in Muttentz bis dahin nicht

einmal zum Posten eines Gemeinderates einen jungen Mann, geschweige denn direkt auf den Präsidentenstuhl. Die damaligen alten Gemeinderäte sollen denn auch nicht übel verschmupft gewesen sein, als sie plötzlich einem blutjungen Mann unterstellt wurden, das ging denn doch über ihre Begriffe.

Am Zustandekommen der Wahl Leupins soll hauptsächlich der damalige Ortsarzt Dr. Gass gearbeitet haben. Leupin hatte die Wahl auch vielfach dem Umstande zu verdanken, dass er Tierarzt war, irgend einer anderen Art Gelahrtheit hätten die Bauersleute schon erheblich weniger Sympathie entgegengebracht. Ein Witzbold meinte damals auch "die Gemeinde Muttenz müsse eine Kuh sein, dass sie einen Tierarzt zum Präsidenten gemacht habe."

Im gleichen Jahre seiner Wahl zum Gemeindepräsidenten hatte sich Leupin mit Jungfrau Josephine Hauser des Lehrers in Zeinigen, verehelicht und sich darauf durch seine Fähigkeiten und seinen Fleiss rasch bekannt und beliebt gemacht, sodass er nach und nach noch Friedensrichter, Landvogt und Sektionschef und anderes mehr wurde. Beim Militär war er bis zum Divisionspferdearzt im Majorsrang vorgerückt. Leupin besass ein grosses Mass klaren Verstand; seine Aemter versah er mit vielem Fleiss und grosser Rechtschaffenheit. Wir Muttenzer hatten aber auch einen Stolz auf ihn, und den konnten wir mit Fug und Recht haben, denn Präsident Leupin war zu seinen hervorragenden geistigen Fähigkeiten eine flotte Erscheinung. Hochgewachsen, mit wohlgeformten Gliedern und strammer Haltung, mit dunklem Haar und dito Augen, sowie mit braunschwarzem Schnurrbart. Seine Gesichtszüge waren sympathisch, ebenso sein Benehmen, wengleich er nicht so ohne weiteres jeden Maulhelden an seine Person heranliess. Er ging wenig in Gesellschaft, tat auch bei den Vereinen nicht mit und war selten im Wirtshaus zu treffen. Kurz, Leupin war der richtige typische Präsident, der in jeder Hinsicht über der Gemeinde stand. Er hatte solange ich weiss seinen Wohnsitz im zweiten Haus oberhalb dem Wirtshaus zum Warteck.

So weit ich zu beobachten vermochte, stand in Bezug auf Intelligenz und Präsentation im Gemeinderat dem Präsidenten mein Vater am nächsten, ebenso punkto Ansehen bei der Einwohnerschaft. Der Vater stand damals im 48-sten Lebensjahr. Er war ziemlich gross von Statur, zu welcher auch der Leibesumfang sich in gutem Verhältnis befand, sein Gesicht war etwas breit, Haare und Augen braun, die Nase gerade, und die Stirn hoch, er besass einen starken braunen Schnurrbart, dessen Enden beidseitig leicht herunterhingen, und trug ausserdem, eine Brille; im ganzen war er als Dorfbewohner ein stattlicher Mann.

War der Vater den übrigen Gemeinderäten etwas über, so war zwischen ihm und Leupin doch noch ein wesentlicher Unterschied. Der stolze Charakter, die Selbständigkeit in der Beurteilung der Dinge, und der Mut im Handeln, Eigenschaften die Leupin in hohem Masse besass, waren meinem Vater werniger eigen, und, während Leupin durch sein Studium, d.h. durch den Umgang mit Lehrern der Hochschule und sonstigen regsamen Geistern gelernt hatte zu denken, sein Wissen zu mehren und den Blick zu weiten, wies mein Vater den Mangel auf, dass er den Dingen zu wenig auf den Grund ging und seinen Geist nicht auffrischte, sodass er über eine gewisse Engherzigkeit in den Anschauungen

nicht hinauskam. Er war eben von Jugend auf in Muttenz geblieben, mit Ausnahme des Welschlandbesuches, und Muttenz war zu seiner Zeit kein Hort geistiger Regsamkeit. Seine Beliebtheit unter der Einwohnerschaft hatte der Vater seinem geraden Wesen zu verdanken, und ebenso der Freundlichkeit die ihm gegenüber seinen Bekannten eigen war. Ausserhalb der Familie war der Vater übrigens im allgemeinen freundlich und hilfsbereit.

Von den übrigen Mitgliedern des damaligen Gemeinderats lässt sich nichts von Belang sagen.

Im Sommer 1896 hatte ich das Vergnügen, das erste Mal zu Gevatter zu stehen, und zwar dem Erstgeborenen meiner Base Roseli Marti - Alt in Füllinsdorf. Gevatterin war Jungfrau Keigel, meine Parthnerin von der Hochzeit des vorigen Jahres. Der Taufakt fand in Frenkendorf statt. Da das Wetter schön war, machten wir - die Taufleute - eine Wagenfahrt nach Gelterkinden. Abends fand daheim der Taufschaus statt. (An einem solchen gibt es im Baselbiet gewöhnlich Braten mit Kartoffelstock und Salat, nachher den Kaffee mit Schenkeli, Gugelhopf und Torten). Auch nach diesem Anlass begleitete ich Jungfrau Keigel gegen den Morgen heim auf das Hümpeligit, das droben am Wald hoch über Füllinsdorf steht.

Im August desselben Jahres machte ich meiner Schwester Lina einen Besuch in Cernille ob Tramelan. Ich fand dieselbe gut aufgehoben. Die Bauersleute, die ihr die Kinder in die Schule gaben, gehörten einer religiösen Sekte an, und wohnten zerstreut auf mehr oder weniger werstreteten Nachbarhöfen. Ein urchiger stattlicher Bauer Namens Gerber, der liebenswürdige Söhne und Töchter besass, gab Lina Kost, Logis und Besoldung. Derselbe stellte und unterhielt auch das Schulzimmer auf seinem wohlgepflegten Hofgute.

Um diese Zeit machte eine Base von mit Anstrengungen sich meiner einigermaßen zu versichern, Emilie Heller, die mit ihrer Mutter in unserem Hause gewohnt hatte, und nun seit drei Jahren in Genf Damenschneiderin war. Sie war gut befreundet mit Elise Glinz. Emilie und ich waren infolge des Zusammenlebens früher oft beieinander gewesen, etwa auch an Tanzanlässen. Als Emilie fort war, schrieb sie mir oft Briefe und veranlasste mich ihr zu antworten. Schliesslich schrieb sie mir, dass sie mich glühend liebe und den Wunsch habe, mich zu besitzen. Ich mochte Emilie wohl leiden, doch lieben, wie sie mich liebte, konnte ich nicht. Daher antwortete ich ihr, dass ihr Wunsch nicht in Erfüllung gehen könne, indem es mir nicht möglich wäre, ihr die richtige Liebe zu erweisen, zudem schrieb ich, seien meine oekonomischen Verhältnisse noch weit davon entfernt mich ernstlich ans Heiraten denken zu lassen. So war es auch. In ihrem folgenden Brief bat mich Emilie, sie doch in Genf zu besuchen, allein es kam nicht dazu.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1896 kamen die Freunde Willi und Traugi wieder heim; beiden traten in Basel in Geschäfte ein. Für Fried und mich war ihre Rückkehr sehr willkommen, denn nun waren wir doch alle vier wieder beisammen. Allerdings wohnte ich nicht mehr in Muttenz, allein ich verbrachte alle meine Ruhetage dort, ebenso ging ich nach Feierabend hinaus so oft es ging. Traugi und Willi traten ebenfalls dem Männerchor

MuttENZ bei, dem ich auch von Basel aus treu geblieben war, und dessen Gesangsübungen ich so oft besuchte, als es meine dienstlichen Verhältnisse es erlaubten.

Für meine Gänge nach MuttENZ benützte ich die Eisenbahn. Das Jahresabonnement kostete mich als Bahnbeamten nur 1/3 des gewöhnlich Preises, nämlich Frs 12.-, mit dem man täglich beliebige Fahrten machen konnte. Am meisten Freude mit meinen zahlreichen Besuchen in MuttENZ machte ich meinem guten Kameraden Netti, unserem schwarzen Spitzerhund. Das Tier hing mit ganzer Seele an mir, und wenn es mich von der Eisenbahn kommen sah, so war es nicht mehr zu halten. Netti war in MuttENZ mein steter Begleiter, wenn er irgendwie im Oberdorf erschien, so nahmen die Leute an, dass auch ich nicht mehr weit sein könne. Beim Nachhausegehen (nämlich nach Basel, wo ich jetzt wohnte) trabte Netti jeweilen mit bis zur Eisenbahnstation, wo ich ihn dann heimschickte. Anfänglich rannte er gewöhnlich mit wütendem Gebell dem abfahrenden Zuge nach, soweit er Schritt halten konnte. Später wurde er aber in dieser Beziehung vernünftiger, das heisst nach Ankunft auf der Station setzte er sich, nachdem wir ordentlich voneinander Abschied genommen hatten jeweils hin, schaute ruhig eine Weile dem Zuge nach und kehrte um.

Von den 52 Ruhetagen, die gemäss Gesetz jedem Eisenbahnbeamten jährlich zukamen (weitere Ferientage gab es damals noch nicht) fielen bei mir 2/3 auf Werkstage und nur 1/3 auf Sonntage. Sonntags richteten wir - die zwei diensthabenden Gepäckexpedienten - uns jedoch so ein, dass der diensthabende durchgehend blieb bis 3 Uhr nachmittags und dann vom Spätdiensthabenden abgelöst wurde. Auf diese Weise war der einte bis 3 Uhr, und der andere von da ab ganz frei, sodass jeder etwas vom Sonntag hatte.

Zur Sommerszeit war der Dienst auf der Gepäckexpedition ein äusserst strenger. Für den grossen Verkehr waren wir zu wenig Leute und hatten zudem ein viel zu kleines Bureau, in dem es den ganzen Tag herging wie in einem Taubenschlag, was uns die viele Rechnungsarbeit sehr erschwerte. Sodann reichte unsere ordentliche Dienstzeit - 11 Stunden - zur Bewältigung der laufenden Geschäfte lange nicht aus, wir mussten daher einen schönen Teil unserer freien Zeit hergeben und wurden dabei stets sehr in der Nachtruhe verkürzt. Trotzdem war ich allzeit guter Dinge und genoss um so mehr die dazwischen fallenden Ruhetage. Es ist ja eine weise Einrichtung auf Erden, dass derjenige, der seine Musse durch strenge Arbeit verdient, darob dann wirklichen freudigen Genuss hat, während der, der immerwährend müssig ist, von einer wohlthuenden Mussezeit nichts weiss.

An meinen Ruhetagen, die auf Werkstage fielen, stund ich in der Regel frühzeitig auf - es brauchte gar nicht einmal besonders schön zu sein - und machte mich davon, das heisst ich ging mit dem ersten Zug um 5 Uhr nach MuttENZ. Dort schlug ich vom Warteck aus den Fussweg dicht hinter der rechten Unterdorfseite ein, unserem Hause zu. Wie ich mich diesem näherte, tauchte eine schwarze Gestalt davor auf, spitzte die Ohren und rannte mir in hellen Sätzen entgegen. War dies beidseitig eine Freude. Ohne jemanden im Schlaf zu stören gingen wir beide darauf von dannen. Unser Ziel war gewöhnlich die Schön matt - ein allenstehendes Wirtshaus droben im Banne Gempen an der Grenze des MuttENZer Bannes - wo wir frühstückten. Verschiedene Wege dahin standen offen: über den Geispel - Eselshalde und am Fusse der Winterhal-

de entlang; durch das Paradies (wo früher ein Frauenkloster stand) und links am Lachenköppli vorbei; über die Waldstegen; über das Sulz, wo sich zur Zeit eine grosse Steingrube befindet; durch den Eigentalschlund; über das Eigenthalgut - Prattlerhorn; und endlich über den Zinggibrunn - Eglisgraben - Neu Schauenburg - Schauenburgerfluh. Alle diese Wege führen durch den herrlichen Wald und waren ohne Ausnahme ruhig und erquickend.

Mein liebster Weg war der am Eigenthalgut vorbei über das Prattlerhorn. Wie früher gesagt war der Eigenthalhof das Geburtshaus meiner Mutter sel., der Ort, wo sie ihre Kinderjahre verbracht hatte. Dahin zog es mich; ich meinte ich müsste dort oben noch etwas von der zu früh verstorbenen treffen, und, wenn auch nicht in Wirklichkeit, so sah ich sie doch mit dem geistigen Auge als spielendes Kind unter den schattigen Bäumen vor dem Hause. So ward der Spaziergang dort hinauf stets eine Wohlthat für mein Gemüt. Vom Eigenthalgut ging es dann weiter durch den Wald. Ein steiler Fussweg führt hinauf auf das Prattlerhorn, von wo aus es auf wenig benützten Fusswegen eben weiter geht bis zur Schön matt, abwechselnd durch Hochwald oder Junggehölz. Hier oben in der Einsamkeit ward es mir wohl ums Herz. Netti und ich waren da allein, kein Mensch störte uns. Nicht allein konnte ich mich erholen von der hastigen aufreibenden Arbeit des Bahnhofes Basel, sondern auch mein schwärmerisches Gemüt fand da Labung. Oben auf dem steilen Nordhang des Prattlerhornes schaute ich nieder auf die Stadt Basel, auf die zu Füssen liegen den Ortschaften Muttenz und Pratteln sowie auf den Rheinstrom hinauf ins Ergolzthal und hinüber auf den Schwarzwald. Da konnte ich mit dem Dichter singen:

Kein Stimmlein noch schallt von allen
in frühester Morgenstund'
Wie still ist's noch in den Hallen,
Durch den weiten Waldesgrund.
Ich stehe hoch überm Thale,
Stille vor grosser Lust,
Und schau' nach dem ersten Strahle,
Kühl schauernd in tiefster Brust.

Der nächstliebste Weg war mir derjenige über den Geispel - Eselhalde dem Muttenzer- und Münchensteiner Bannweglein entlang unter der Winterhalde durch zum Rengersmattgut (Renklismatt) und von da nach der Schön matt. Dieser Weg hatte den Vorzug, dass er schon vom Geispel aus durch den Wald führt.

So war zu meiner Erholung immer der Wald mein Zufluchtsort, in ihm spürte ich so recht die Berechtigung des Wortes "Waldfrieden". Was meine junge stürmische Seele auch bewegen mochte, oben im einsamen Wald fand ich immer Ruhe. Da hatten die Kümmerlichkeiten des täglichen Lebens vor der tiefen Ruhe, vor der Grossartigkeit und Ergebenheit der herrlichen Schöpfung keinen Bestand, sie mussten weichen und verschwinden.

Man muss sie auch kennen, jene schönen Waldesregionen von Muttenz aus gegen Münchenstein, über die Winterhalde bis Arlesheim, gegen Gempfen und gegen Schauenburg: Keine Fahrstrassen oder breite Wege führen dahin, und wenigen sind sie bekannt, aber gerade darum sind sie zur Erholung und Erbauung so wohlgeeignet. Soviel ich damals und seither in jenen Wäldern umhergestreift bin, so begegne ich dort an Werktagen doch wunderselten einem menschlichen Wesen. Namentlich die Gegend um das Prattlerhorn und diejenige über die Winterhalde in den Arlesheimer Bann gegen die Ruine Reichenstein fand ich stets menschenleer.

Geradezu unentbehrlich auf diesen Spaziergängen war mir mein lieber Netti. Mit ihm hatte ich vollständige Ruhe und doch Gesellschaft. Er trabte stets munter vor mir her, dann und wann stehen bleibend um ein freundliches Wort einzuheimsen oder um an Kreuzwegen die Wahl der Richtung abzuwarten. Legte ich mich ins Moos so hielt er Wache, ich konnte ruhig schlummern, Netti liess nichts an mich herankommen.

Unsere übliche Erfrischungsstation, die Wirtschaft zur Schön matt, war damals betrieben durch Eusebius Berger von Gempfen. Berger war gross und hager von Gestalt, ein gescheidter Mann, doch war er vielmals angetrunken wenn man kam. Die Wirtschaft aber wurde gut und sauber geführt, dank Berger's tüchtiger Hausfrau. Im schattigen Baumgarten vor dem Hause bezog ich zur warmen Jahreszeit gewöhnlich mein Plätzchen. Oft sass Netti und ich schon um 7 Uhr Vormittags dort beim hübsch servierten Frühstück.

Ein gern gemachter Abstecher von da aus war für mich die Gempfenfluh. Von den Stollenhäusern aus führt der Weg durch schönen Wald, den ich oft beging. Zur selbigen Zeit wurde auf der Fluh ein 30 m hoher eiserner Aussichtsturm erbaut. Ein in Muttenz wohnhafter Bauschlosser namens Ruckstuhl, montierte denselben. Von da an wurde bisher auf der Fluh an schönen Sonntagen gewirtet. Der damalige Wirt, Vöglin vom Gempfenstollen kam zuweilen auch werktags hinauf und offerierte in seinem kleinen Keller ein Glas.

Von diesen Wanderungen kehrte ich gewöhnlich um die Mittagsstunde nach Muttenz zurück und speiste bei Fritz Schorr z. Rössli oder bei Emil Ramstein z. Rebstock oder in der Pension Wartenberg zu Mittag, und schlug darauf in dieser oder jener Gesellschaft den Nachmittag tot. Im Rebstock fand sich gewöhnlich Gesellschaft zu einem Kaffeejass, ebenso im Rössli; Oft begleitete ich Fritz Schorr auf geschäftlichen Ausfahrten. In der Pension Wartenberg fanden sich etwa Gäste aus Basel, mit denen ich mich unterhalten konnte oder es gab längere Plauderstündchen mit der Hausfrau Wwe. Brüderlin - Mesmer und ihrer ledigen, damals zirka 52jährigen Tochter Susette.

Es kam damals sozusagen gar nicht vor, dass ich an freien Wochentagen nach Muttenz ging, ohne in der Pension Wartenberg anzukehren. Diese ist das oberste Gebäude in der Burggasse, links im Hinaufgehen. Dasselbe wurde im Jahr 1875 durch die Wwe. Brüderlin gebaut und ist zurzeit das schönstgelegene Heimwesen in Muttenz. Es dient meist als Aufenthaltsort für Erholungsbedürftige und zugleich als Wirtschaft. Da die beiden Damen aber von Anfang an zurückgezogen lebten und in Muttenz nur wenige Beziehungen pflegten, so wurde die Wirtschaft von den Muttenzern stets sehr schwach besucht. Um desto angenehmer war die Pension deshalb für die, die ein schönes ruhiges Plätzchen zu würdigen wissen. Noch hat heute die Pension am Abhang des Wartenbergs freie Aussicht auf das Dorf, auf die Stadt Basel, auf die Rheinebene und hinüber in's badische Gebiet, indem jetzt ausser der Burggasse noch der ganze Abhang unbebaut ist, bald genug dürften aber dort weitere Gebäude entstehen.

Die Wittve Brüderlin ist eine Tochter des früher erwähnten Regierungsraths und Schlüsselwirts Johannes Mesmer in Muttenz.

Mit ihrer Schwester, Frau Pfarrer Linder in Muttenz, teilte Frau Brüderlin das Schicksal eines frühen Wittwenstandes, ihr Mann war in jungen Jahren im St. Albenteich bei St. Jakob ertrunken. Längere Zeit hatte die Wittwe mit ihrer einzigen Tochter in Basel gelebt, und später mit Hilfe dieser Tochter, der eine kleine Erbschaft zugefallen war, die Pension Wartenberg bauen lassen. (Regierungsrath Mesmer selbst hatte wenig Vermögen hinterlassen. Durch die Wirren der dreissiger Jahre hatte er vieles eingebüsst, und später auch manches durch Güte verloren, sodass für seine Kinder bei seinem Tode wenig mehr abgefallen war) Seither führten die beiden Damen dort oben ein bescheidenes Dasein.

Um jene Zeit als ich anfang regelmässig in dem Hause zu verkehren, stand die Wittwe Brüderlin bereits mitte der siebziger Jahre, war aber noch munter und wusste stets etwas zu erzählen von dem was sie in der bewegten Zeit erlebt hatte. Da ihr Vater politisch stets im Vordergrund gestanden, so hatte während und nach den Wirren der dreissiger Jahre im Schlüssel fortwährend ein reger Verkehr geherrscht, der des Interessanten genug gebracht. Eine sehr bewegte Zeit war ferner um das Jahr 1848 gewesen, als die Freiheitsbestrebungen in Deutschland niedergedrückt worden waren, und sich eine Flut von Flüchtlingen - worunter viele Männer von Geist - nach der Schweiz ergossen hatte. Manche von den Geflohenen hatten damals beim Schlüsselwirt Unterkunft gefunden, unter ihnen auch der badische Anführer Hecker mit seiner Familie. Solang Mesmer gelebt, war der Schlüssel die angesehenste Wirtschaft gewesen in Muttenz, in der meist nur gutes Publikum verkehrt hatte. Durch die kraftvolle, charakterfeste Person des Wirts war dieselbe vor allem ein Zentrum gewesen, von dem gute, gemeinnützige und freiheitlich Bestrebungen ausgegangen waren.

Güte, eine hervorragende Eigenschaft des Vaters, war auch Frau Brüderlin stets in hohem Masse eigen. Obgleich sie sich seit dem Tode ihres Mannes dürftig durchs Leben bringen musste, fand sie bisher doch immer Mittel u. Zeit für die Armen, und, so oft ich damals und seither zu ihr gekommen bin, nie hörte ich eine Klage über ihre Lippen gehen. Ihr geht es immer gut, sie ist eben für sich die Anspruchlosigkeit selbst.

Von ähnlichem Typus ist ihre Tochte Susette, jedoch nicht so gelassen, sondern von mehr entschiedenem Wesen wie ihr Grossvater. Von früher Jugend auf stand sie mit ihrer Mutter und wenig Besitz allein in der Welt, sodass des Lebens Härten in hohem Masse an sie herangetreten waren. Vermöge ihrer guten Erziehung und ihrer Intelligenz erwarb sie sich im Haus- und Wirtschaftswesen sowie in der Krankenpflege bedeutende Kenntnisse. Angeregt durch das rege politische Leben das seiner Zeit im Hause des Grossvaters geherrscht, behielt sie auch für alles was in der Welt vor sich ging ein offenes Auge, sodass sie eine gute Gesellschafterin war.

Wenn man sich nun zu den beiden charaktervollen, an Erfahrungen reichen Damen noch den prächtigen ruhigen Wohnsitz über dem Dorfe hinzudenkt, so wird es nicht weiter wunder nehmen, dass ich so oft dort oben Einkehr hielt.

Die Tage die ich auf die beschriebene Weise ohne die Freunde

zubrachte, waren, wie früher gesagt, die Ruhetage die auf Werk-
tage fielen. Die freien Sonntage verbrachte ich immer in Gesell-
schaft meiner Freunde. Da fehlte es nie an gehobener Stimmung;
wenn möglich ging man spazieren, oder man sass beim Glase zusam-
men, und zwar gewöhnlich im Rössli oder beim "Emelie" (Emilie
Schaub in der Bierhalle Ramstein) An beiden Orten waren wir
sozusagen zu Hause.

Anfangs November 1896 machte ich wieder eine Reise ins
Waadtland um meine Freunde in Seigneux zu besuchen. Ich wurde
von der Familie Cachin aufs freundlichste empfangen. "Du darfst
kommen wenn du willst Jean, sagte mein ehemaliger Patron, du
bist ja auch noch unser." Natürlich gab es gegenseitig viel
zu erzählen.

Beim Mittagessen munterte mich Frau Cachin auf, meiner
dortigen Jugendfreundin Lucie Paccaud, die mich sicher erwartete,
einen Besuch zu machen. Das hätte ich sowieso nicht vergessen,
deshalb kam mir die Aufmunterung gelegen. Nach der Schilderung
die ich dort hörte, war Lucie ein braves fleissiges Mädchen
geblieben und namentlich zu einem besonders schönen Mädchen
herangewachsen. "Hola oui, elle est belle!" (Jawohl, sie ist
schön!) sagte der in solchen Dingen sonst reservierte Meister
Cachin. Da kann man sich denken, dass dem Jüngling der Mund
wässrig wurde.

Als ich mich auf den Weg zu Lucie gemacht, klopfte mir
aber mächtig das Herz. So ein förmlicher Besuch einem Mädchen
im elterlichen Hause war wohl geeignet, mich befangen zu machen.
Dazu kam, dass ich Lucie seit 3 1/2 Jahren nicht mehr gesehen
hatte. Heiter und fröhlich, wie der Grundzug ihres Wesens war,
empfing mich Lucie unter der Thüre; auch die Mutter kam mir
entgegen. Diese hatte die Freundlichkeit unser Wiedersehen nicht
zu sehr durch ihre Gegenwart zu stören und machte sich nach
dem Empfange sogleich im oberen Stockwerk zu schaffen. Lucie
sprach ihre unverhohlene Freude aus über meinen Besuch und dankte
mir dafür. Was ich sagte, weiss ich nicht mehr, wohl aber
weiss ich, dass mein Herz jetzt für Lucie mächtig Feuer fing.
Ich fand sie wie man mir geschildert, schön und lieblich. Sie
war einfach, aber aufs reinlichste und geschmackvollste gekleidet
wie denn überhaupt im Waadtland punkto Präsentation der Unter-
schied zwischen Land- und Stadtmädchen kein so grosser ist,
wie da und dort anderwärts. Die Stube war blank und sauber und
alles darin aufs vorteilhafteste platziert. Ich sah, Lucie hatte
auf meinen Besuch gezählt. Sie selbst hatte sich prachtvoll
entwickelt. Schlanke wohlgeformte Gestalt, ovales Gesicht, grosse
braune Augen mit anziehendem Glanz, heitere Stirn, schwarze
Haare, rote Wangen, kokettes Näschen und kleinen Mund mit gut
gepflegten Zähnen. Das war Lucie. Noch heute sehe ich mich dort
in der lichten Stube, bei ihrem Anblick den Frühling im Herzen.

Die Erinnerung an die Jugendzeit, d.h. an die Stunden in
denen wir im Verein mit anderen Knaben und Mädchen zusammen
spaziert und amüsiert hatten, die Erinnerung an die Momente

in denen wir beide vertraulich beieinander gesessen, und das Vorhandensein einer gewissen geistigen und seelischen Verwandtschaft zwischen uns beiden, hatten uns einander rasch wieder näher gebracht. Aus Freund und Freundin wurde jetzt Geliebter und Geliebte, und als solche sassen wir nun beieinander auf dem Sopha. Was daraus werden sollte, darum fragten und kümmerten wir uns in dieser Stunde nicht, Wir gaben uns dem Glücke hin, bis die Mutter herunterkam und sich anschickte, den Kaffee zu bereiten und den Tisch zu decken. Beim Abschied vereinbarten wir noch eine Zusammenkunft auf den Abend.

Verabredetermassen traf ich Lucie des abends auf dem Wege zur Laiterie, wo sie für sich und die Mutter Milch holte. Arm in Arm durchschritten wir plaudernd die kleine Ortschaft. Ich sprach ihr bei diesem Anlass von dem seinerzeit von Corcelles erhaltenen anonymen Brief. Lachend bestritt sie, die Urheberin desselben zu sein, bat mich aber, ihr den Brief zur Einsicht zuzustellen. Nachdem wir uns Zusendung der Photographien und von Zeit zu Zeit Briefe versprochen hatten, nahmen wir herzlich von einander Abschied.

Neugierig, wie viele Frauen in solchen Dingen sind, hätte Frau Cachin gerne erfahren, wie sich Lucie und ich zueinander gestellt hatten; das sah ich, sowohl sie als ihr Mann hätten es gene gesehen, wenn aus der Jugendfreundschaft von Lucie und mir, die ja in Seigneux jedermann bekannt war, ein ernstes Verhältnis entstanden wäre. Ich verbarg auch die Neigung zu Lucie nicht, befliss mich aber, den Unterschied in der Heiratsfähigkeit, soweit die oekonomischen Verhältnisse in Betracht fallen, zwischen Stadt und Landjünglingen begreiflich zu machen. Während auf dem Land, besonders im Waadtland, meist früh geheiratet wird, sei es dass die Eltern den Kindern Land zu Bewirtschaftung abtraten, oder dass das junge Ehepaar bei einem Erldernteil bleibt, müssen die jungen Männer in der Stadt so lange mit dem Heiraten warten, bis sie soviel verdienen, dass sie imstande sind die Kosten der Haushaltung allein aus eigenen Mitteln zu bestreiten, was bei den ganz andern Verhältnissen in Bezug auf Nahrung, Kleidung und Wohnung in der Stadt immer länger und länger geht. Ich machte der Familie Cachin gegenüber denn auch keinen Hehl daraus, dass die Geringfügigkeit meiner Stellung mir nicht erlaube, jetzt schon ein definitives Verhältnis anzuknüpfen.

Diesen Erwägungen, die sich bei mir nach Ernüchterung notwendig einstellen mussten, gab ich auch Lucie gegenüber nach Rückkunft nach Basel brieflich Ausdruck. Ich schrieb unter anderem: (Da ein Teil meiner Briefe später wieder in meinen Besitz gelangte, kann ich wörtlich berichten)

"Hiemit empfängst Du meine Photographie, die Du wohl verdienst, denn ich habe gesehen, dass Du mich nicht so leicht vergessest. Meinerseits gestehe ich Dir, dass die Empfindungen die sich meiner in Deiner Gegenwart bemächtigten, sehr angenehm waren. Gutes Kind, ich bin weit davon entfernt die Absicht zu haben, Dir den Kopf zu verdrehen, oder mit Deinem Herzen zu spielen, aber immerhin wirst Du die Wahrheit spühren und meine Augen werde es Dir bestätigt haben, dass ich Dich liebe.

Nach Lage der Verhältnisse wäre es zu wünschen, dass wir uns ein wenig vergessen und der Zukunft die Entscheidung überlas-

sen könnten. In Anbetracht meiner Jugend und meiner persönlichen Stellung, welche beide mir auferlegen noch einige Zeit zu arbeiten, und jede definitive Verbindung zu vermeiden, empfinde ich es als ein Glück, dass wir weit von einander entfernt sind, denn meine sonst gegenüber Mädchen übliche Reserve wurde Dir gegenüber scheitern. Vor Verfluss eines Jahres werde ich nicht nach Seigneux kommen.

Adieu gutes Mädchen."

Hierauf sandte mir Lucie den anonymen Brief mit ihrer Unterschrift versehen retour, mit dem Geständnis: "ich war die Briefschreiberin." Sie sei damals, als dieser Brief entstanden, in Essertines bei ihrer Cousine einige Tage auf Besuch gewesen, und da habe letztere einem Burschen mit dem sie verkehrte pour rire (wie das junge Mädchen im Waadtland gelegentlich thun) einen anonymen, allerhand fröhlichen Unsinn enthaltenden Brief geschrieben. Aufgestachelt durch die Cousine, der sie von mir erzählt habe, habe sie - Lucie - dann ebenfalls zur Feder gegriffen, und ohne jede Ueberlegung einen solchen Brief für mich geschrieben. Sie bat mich, "verbrenne diesen Brief, ich schäme mich, diese Dummheit begangen zu haben.

Ueber unser Verhältnis äusserte sich Lucie: "Ich zweifle nicht an Deiner Liebe Jean, nein, aber wie Du, verstehe und sehe ich alles was uns trennt. Ja, es wäre zu wünschen, dass wir uns vergessen könnten, aber während sechs Jahren habe ich mir gesagt, dass ich Dich vergessen sollte und es ist mir nicht gelungen. Daher versuche ich es nicht weiter, sondern bitte zu Gott, dass er mir zeige, was ich zu thun habe, denn alles scheint gegen uns zu sein. Zunächst verstehe ich kein Wort deutsch, und dann habe ich eine Mutter, die ich nicht verlassen kann um so weit weg von ihr zu wohnen. Ja, lassen wir die Zukunft entscheiden. Wenn dann Gott es in seiner Güte entscheiden wollte dass wir eines Tages näher zueinander kommen, und dass nicht die Vergessenheit mich aus deinem Herzen ausgeschlossen hat, so könnten wir uns endliche sagen, dass wir uns für immer lieb haben. Ich kann sagen, dass wenn es so käme, ich zu glücklich wäre; mein Glück wäre zu voll, ich kann daher nicht glauben, dass es so kommt. Doch müssen wir Vertrauen bewahren, in den, welcher unsere Geschicke regelt."

Da der Verkehr auf des Gepäckexpedition in Basel über die Winterzeit jeweilen flau war, war ich mit Beginn des Monats November 1896 zur Aushilfe ins Stationsbureau gezogen worden.

Das Stationsbureau in einem Bahnhof ist die Stelle, welcher die Besorgung der näheren Geschäfte des Bahnhofvorstandes nach dessen Anleitung obliegt, nämlich die Bersorgung des Personalbestandes, sowohl für den Dienst im Bahnhof als zum Teil auch für die Führung der Züge; Führung der Conduitenlisten, Verrechnung der Besoldungen und Löhne, Untersuchung der dienstlichen Unregelmässigkeiten und der Unfälle, Entgegennahme von Beschwerden, Aufbewahrung der Fundgegenstände, Aufrechterhaltung der Ordnung im Bahnhof, Berichterstattung an die Verwaltungen und Bekanntgabe der von diesen erlassenen Verordnungen und Befehle

u. s. w.

Da der Bahnhof-Vorstand natürlich darauf trachtet möglichst tüchtige Leute in sein Bureau zu bekommen, so war damals meine Heranziehung für meine jungen Jahre schmeichelhaft. Der Bahnhof-Vorstand, Heinrich Rietmann ein Thurgauer, hatte mir schon früher bedeutet: so ein schlanker muntre Mann wie Sie, muss hinaus in den äusseren Dienst." Das war auch mein Ziel. Der Weg in den äusseren Dienst, d.h. zur Leitung des Zugsverkehrs und der Rangiergeschäfte führte aber immer durch das Stationsbureau. Deshalb war es mir erwünscht, daselbst Fuss fassen zu können.

Der Zentral-Bahnhof in Basel war zu selbiger Zeit weit der verkehrsreichste und bedeutendste Bahnhof der Schweiz (und ist das bis heute geblieben). Es mündeten fünf Linien von fünf verschiedenen Verwaltungen in denselbe ein. Die hauptsächlichste war die Zentralbahnlinie Basel - Olten, die weitere führte nach Aarau - Rothkreuz, nach Luzern - Gotthard, nach Bern - Thun, und Solothurn - Biel; weiter mündeten ein die Nordostbahn, d.h. die Verbindung mit der gesamten Nordostschweiz; sodann die Jura - Simplonbahn mit der Linie Basel - Delsberg - Delle - Paris; die vierte Linie gehörte zur Elsass - Lothringer - Bahn mit der Hauptstrecke Basel - Mülhausen - Strassburg; die fünfte endlich war die Verbindungsbahn mit dem badischen Bahnhof und den süddeutschen rechtsrheinischen Eisenbahnstrecken.

Für die Nordostbahn und die Verbindungsbahn besorgte der Bahnhof das Personal der Zentralbahn mit kleinen Ausnahme die Geschäfte. Die Elsass - Lothringen- und die Jura - Simplon Bahn hielten für das Rechnungswesen und den Kassendienst sowie für einige andere Funktionen eigenes Personal, mit je einem Chef - Repräsentanten. Ausser den verschiedenen Bahnverwaltungen hatten noch die eidgenössische sowie die Zollverwaltung des deutschen Reiches mit den nötigen Organen im Bahnhof Station. Das Ganze zusammen war daher ein ziemlich komplizierter Apparat.

Im Stationsbureau waren wir 3 - 5 Gehülfen und ein Bureauchef, damals Albert Handschin von Gelterkinden. Ich wurde meistens für die Korrespondenz und für Untersuchung und Behandlung von dienstlichen Unregelmässigkeiten verwendet, welche Arbeit meinen Neigungen entsprach. Auch hier reichte die 11-stündige Arbeitszeit nicht aus, sodass wir fast täglich 1-3 Ueberstunden machen mussten, für die wir besonders bezahlt wurden. Gegenüber meinem Fleiss fand ich meine damalige Besoldung von Frs. 1320 pro Jahr zu niedrig, ich machte daher auf Neujahr 1897 ein schriftliches Gesuch um Besserstellung, dem in der Weise entsprochen wurde, dass meine Besoldung auf Frs. 1500 erhöht wurde. Ohne Stossen ging es eben damals mit dem Lohn nicht vorwärts, und auch damit nur mässig, wie man sieht, doch war es wieder soviel.

Anlässlich einer Abendunterhaltung (Jahresfeier) des Männerchors Muttenz um die Fastnachtszeit 1897 hatte ich über fast sämtliche Mitglieder Schnitzelbankverse gedichtet und vorgelesen. Natürlich hatte ich nicht unterlassen darauf zu achten, dass die Verse nicht unangebrachte Stacheln enthielten. Und doch hatte mir Freund Traugi sein Verslein sehr übel genommen. Traugi, der in einer Weinhandlung arbeitete und für dieselbe Geschäfte machte, hatte nämlich mit einer Bauerntochter namens Rosa Brunner

ein Verhältnis angeknüpft und sich mit ihr, ohne selbst nur Freunden davon Mitteilung zu machen, verlobt. Man wusste, dass die Ringe gewechselt worden waren, doch konnten wir Traugi den seinigen nie tragen sehen, Willi, Friedi und ich waren daher übereingekommen Traugi für seinen Mangel an Offenheit ein bisschen auszuspielen. Ich hatte daher über ihn gesungen:

"Es handelt ein vo uns mit Wi, jopeidi, jopeida,
S'sig chürzlig si Verlobig gsi, jopeidi ei da,
Me weiss nit rächt und das isch grässli
Will dr Ring är treit im Gilet-Täschli,
Jopeidi jopeida, jopei di ei tra la la la!"

Wie gesagt hatte ich Traugi damit erzuürnt, während andere Mitglieder, über die ich nichts zu singen gewusst hatte, hiewegen unzufrieden waren.

Aus dem Verhältnis mit Rosa Brunner wurde übrigens nichts rechtes, die Verlobung ging bald wieder zurück, wegen Fehlens der Harmonie.

Weiter als Traugi war Willi mit seinem Schätzchen welscher Zunge gekommen. Eines Tages flüsterte dasselbe Willi etwas in die Ohren, worauf dieser erschreck, und sofort Anstalten zum Hochzeitmachen treffen musste. Da die Pflegeeltern Willis über die frühzeitige Heirat der beiden sehr erbost waren, fand die Hochzeit in aller Stille statt, und zwar Ende 1897. Willi war damals 24 Jahre alt. Er nahm mit seiner Frau Wohnung zuhinterst in der Basalgasse.

Im selben Monat wurde ich von meinem Vetter Walter Iselin (Sohn von Onkel Arnold) Zugführer der Brisigthalbahn in Oberwil zum Taufpathen für sein Töchterlein gebeten. Mit meiner Schwester Lina nahm ich an der Taufe teil. Die Kinder Walters wurden katholisch erzogen; diesem Glauben gemäss fand auch der Taufakt in der Kirche in Oberwil statt. Da der Pfarrer lateinisch sprach und das Zeremoniell ziemlich umständlich war, so berührte mich die Taufe mehr komisch als andächtig, umsomehr als meine Schwester von ihrem Platze aus mit schalkhaftem Staunen zuschaute, wie ich mich all den ungewohnten Förmlichkeiten unterzog.

Mit Lucie Paccaud hatte ich inzwischen wiederholt Briefe gewechselt. Auch sie hatte mir dabei ihre Photographie zugestellt

Mittlerweile war mein Schwester Lina durch Gemeindebeschluss als Primarlehrerin nach Muttenz berufen worden, worüber ich sehr froh war; damit war sie wieder bei uns. Lina bezog im Hause des Vaters ein Zimmer, um aber mit der Mutter nicht weiter in Berührung kommen zu müssen, bereitete sie ihr Frühstück und Abendessen selbst und speiste regelmässig im Hause ihrer Freundin, Marie Brüderlin Lehrerin der Kleinkinderschule, zu Mittag; die beiden waren von Jugend auf intime Freundinnen.

Mit Beginn der Reisesaison wurde ich vom Stationsbüro wieder auf die Gepäcksexpedition zurückversetzt, wohin ich eben als "Gepäcksexpedient" noch gehörte.

Im Monat Juni unternahm ich eine Spazierfahrt nach dem Rigi am Vierwaldstättersee. Leider war das Wetter nicht klar, sodass ich keine eigentliche Fernsicht genoss. Immerhin machte

mir die Bergfahrt auf der gut konstruierten Zahnradbahn von Vitznau aus Vergnügen. Auf dem Rigi-Kulm war es sehr kalt; ich speiste dort zu Mittag und begnügte mich mit der schönen Aussicht auf den See und die engere Umgebung.

Weitere Eisenbahnfahrten unternahm ich dieses Jahr nicht, wie ich überhaupt von dem Recht auf Freifahrten nur sehr mässig Gebrauch machte, weil ich an meinen Ruhetagen lieber fern von der Eisenbahn war. Wie früher geschildert, suchte ich Wald und Feld zu meiner Erholung auf. Mein Netti wäre auch nicht zufrieden gewesen, wenn ich per Eisenbahn in der Welt herumgefahren wäre, denn er war doch gar zu gern dabei.

Am 14. Juli 1897 sandte mir Lucie Paccaud alle meine Briefe sowie meine Photographie zurück, mit folgenden Zeilen:

"Lieber Freund! Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Dein Schweigen (ich hatte seit 3 Monaten nicht mehr geschrieben) als Beweis ansehe, dass Du von mir zurücktreten willst. Es ist mir wirklich lieber, das sei jetzt geschehen als später, denn heute kann ich Dir vergeben. Du hast damit recht getan, wenn Du bemerkt hast, dass Du mich nicht genug liebst, um aus mir Deine Lebensgefährtin werden zu lassen.

Ich habe oft an die Schwierigkeiten gedacht, die unserem Verhältnis entgegenstehen und ich kann Dir Dein Handeln nicht verübeln, nur einen Vorwurf: warum hast Du es mir nicht gesagt, dass Du nicht fortfahren willst? Hättest Du mir die Sache ruhig geschrieben, so hätte ich nicht aufgehört Dich zu schätzen, während ich heute gegen den Willen gestehen muss, dass Du bei mir stark an Achtung eingebüsst hast. In wen soll ich nun vertrauen haben, wenn Du, den ich so hoch schätzte und dem ich mein Herz geschenkt hatte, so handelte?

Das letzte, was ich von Dir verlange, ist, dass Du mir unverzüglich alle meine Briefe sowie meine Photographie zurückgibst.

Indem ich Dir verzeihe, nehme ich hiemit für immer von Dir Abschied.

Lucie."

Von dieser Absage war ich nicht wenig überrascht, ich hatt mit keinem anderen Mädchen angeknüpft und konnte Lucie's Vorgehen einfach nicht verstehen. Dass Lucie mir so leichthin eine direkte Absage schickte, verdross mich, ich gab daher auf diesen Brief gar keine Antwort und schickte ihr ihre Sachen auch nicht zurück.

Im August 1897 konnte ich die erste Sparkasseneinlage machen in der Höhe von Frs. 200.-. Vorher schon etwas zu erübrigen war mit meinem kargen Lohn nicht möglich gewesen. Diese oekonomischen Verhältnisse waren gewiss nicht dazu angetan, mich ans Heiraten denken zu lassen.

Im Herbst des gleichen Jahres übernahm der Gemeindepräsident Karl Leupin in Muttenz die Stelle eines eidgenössischen Grenztierarztes in Basel; er legte alle seine Aemter in Muttenz und Baselland nieder und zog in die Stadt. Für Muttenz war das ein herber Verlust, denn es war niemand da, der die Lücke hätte ausfüllen können. Ueber zwanzig Jahre war Leupin der Gemeinde vorgestanden. Ueber die Gründe seines Wegzuges wurde nichts laut, Ich vermute aber, dass es ihm in Muttenz einfach verleidet

war. Es fehlte dort an ebenbürtigen Männern mit denen Leupin in seinen Mussestunden das menschliche Bedürfnis nach geeigneter gesellschaft hätte befriedigen können sodass er sich nach und nach einsam fühlen musste. Dadurch verlor er offenbar auch die Freude an den Amtsgeschäften, die bei der vielfach eigensinnigen, ans Denken nicht gewöhnten Bevölkerung dem stolzen Mann gewiss ohnehin oft zuwider waren.

An Stelle Leupin's wurde zum Gemeindepräsidenten gewählt Jakob Eglin-Pfirter, bis dahin Vicepräsident, seines berufes Landwirt und damals zirka 47 Jahre alt.

Obleich Eglin noch Zivilstandsbeamter und Oberrichter, und im ganzen recht ehrgeizig war, wussten doch die Einheimischen, dass er weder Mut zum Handeln noch schöpferischen Geist besass, sondern dass er vielmehr gegenüber den Pflichten ein gleichgültiger und wenig ordnungsliebender Mann war. Und doch hätte es schwer gehalten in Muttenz jemanden zu finden, der sich besser als Eglin zu dem Amte geeignet hätte, weil nur solche Bürger in Betracht fallen konnten, welche ihren Beruf oder ihre ihre sonstige tägliche Beschäftigung im Bereiche der Gemeinde selbst ausübten. Mein Vater zum Beispiel, der zur Tageszeit stets von Muttenz abwesend war, hätte deshalb die Präsidentenstelle nicht versehen können.

Eglin, der heute noch Präsident ist, ist mittelgross und breit-schultrig, er hat ein etwas derbes, runzeliges Gesicht und einen starken hellbraunen Schnurrbart. Eglins Präsentation und Physiognomie sind diejenigen eines bideren Bauersmannes.

Zur Zeit dieses Präsidentenwechsels befand sich in Muttenz immerhin noch ein Bürger, der die übrigen erheblich überragte, der sich aber zur Mithilfe in der Gemeindeverwaltung nicht bestimmen liess, das war Karl Jauslin der Kunstmaler. Derselbe stand damals in seinem 55sten Lebensjahre, und wohnte mit seiner Mutter und zwei ledigen Schwestern im zweitobersten Hause links in der Burggasse (links in der Richtung bergan) also zunächst unterhalb der Pension Wartenberg. Jauslin, der unverheiratet geblieben war, war mittelgross und kräftig gebaut; auf festem Nacken sass ein schönes Haupt mit hoher Stirne, dunklen leuchtenden Augen, fester wohlgeformter Nase und einem breiten, bis auf die Brust niedergehenden wallenden Bart, der mit dem Schnurrbart und den Haupthaaren bereits von Schwarz ins Graue ging. Seine Physiognomie war sehr sympatisch und gewinnend und die ganze Gestalt eine imposante Erscheinung. Aus eigenem Trieb hatte sich Jauslin vom armen Fabrikbuben zu einem gewandten und fruchtbaren Kunstmaler und vornehmlich Kunstzeichner aufgerungen. Er widmete seine ganze Tätigkeit dem künstlerischen Schaffen, und verliess regelmässig am Samstagnachmittag, und Sonntags das Haus um sich zu erholen, einerseits durch Spaziergänge und anderseits durch Geselligkeit. Seine Stammkneipe war die Bierhalle, und der Wirt, Reinhard Ramstein, zugleich in Muttenz sein nächster Freund. Ich will später auf Jauslin zurückkommen.

Nachdem nun unser Kollege Willi verheiratet war, war fortan das Kleeblatt weniger mehr vollzählig. Indessen hatte Willi alle Mühe sich in seine neuen Verhältnisse zu finden, gar zu

sehrhing er noch am Burschenthum. Er, der heiterste von uns, war gerade am allerwenigsten zu früher ruhiger Ehe veranlagt, und es kostete daher seine Frau viele Mühe ihm die Mücken auszutreiben. Frau Willener war übrigens ein ganz bissiger Käfer und dadurch auch schuld daran, dass Willi oft zu uns kam statt zu Hause zu bleiben. Sie behauptete aber "c'est Jean qui gâte willi" (Jean verdirbt Willi), das war aber nicht der Fall, wenigstens nicht in dem Sinne wie sie es meinte, denn ich hatte Willi nie durch Zureden von seiner Familie weggelockt, übrigens stand es mit der Verderbtheit von Willi nicht schlimm.

Der Sommer 1897 war die strengste Arbeitsperiode die ich bis dahin mitgemacht hatte. Wir drei Gepäckexpedienten waren dermassen mit Arbeit überhäuft und dabei ging es so hastig zu, dass es zuweilen fast nicht mehr zum Aushalten war. Viele Sendungen, die jetzt von den Auslandstationen direkt über die Grenze hinaus abgefertigt werden können, mussten nämlich damals in Basel umspediert d.h. neu taxiert werden, daher die Mehrarbeit.

Im Spätherbst wurde ich vom Bahnhofvorstand wieder in's Stationsbüro gezogen, und auf Neujahr 1898 zum Stationsgehülfen ernannt, mit Erhöhung der Jahresbesoldung von Frs. 1500 auf Frs. 1590.

Einer Einladung der Familie Cachin folge leistend, begab ich mich über den Neujahrstag nach Seigneux. Ich vernahm da, dass man Lucie eingeflüstert hatte, ich mache in Muttenz anderen Mädchen den Hof. Dies bestritt ich und versicherte, dass sich meine Neigung zu Lucie nicht vermindert habe. Jedoch betonte ich, dass es jetzt nicht an mir sei, bei Lucie vorstellig zu werden. Ich bekam auch Lucie bei diesem Besuche nicht zu Gesicht. Ende Januar erhielt ich darauf von ihr einen Brief des Inhalts:

"An meinen Freund!

So schwer es mir fällt, so muss ich doch mein Unrecht eingestehen. Längst besitze ich den Beweis, dass ich schlecht gehandelt habe, indem ich Dir schrieb wie ich es tat. Was mich so sehr verletzte war nicht Dein Schweigen allein; ich hätte es Dir söchreiben sollen, und hätte dann gewiss von Dir Aufklärung bekommen. Nun der Fahltritt getan ist, widerstrebt es mir, Dir das zu schreiben. Ich will auch nicht die Folgen meines Stolzes auf andredre werfen. Ich hatte kein Recht, Dir solche Dinge zu schreiben, denn Du bist frei nach Deiner Phantasie zu handeln. Jedoch hat es mich gefreut als ich vernahm, dass alles was man mit eingeflüstert falsch war. Dir sofort meinen Irrtum einzugestehen, wäre meine Pflicht gewesen, ich hätte es aber wahrscheinlich nie getan wenn man mir nicht gesagt hätte, dass Du nicht zu sehr böse über mich warst.

Warum aber Jean hast Du auf meinen Brief vom Monat Mai nicht geantwortet? So grausam für mich die Antwort gewesen wäre, so hätte ich sie doch Deinem Stillschweigen vorgezogen, welche mich in drückender Ungewissheit liess.

Gerne wüsste ich was ich thun soll. Zunächst ist es wahr, dass Du mir keinerlei Versprechen gemacht hast, allein Deine Briefe liessen mich glauben, dass ich Dir nicht gleichgültig bin. Ich wollte deshalb wissen was Du davon denken und sagen würdest, wenn ich Dich sehen liess, dass ich an Heirat, nicht für jetzt, aber doch für später, denke. Du musst begreifen, dass es einem Mädchen unmöglich ist ein Verhältnis zu haben

ohne Ziel.

Wie freute ich mich, Dich zu sehen und mit Dir zu sprechen, als ich vernahm dass Du andern Tags kommen werdest, und wie gross war meine Enttäuschung, als ich Dich fortgehen sah ohne mit mir gesprochen zu haben. - Es war mir als hätte ich geträumt, denn es schien mir unmöglich, dass Du mir hättest nahe sein können ohne mit mir gesprochen zu haben. Allein wir müssen glauben, es so habe sein müssen.

Morgen feiern wir das Waadtländische Unabhängigkeitsfest. Am Vormittag findet eine Feier in der Kirche statt, und Abends wird ein Fackel- und Lichterumzug veranstaltet. Nachher gehen wir in's Schulhaus. Das ist wiederum ein Tag, an dem ich heiter erscheinen, lachen und singen muss um meine innern Gedanken zu verbergen, welche bei Dir sein werden. Denn es genügt, in diesen Schulsaal einzutreten, um durch alles darin an Dich erinnert zu werden.

Leb wohl, teurer Freund; Im Namen Deiner Liebe zu mir bitte ich Dich, mir zu verzeihen und diesen Brief geheim zu halten.

Deine treue Lucie."

Dieser Brief versetzte mich in die glücklichste Stimmung. Dass Lucie den Verkehr mit mir wieder aufnahm freute ich herzlich. So wie meine Sympathie zu ihr gross war, so waren mir auch ihre Briefe lieb geworden. In diesen obwaltete zwar nicht grosse Sorge darum, ob etwa ein Komma oder ein Punkt am unrichtigen Ort wären, dagegen zeugten sie mir von gesundem Geist und warmem Herzen.

Sollte ich es ihr übel nehmen, dass sie mich aus Eifersucht so schnell abgefertigt hatte? das hätte ich nicht gekonnt, denn mein Inneres war von den guten Eigenschaften Lucie's zu sehr überzeugt, sowie auch davon, dass ihre Absage nicht der Ausfluss eines unstäten Charakters war, sondern dass dieselbe ihren Grund in verletzt geglaubter Liebe hatte. Wenn die hübsche vielumworbene Lucie darnach trachtete meiner etwas sicher zu sein, so war das ganz vernünftig. Ich konnte doch nicht von ihr erwarten, dass sie sich ohne Hoffnung an mich halte, andere Gelegenheiten ablehne und die Jugend so verstreichen lasse. Zudem wusste ich, dass Lucie mit mir freudig in die bescheidensten Lebensverhältnisse eingetreten wäre.

In meiner Antwort bat ich Lucie zunächst um Bericht über die nähere Ursache ihres Abbruches mit mir und erhielt sofort Bescheid.

Nancy war es (Nancy Vauthey, ein Mädchen, das in Muttenz deutsch gelernt hatte) schrieb Lucie, welches ihrer Schwägerin Hermense mitteilte, sie wüsste dass Du ein Verhältnis hättest mit einem Fräulein Glinz von Muttenz, das sehr reich sei und das Du mir natürlich vorzögest. (Den Verdacht, mit Elise Glinz ein Verhältnis zu haben, hatte ich mir bei Nancy Vauthey dadurch zugezogen, dass ich oft mit Rud. Käser im Kaufladen der Familie Glinz Einkehr gehalten hatte. Nancy wusste jedoch nicht, wie die Sachen stunden.) An meinem Platz, sagte Nancy würde sie Dir nicht trauen, und andere Sachen, die anzuführen nicht der Mühe wert sind, unter anderem, alle Mädchen seien für Dich gleich und Du begehest Freundlichkeiten gegen viele. Hierauf gab ich nicht acht, jedoch das Verhältnis mit besagtem Fräulein verletzte mich sehr. Ich hatte Dir mein Herz geschenkt und glaubte es wohlgeborgen. Weil ich Dich zu sehr liebte, sandte ich Dir alles

zurück um Dich zu vergessen. Ich wusste dass Du Geradheit liebtest und dachte: in wen soll ich nun Vertrauen haben? deshalb war ich tief unglücklich.

In diesem Zustand der Dinge machte ich einen Aufenthalt in Fiez und vertraute dort meiner Freundin meinen Kummer. Ich fange an, all das zu bezweifeln, sagte ich ihr. darauf erwiderte diese: "Wir hatten bei uns eine Tochter von Muttenz, der kann ich schreiben und sie anfragen, ob sie Dich kennt und was sie von Dir weiss."

Das Mädchen aus Muttenz antwortete uns sofort und gab uns Auskunft über Dich, welche Dir Ehre macht. Es schrieb unter anderem: "Er ist ein sehr ernster junger Mann, welcher nicht so den Vergnügen nachjagt wie andere und hat hier weder mit Fräulein Glinz noch mit einem andern Mädchen ein Verhältnis."

So also vernahm ich, dass Nancy nicht wahr gesprochen hatte. u.s.w. "

Wer die Auskunftgeberin in Muttenz war, die mich so gut meinte, habe ich nicht erfahren.

Von da an traten Lucie und ich wieder in regen Korrespondenzwechsel. Indem ich ihr meine unsichere Lage in Bezug auf das Auskommen schilderte, schlug ich ihr vor, unser Verhältnis solle bis auf weiteres die beidseitige Freiheit zur Grundlage haben, mit dem einzigen Vorbehalt, dass dasjenige welches ein anderes Verhältnis eingehe, verpflichtet sei, dem anderen davon Mitteilung zu machen.

Zu ordentlichem Auskommen war ein Jahresgehalt von Frs. 2400 auch für eine ganz kleine Familie unerlässlich und da die damalige Gehaltsordnung der Zentralbahn nur alle zwei Jahre eine Erhöhung von Frs. 90 bis 120 vorsah, so stund mir die Möglichkeit zu heiraten einfach in unsichtbarer Ferne. Ich dachte zu ehrlich als dass ich Lucie darüber hätte im Unklaren lassen können, und anderseits sträubte sich mein Ich doch etwas dagegen auf unabsehbare Zeit hinaus sozusagen verlobt zu sein, und noch mit einem Mädchen das in der Ferne war, und das ich nur selten sehen konnte. So kam es, dass beiich obigem Vorschlag ungefähr gleichmässig meine vorläufige Freiheit im Auge hatte wie diejenige Lucie's.

Zur selbigen Zeit war meine Schwester Elise des Dienens müde geworden. Während Lina Lehrerin war und Anna sich zur Köchin ausgebildet hatte, fehlte es Elise noch an einem zuverlässigen Werkzeug für ihre Existenz. Ich schlug ihr daher vor, sie solle Hebamme studieren, indem ich darauf hinwies, dass die beiden Hebammen in Muttenz jetzt alte Frauen seien, und ihr dort eine Stelle so gut wie sicher werde. Nach einigem Besinnen lenkte Elise ein, und noch auf Ende Februar 98 erwirkten wir ihren Eintritt zu dem erforderlichen Lehrkurs im Frauenspital in Basel

Im Februar 98 hatte ich mit Fritz Schorr, dem Rössliwirt von Muttenz den grossen Fastnachtsball in Stadtkasino am Steinenberg in Basel besucht. Ich war mir dabei inmitten des grossen Gedränges noch etwas grün und linkisch vorgekommen.

Am 17. Mai feierte mein ehemaliger Schul- und Militärkamerad Albert Schaub, der inzwischen in Muttenz das von seinem Vater

hinterlassene Schneiderei geschäft angetreten hatte, mit Anna Suter von Schweizerhalle Hochzeit, wozu ich eingeladen war. Als Partnerin war mir Lina Eglin, Tochter des Bahnbeamten beigegeben. Der Kirchgang fand in Muttenz und die Feier ebendasselbst im Rebstock statt. Es war eine recht lustige flotte Hochzeit.

Mit der Wahl von Anna Suter hatte Schaub einen guten Zug getan, denn jene war ein ebenso schönes als tüchtiges Mädchen. Da es etwas älter war als wir, und in gut situieten Verhältnissen stand, hätte ich es für einen ganz jungen Mann wie Schaub nicht für so zugänglich gehalten. Ich schätzte Anna Suter hoch, und gab dem in einem Gedichtlein, das ich an der Hochzeit vortrug, mit folgender Strophe Ausdruck:

Nicht lang besonnen hat er sich,
Er wusste was er wollte,
Fürwahr der dümmste war er nicht,
Dass mir's so glücken wollte!

Bei diesem Anlasse machte ich den ersten Tanz mit Lina Suter, der Stiefschwester von Anna, mit der ich jetzt seit einem Jahr und fünf Monaten verheiratet bin. Lina war damals ein dreizehnjähriges Mädchen, blauäugig und mit sanftem Gesichtsausdruck das mir so gut gefiel, dass ich mit ihm, obgleich es noch ein Kind war, tanzte.

Verhindert an der Hochzeit teilzunehmen war Karl Suter, der Bruder der beiden. Er lag krank im Bett, jedoch nur vorübergehend. Er war derjenige welcher inzwischen bei Elise Glinz an Stelle von Rudolf Käser getreten war. Elise machte einen Kochkurs im Bad Schweizerhalle mit, wo sie mit Karl bekannt geworden war, und wo sich das Verhältnis der beiden bereits zu einem definitiven entwickelt hatte. Rudolf hatte es somit doch erleben müssen, dass er von einem seiner nächsten Kameraden bei Elise verdrängt wurde.

Leben in die Bevölkerung von Muttenz brachte das auf den 3. Juli 98 festgesetzte Basellandschaftliche Kantonalgesangsfest, das der Männerchor Muttenz übernommen hatte. Es hatten sich zu diesem Feste 32 kantonale und 17 ausserkantonale Vereine angemeldet. Auf diesen grossen Besuch hin hatte sich die Gemeinde hübsch herausgeputzt, indem fast alle Häuserfassaden neu überstrichen und bekränzt worden waren. Der 3. Juli war ein prachtvoller Tag und der Besuch des Festes ein enormer. Es mögen in Muttenz wohl noch nie so viele Leute versammelt gewesen sein wie an diesem Tag. Die Festhütte befand sich neben dem jetzigen Gottesacker, d.h. unmittelbar hinter dem Gasthof zum Bären. In dieser Hütte, die stark und von grossen Dimensionen gebaut worden war, wickelte sich in der Hauptsache das ganze Fest ab. Ich war dem Polizeikomitee zugeteilt und den ganzen Tag in der Festhütte postiert, wo ich Hörer aller Gesänge war. Besonders gefiel mir die Hauptaufführung am Nachmittag, an der sich alle kantonalen Sängervereine, eine Rezitatorin, Frau Dr. Rothenberger - Klein aus Basel, und zwei Solisten, Fräulein Rosenmund von Liestal und Herr Hans Alt aus Basel beteiligten. Die Chorgesänge, Solovorträge mit verbindendem Text, letzterer verfasst von Dr. A. Vögtlin aus Basel, schilderten in feinsinniger Weise das Werden, Wachsen, Streben, Lieben, Leiden, Kämpfen und Sterben des Menschen. Die hinreissende Aufführung endete mit einem imposanten Schlusschor "Lobpreisung des Gesanges".

Während sonst das Fest einen guten Verlauf genommen hatte, war das Rechnungsergebnis ein Defizit von Frs. 2000.-. Dieses Resultat, bei dem prachtvollen Wetter und dem grösstmöglichen Besuch war kläglich, und eine Folge von dem schon früher erwähnten Mangel an tüchtigen Leuten in Muttenz. Man verstand es nicht, die Mittel zusammenzuhalten; hier, wie auch bei späteren Gelegenheiten, war zu bemerken, dass Leute, die daheim den Batzen zwei Mal umdrehen mussten bevor sie ihn ausgeben konnten, mit Gemeinschaftsmitteln gedankenlos und gleichgültig wie nur möglich umgingen. Ich selbst war damals noch zu jung um mir damals viel daraus zu machen. Das Defizit trug die Bevölkerung von Muttenz, welche eben den besagten Betrag dem Männerchor an das Fest vorgeschossen hatte.

Bei der Errichtung der Festhütte hatte ich Gelegenheit gehabt zuzuschauen, wie rasch Kunstmaler Jauslin zu arbeiten verstand. Jauslin hatte nämlich den Hintergrund der Hütte mit einem grossen Phantasiegemälde, eine See-Gebrigslandschaft darstellend, geziert, was mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich gegangen war. Beim Malen war er angetan mit einer langen weissen Malerblouse und hatte auf dem grossen Gerüst, inmitten der verwendeten mächtigen, den Dimensionen der zu bemalenden Fläche angemessenen Farbkübeln eher einem Gipser geglichen, wenn nicht sein schönes Haupt und die angefangene Arbeit verraten hätten, dass man es hier mit einem Arbeiter von feinerem Können zu thun hatte.

Das vollendete Bild hatte sich flott ausgenommen, ganz besonders war der See, den eine Gondel belebte, gelungen.

Ohne es eigentlich zu wollen, und im Gegensatz zu den geäusserten Absichten nahm der briefliche Verkehr mit Lucie Paccaud gegenseitig wieder stark zu an Wärme und verbindlichem Charakter. Lucie beschäftigte sich mit dem Gedanken, nach Basel zu kommen, theils um Deutsch zu lernen, und theils um mir näher zu sein. Dabei wusste sie nicht, ob es schicklich sei, mich darum anzufragen, ihr eine passende Stelle zu suchen, und doch mochte sie nicht in eine Stelle gehen, ohne dass ich damit einverstanden war. Sie schrieb mir das. Ich hatte mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, Lucie heimzuführen, sobald sich dazu die Möglichkeit zeigen werde. Indem es mir mein Stolz nicht zugab, um ein Mädchen in dienender Stelle zu werben, riet ich Lucie daheim zu bleiben.

Da sie das heiratsfähige Alter erreicht hatte, so mochte ihr die Unsicherheit unseres Verhältnisses gar manchen Kampf gebracht haben. Das beweisen folgende Zeilen eines Briefes von ihr:

"Dein letzter Brief war so kurz. Oh Jean sei nicht so streng Wenn ich unrecht thue, so ziehe ich vor, dass Du es mir sagst. Mein Unrecht besteht vielleicht darin, dass ich Dich zu sehr liebe. Aber habe ich nicht versucht, gegen die Gefühle zu kämpfen, welche ich immer mehr in meine Seele eindringen fühle? Habe ich nicht inmitten der Vergnügungen Vergessenheit gesucht? Ich hätte fliehen mögen, weit fort von den Schmeichlern; ich fand sie leer die Vergnügungen.

Es hat mir immer ein friedliches Leben unter dem Auge Gottes vorgeschwebt. Deshalb ginge ich gern von hier fort, obschon ich mich stets auf rechtschaffene Weise lustig machte. Das Fortgehen würde mir zwar schwer fallen, auch bin ich zu schwach um ganz mit dem Vergnügen zu brechen.

Ich habe Dich nie vergessen können, ich muss erkennen, dass darin der Wille Gottes liegt. Denn was kannst Du dafür, dass ich Dich liebe? Getrennt von Dir würde ich nie vollkommen glücklich sein."

Der warme Ton von Lucie's Briefen weckte in meinem Jünglingsherzen starke Sehnsucht nach ihr. Ich schlug ihr daher vor, mitte Juli irgendwo, z.B. in Fribourg zusammenzukommen. (Ein Besuch in Seigneux hätte zu dieser Zeit dort Anlass zu Klatsch gegeben, zudem wollte ich die Gastfreundschaft der Familie Cachin nicht missbrauchen.) Lucie ging mit Freuden auf den Vorschlag ein und schrieb mir, dass sie von der Mutter die Erlaubnis erhalten habe nach Fribourg zu kommen.

So wurde zu dem Rendez vous alles abgemacht, ich brauchte nur noch den Tag zu bestimmen. Da überfielen mich Bedenken. Meine Liebe zu Lucie und die gegenseitige Vertraulichkeit waren derart, dass es mir bei der Begegnung unmöglich gewesen wäre meine stürmischen Gefühle im Zaun zu halten und Lucie anders wie als Geliebte zu behandeln. "Wo aber muss das hinaus?" dachte ich mir. Das würde die kaum getroffene Abmachung, einstweilen gegenseitig frei zu bleiben, weit überschreiten. Und doch hatte ich noch allen Grund, diese Abmachungen aufrecht zu erhalten. Dienstlich hatte ich vor, zunächst Souschef, d.h. Leiter im Zugs- und Rangierdienst im Bahnhof Basel zu werden, welcher Posten (im Bahnhof Basel bestanden mehrere solcher) sich stets am besten zu weiterem Fortkommen eigneten. Bis ich aber Souschef war, konnten Jahre vergehen. Inzwischen konnte ich in dem gefährlichen Betrieb verunglücken, oder infolge Missgeschick wieder zurückgesetzt werden. Ohne das Avancement zum Souschef war aber eine zum Heiraten ausreichende finanzielle Besserstellung nicht denkbar. So schien mir die Zukunft über alle Massen un-

sicher und es stand mir klar vor Augen, dass, je weiter Lucie und ich jetzt miteinander gingen, wir nachher umdesto weiter wieder zurückfallen mussten. Ich konnte es nicht über mich bringen, mit diesem Bewusstsein Lucie in die Arme zu schliessen.

All das hätte ich bei einigem Nachdenken auch vor meiner Einladung zu der besagten Zusammenkunft einsehen können. Leider aber war meine Sehnsucht nach Lucie mächtiger gewesen als meine Besinnung. Anstatt nun auf schickliche Art die Zusammenkunft bei Lucie abzusagen, entschloss ich mich, allen Erörterungen aus dem Wege zu gehen und das Verhältnis ganz zu brechen. Nach langem inneren Kampfe schrieb ich ihr daher am 13. Juli brutal die paar Worte: "Unsere Zusammenkunft kann nicht stattfinden. Vergesse mich! Jean."

Am 15. Juli schrieb mir darauf Lucie Folgendes:

"Da vor mir habe ich Deinen Brief, ich lese und kann es nicht glauben. Bist Du es wirklich welcher das macht? Ich meine zu träumen und doch ist es wahr.

Ja ich werde vergessen, da Du es verlangst, aber ich begreife es nicht. Dass Gott mit mir Erbarmen habe und mir Kraft gebe, diese Prüfung zu ertragen. Ich sage Dir Lebwohl für immer.

Ich leide und vergiesse Tränen, und doch kann ich es nicht ändern; Es ist der Wille Gottes. Ich werde versuchen, dich als einen Fremden anzusehen. Jedes von uns wird nun seinen Weg gehen, und wenn unser letztes Stündlein kommt und wir vor dem höchsten Gericht erscheinen werden, so möge Gott uns beiden Verzeihung gewähren. Ich bitte ihn um die Gnade, Dich nie mehr zu müssen, denn ich würde zu sehr leiden.

Lucie."

Nur bis Ende August desselben Jahres -1898- ging es, da führte mich der Zufall wieder nach Seigneux. Es handelte sich um die Versorgung meines 15-jährigen Stiefbruders Wilhelm. Derselbe wollte nicht mehr in die Schule gehen, und da ihn der Vater gar nicht leiden mochte, so war er daheim fortgelaufen.

Als er elfjährig war, hatte ich Wilhelm mit Mühe in der Sekundarschule in Basel untergebracht. Er zeigte damals weder Fleiss noch besondere Begabung und in der Schule war der Platz karg, deshalb hatte ihn der Rektor nur ungern aufgenommen. Infolge Anständen mit der Lehrerschaft war dann Wilhelm schon im zweiten Schuljahr einige Tage trotzig von der Schule weggeblieben, worauf Rektor Bussinger bedeutet hatte, er solle jetzt nur wieder in Muttenz in die Schule gehen. Nur auf eindringliches Bitten meinerseits war Herr Bussinger zu bewegen gewesen,

den Knaben wieder aufzunehmen. Nun lief Wilhelm im vierten Basler Schuljahr, nachdem er allerdings das schulpflichtige Alter hinter sich hatte, neuerding davon, und zugleich auch von zu Hause fort. Nach kurzer Irrfahrt fand er Aufnahme im Rössli in Muttenz, wo er Aushilfsdienste tat. Der Vater erledigte die Sache mit den tröstlichen Worten, das Bürschchen brauche ihm nicht mehr unter die Augen zu kommen, Es solle jetzt Stallknecht werden. Solchem zuzusehen war indessen nicht meine Sache. Ich hatte Mitleid mit dem Knaben, der, in Anbetracht seiner mangelnden Erziehung, und wegen des mangelnden Halts in der zerklüfteten Familie für sein Handeln nicht konnte verantwortlich gemacht werden. Ich fand es für zweckmässig denselben fortzubringen, und ihn gleichzeitig französisch lernen zu lassen. Deshalb schrieb ich meinem Freund Jules Wist, Besitzer des Nebenhofes "en Coichet" bei Seigneux, und bat ihn, den Bruder unterzubringen. Wist antwortete mir sofort, dass sein Vetter, Emil Pittet Landwirt in Treize Cantons bei Seigneux zur Aufnahme Wilhelms bereit sei. Sofort reiste ich daher mit letzterem ab.

Am Tag unserer Ankunft hatte die Jungmannschaft von Henniez einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Seigneux, ein kleines Fest veranstaltet, und dazu die bei solchen Anlässen in der Waadt übliche Bretterbühne (Pont) zum Tanzen errichtet. Es war ein prächtiger Sommertag. Im Verein mit meinem ehemaligen Patron, Herr Cachin, mit Emil Pittet, Jules Wist und andern Bekannten kam ich gegen den Abend auch nach Henniez. Wir nahmen in einer Wirtschaft, unweit welcher getanzt wurde, Platz. Als es zu dämmern anfangen begab ich mich zu dem Pont, und bat dort eine Nichte von Wist, ein ganz junges Mädchen, um einen Tanz. Als ich nach dem Tanz ein wenig zuschaute, gewährte ich unter den dicht herumstehenden Zuschauern Lucie, in Gesellschaft einer Freundin. Eben fing die Musik zu spielen an. Jetzt an Lucie, meiner liebenswürdigen Freundin von der Schulbank her, vorbeizusehen, kam mir, trotz meines Bruchs mit ihr, nicht in den Sinn. Ich ging sogleich auf sie zu, und bat sie zum Tanz. Etwas erschrocken, aber ohne Umstände, sagte sie zu und ohne etwas zu sprechen tanzten wir miteinander. Als die Tour beendet war, zog ich Lucie bei Seite zu einem kleinen Spaziergang am Bord der Landstrasse gegen Payerne. Da es schon ziemlich dunkel war konnte ich dies unauffällig thun. Jetzt erst betrachtete ich sie. Wie immer, war sie geschmackvoll gekleidet. Sie trug ein helles Gewand und einen weissen zierlichen Strohhut, dessen

Blumenschmuck so wohl geordnet war, dass der frische Mädchenkopf darunter so reizend als möglich aussah. Der Zauber ihrer Gegenwart liess da in mir die Gedanken an meine unsichere dienstliche Stellung und an das alberne Auskommen nicht aufkommen, und stürmisch schloss ich Lucie in meine Arme. Ich spürte neuerdings, dass meine Neigung zu ihr tief sass, dass sie von Herzen kam. Sie liess mich gewähren, und erwiderte mit Zurückhaltung meine Zärtlichkeit. Vorwürfe gab es nicht, denn an meine redlichen Gesinnung hatte Lucie nie gezweifelt, und bald hatten wir den gewohnten gemüthlichen Plauderton wieder gefunden.

Nachdem wir Lucies Freundin aufgesucht hatten, lud ich beide zu mir zu Tisch ein. Meine Kollegen und Bekannten machten heitere Gesichter als ich mit Lucie zurückkam. Da sie aber wohl wussten, dass Lucie und ich seit meinem Aufenthalt in Seigneux Beziehungen zu einander unterhalten hatten, so wunderten sie sich über unser Zusammenfinden nicht sonderlich. Auf Einladung begab ich mich darauf mit Lucie nach Treize Cantons zum Nachtessen mit der Familie Pittet, in die Wilhelm jetzt eingegliedert war. Spät in der Nacht gebliebte ich Lucie heim nach dem bloss 15 Minuten entfernten Seigneux. Damit war das frühere Verhältnis mit ihr wieder hergestellt. Am folgenden Morgen machte ich ihr noch einen kurzen Abschiedsbesuch und versprach ihr dabei meinen nächsten Besuch auf den Neujahrstag.

Wie der Abschied von Lucie, so tat mir auch der Abschied von Wilhelm weh. So ganz plötzlich war dieser in die Ferne, unter wildfremde Leute gesetzt worden. Er dauerte mich daher als ich ihm in der primitiven düstern Kammer, in der sein Bett und sonst nichts stand, die Hand zum Abschied gab.

Es war abgemacht, dass Wilhelm den Sommer über arbeiten musste, dagegen im Winter die Schule besuchen konnte. Diese Versetzung erwies sich in der Folge für ihn als vorteilhaft. Er war gesund und sehr stark gebaut. Bei der gemeinschaftlichen Arbeit mit den Mitgliedern der Familie Pittet fing er an, seine Kraft und seine Fähigkeit, sich durchzubringen zu fühlen, und wurde seinem Patron eine nützliche Stütze, die dieser später sehr ungerne entliess.

Im Stationsbüro des Bahnhofes Basel ging mir der Dienst mit Kurzweil von Statten. Da ich sowohl während meiner Basler Schulzeit als während meiner Anstellung im Spiesshof von und zu Zügen sowie zum Mittagessen jeden Tag in den Bahnhof gekommen war, so waren mir die Verhältnisse darin zu einem wesentlichen Teil schon bekannt gewesen, bevor ich dienstlich dahin versetzt worden war. Ich hatte mich daher in den Bahnhofdienst leichter und rascher eingearbeitet als Andere. Nachdem ich nach und nach fast in allen Bureaux und Geschäftszweigen des Bahnhofes gearbeitet hatte und durch meinen grossen Eifer, mich mit möglichst allen Einzelheiten der praktischen Anforderungen bekannt zu machen, hatte ich es im Stationsbüro so weit gebracht, dass mir sozusagen keine dienstlichen Fragen, Unregelmässigkeiten oder Anliegen von Reisenden etc vorkommen konnten, von denen ich nicht gewusst hätte, wie sie anzugreifen oder am besten zu erledigen gewesen wären. Gegenüber dem Publikum befliss ich mich stets des grössten Entgegenkommens und der Gefälligkeit, und zwar sowohl den hoch- wie den niederstehenden Personen gegenüber. Als Gepäckexpedient war ich zu Gunsten armer mittelbarer

Reisenden zuweilen so weit gegangen, dass sich der erste Gepäckexpedient veranlasst gesehen hatte, mich wegen Kompetenzüberschreitung beim Bahnhof-Vorstand zu verklagen, was mir eine Rüge eingetragen hatte.

Die Mannigfaltigkeit der vorkommenden Geschäfte, sowie der Verkehr mit den aus allen Erdteilen kommenden, Auskunft und Rat suchenden oder sich beschwerenden Reisenden sagten meinem munteren Wesen sehr zu. Ich machte mich übrigens willig an jede Arbeit, und trachtete stets ernstlich darnach, alle meine Obliegenheiten prompt und gewissenhaft zu besorgen.

Gerne tat ich den im Bahnhof viel gebrauchten Samariterdienst. Ich hatten selben beim Obergüterschaffner gelernt, wo die Unfälle des Güterhallenpersonals zur Behandlung kamen. Zahlreicher und meist viel schwerer waren die Unfälle, die sich beim Rangier- und Zugsdienst ereigneten, und die im Stationsbureau ihre erste Behandlung erfuhren. Zum Anlegen von Verbänden war alles erforderliche vorhanden. Bei nur einigermaßen ernster Verletzung legten wir bloss einen Nothverband an, und überliessen das weitere dem Arzt. Bei manchen Unfällen die im Bahnhof vorkamen, brauchte es aber keinen Verband mehr. Immerzu fordert eben der Eisenbahnbetrieb Opfer an Menschenleben.

Ausser gewöhnlich sterblichen gastierten zuweilen auch regierende Häupter den Bahnhof. Am meisten sah ich König Leopold II von Belgien, der gewöhnlich unauffällig wie andere Reisende auf dem Perron herumstand und die Bereitstellung des zu benützendes Zuges abwartete. Unter gleichen Umständen sah ich bei einem Abendzuge König Georg von Griechenland mit einem einzigen Begleiter vor dem Stationsbureau stehen und nachher ein gewöhnliches Compartment I-ter Klasse beziehen. Ferner sah ich den greisen Grossherzog von Baden, sowie den Kronprinzen von Italien, jetzigen König Viktor Emanuel III, und andere hochgestellte Personen. Gewöhnlich reisten die Fürstlichkeiten in Salonwagen oder Extrazügen. Da die ausländischen Staatsbahnen regierende Häupter gratis beförderten, so machte deren Zahlmeister in Basel oft erstaunte Gesichter darüber, dass ihnen für die schweizerischen Eisenbahnstrecken eine Taxe gefordert wurde, die, nebenbei gesagt, sowohl für Salonwagen als für Extrazüge ziemlich hoch war.

Eines Abends nach 9 Uhr - ich hatte allein noch Dienst im Stationsbureau - präsentierten sich zwei junge Herren, die den gebräunten Gesichtern nach aus dem Orient kamen, mit dem Anliegen, sie möchten ein Kistchen der Post zur Beförderung nach Deutschland übergeben. Sie seien eben mit dem Gotthardzug von Italien angekommen und möchten um 10 Uhr nach Paris weiterreisen. Ich musste ihnen sagen, dass die Paquetpost um diese Zeit geschlossen und die Uebergabe des Kistchens deshalb nicht möglich sei. Immerhin machte ich mit ihnen den Versuch das Colis noch anzubringen, wir fanden aber verschlossene Thüren. Da ich sah, dass die Herren sehr betrübt waren, erklärte ich mich bereit ihnen das Kistchen abzunehmen und es am folgenden Morgen zu befördern, wenn sie willens seien mir den Inhalt zur Ausfertigung der Zolldeklaration anzugeben und den Frankaturbetrag zu überlassen. Mit freudigen Dankesworten nahmen sie das an, und erklärten, dass das Kistchen Südfrüchte enthielte. Dasselbe war gut verschnürt und zur Uebergabe an die Post bis an die Zolldeklaration fertig. Wahrscheinlich hatten es die Herren mit nach Basel geführt, weil sie annahmen, es gelange von da rascher und sicherer an die Bestimmung, als wenn

sie es auf einem Postbureau in Italien abgegeben hätten. Zu meinem Erstaunen leutete die Adresse auf die verwitwete Kaiserin Friederich, Tochter der Königin Viktoria von England, die in einem Bad im Taunus weilte. Jetzt erst merkte ich, dass ich es mit Prinzen, wahrscheinlich vom englischen Königshaus zu thun hatte. Denn es war klar, dass nur Verwandte, d.h. der Kaiserin nahe stehende Personen dieser Esswaren senden konnten. Nach dieser Entdeckung hatte ich nicht nötig mein Betragen den jungen Herren gegenüber zu ändern, denn ihre Liebenswürdige und interessante Art mit der sie ihr Anliegen vorgebracht hatten, hatte mich von Anfang an zu grösster Freundlichkeit und Ruhe bewogen. Sie baten mich noch, ihnen bei der Umspedition des Gepäcks sowie beim Lösen der Fahrkarten behülflich zu sein, was ich tat. Als alles besorgt war, anerbote mir der Eine eine Anzahl Silberstücke als Trinkgeld. Ich lehnte dankend ab, denn ich hatte eine Abneigung dagegen, die Hand zum Empfang eines Trinkgeldes auszustrecken, und ging dem stets standhaft aus dem Wege. Respektvoll grüssend nahm ich daher von den Herren Abschied und wandte mich dem Bureau zu. Sie eilten mir aber mit dem Gelde nach und ersuchte mich mit warmem Drängen dasselbe anzunehmen. "Sie können sich ja auch Früchte kaufen, oder.... Sie können sich eine Flasche Wein kaufen." sagte gutherzig der Anbietende, worauf ich nicht widerstehen konnte und die Gabe annahm.

Gar manche interessante Begebenheit in Verbindung mit Reisenden trug sich zu, die zu erzählen aber meine Aufzeichnungen zu weitläufig machen würde.

In meine Stationgehülfszeit fiel eine starke Lohnbewegung von Seiten sämtlicher schweizerischen Eisengahnbeamteten- und Angestellten, die schon im Jahr 1896 begonnen hatte. Die Aktionäre zogen aus den Bahnunternehmungen hohe Dividenden. Für seine lange tägliche Arbeitszeit und aufreibende Beschäftigung bekam aber das Personal meistens so kargen Lohn, dass es darben musste. Die Ausbeutung der Arbeitskraft war in manchen Fällen eine erbärmliche, und musste die Auflehnung herbeiführen.

Ogleich das Personal einütig Forderungen stellte und stramm zusammenhielt war das Ergebnis der Lohnbewegung für das Personal jüngeren und mittleren Alters gleich Null. Nur die älteren Angestellten bekamen Lohnerhöhungen. Die Verwaltungen nahmen offenbar an, es sei genügend wenn sie diese hielten, der Fehler lag an der Führung des Personals, welche in den Händen des damaligen Generalsekretärs der Eisenbahner Dr. Sourbeck in Bern war. Sourbeck war im Redenhalten und Artikelschreiben ein Hauptkerl. Er fachte die Bewegung mächtig an, und versprach laut jedem ohne Ausnahme eine Besserstellung um 25 Prozent. Jedoch das Erreichen dessen was er sicher versprach, brachte er ebenso sicher nicht zustande. Ich hielt Sourbeck von Anfang an für einen Prahlhans. In den Verhandlungen mit den Bahndirektoren brachte er den Kern der Sache einfach nicht heraus. Das Personal der Nordostbahn liess es sogar auf den Streik ankommen. Während zweier Tage fuhr auf dieser ganzen Bahn, von Basel bis zum Bodensee, von Luzern bis Schaffhausen, kein einziger Zug. In Basel standen wir den Streikenden getreulich bei, und taten keine Verrichtung zu Gunsten der Nordostbahn. Das Personal stand so einmüthig zusammen, dass etwas herauszubringen gewesen wäre. Allein in den Verhandlungen begnügte sich Sourbeck wieder mit schönen Worten, und mit einer vorgelegten verzwickten Gehaltsordnung. Er telegraphierte dem Personal, es solle die Arbeit

aufnehmen, die erforderlichen Zugeständnisse seien gemacht. Als aber das Personal nachher die Sache näher ansah, so sah es, dass es nicht besser stand als vorher.

Die langandauernde Lohnbewegung der Eisenbahner in der Schweiz hatte grosses Aufsehen gemacht. Der Held war Sourbeck. Es ging lange, bis die leitenden Kreise der Eisenbahner merkten, dass dieser nicht ein Mann von Charakter war, und mehr eigennützige Zwecke verfolgte. Schliesslich musste er von seiner Stelle als Generalsekretär zurücktreten, bekam aber später eine schöne Anstellung von den Leitern der Bundesbahnen. Die schlechte Lohnverhältnisse beim Eisenbahnpersonal dauerten aber fort, bis die Verstaatlichung der Bahnen Besserung brachte.

Im Herbst 1898 schied der erste Gepäckexpedient Haberstick, von der Gepäckexpedition aus. An dessen Stelle hätte Freund Dreux die Leitung jener übernehmen sollen. Allein Dreux lehnte ab, weil er sich zur Besorgung der Korrespondenz, welche die Hauptobliegenheit des ersten Expedienten war, nicht geeignet fühlte. Darauf griff der Bahnhofvorstand auf mich und übertrug mir interimistisch besagtes Geschäft. Erst 23 1/2 jähig war die Uebergabe eines einigermaßen selbständigen Geschäftszweiges des Bahnhofes mit ziemlich viel Personal für mich ein Vertrauensvotum.

Obgleich ich mit dem Bahnhofvorstand Rietmann bis dahin einige Anstände gehabt hatte, (meist infolge meines hitzigen Temperaments, das mich oft zu vorschnellen Aeusserungen oder Einwendungen, und gegenüber der Bürokratie und dem widrigen Strebertum, die beide bei der Bahn stark vertreten waren, zur Auflehnung und Kritik verleitete) war er mir doch gewogen geblieben. Leider aber ging es mit dem sonst intelligenten und erfahrenen Manne bergab, weil er sich dem Trinken hingab. Leute, die an der Gewogenheit des Bahnhofvorstandes Interesse hatten, hatten ihn im Schlepptau, wovon er mangels innerer Festigkeit nicht loskam. Infolge der Trinkens, von dem mehr nur seine Umgebung wusste, befand er sich im Dienste zunehmend in gereizter Stimmung. Meine grosse Sympathie zu ihm verwandelte sich in Mitleid. Ich hätte die Eindringlinge, die sich bereits alle Tage in seinem Bureau breit machten, hinauswerfen mögen, derart waren sie mir zuwider.

Ende 1898 veranlasste mich Herr Reitmann zur definitiven Uebernahme der ersten Gepäckexpedientenstelle meine Bereitwilligkeit zu erklären. Ich tat es zwar, aber nicht gern, denn ich wäre jetzt lieber zum Rangier- und Zugsabfertigungsdienst übergegangen; Gepäckexpedient war ich ja schon gewesen.

Einflechten muss ich hier einen Brief von Lucie. Am 25. Dezember 98 schrieb sie mir:

"Heute ist Weihnacht, das Jahr geht zu Ende. Ich erwarte Nachrichten von Dir, aber leider immer vergebens.

Ich erinnere mich, dass Du mir Deinen Besuch auf Neujahr versprochen hast. Wirst Du das Versprechen halten? Ich wäre froh, wenn Du so gut wärest mir es mitzuteilen. Nicht nötig Dir zu sagen, dass Dein Besuch mir Vergnügen bereiten und mich glücklich machen würde. Ich wünsche von ganzem Herzen dass Du kommst.

Sage mir, was machst Du während den langen Monaten, in denen Du mir keine Nachricht gibst? Du kannst sicher sein, dass ich sie lang gefunden habe, aber wenn Du es für gut findest, so will ich mich nicht beklagen. Wenn ich oft nach den Gründen

suche, die Dich so zu handeln veranlassen, so jage ich sie rasch fort, diese Gedanken, denn sie machen mich traurig, und ganz besonders diesen Abend zur Christbaumzeit. Als ich die Kinder singen hörte, schloss ich die Augen, und sah mich selbst wieder als Kind, auch singend, und sah einen gleichen Baum, bei dem Du auch dabei warst. Da hätte ich noch sein mögen, denn oft vermisse ich die Zeit, wo ohne Kümernisse wir das Leben ganz rosenfarbig sahen. Oh wie scheinen sie mir schon weit diese Zeiten, und wie verschieden ist das Leben von dem wie es mir damals meine junge Einbildung vorstellte.

Ich schliesse für diesen Abend in der Hoffnung Du habest fröhliche Weihnacht gefeiert und indem ich eine günstige Antwort erwarte.

Ich sende Dir die besten Liebeswünsche

Lucie."

Ich teilte Lucie hierauf wiederum die Gründe meines Schweigens und meines Verhaltens offen mit, und unterliess den versprochenen Besuch.

Es war der vorletzte Brief, den ich von Lucie erhalten hatte. Von da an hörten unsere Beziehungen zu einander auf. Ich hatte mir vorgenommen, vorläufig die Korrespondenz mit ihr zu unterbrechen, und die Zukunft entscheiden zu lassen, ob wir uns heiraten können oder nicht. Damit war ihr vollständige Freiheit gegeben.

Bereits hatte ich an mir und andern die Veränderlichkeit des jungen Menschenherzens wahrgenommen. Heute schwärmt man für jemand, aber der Zufall kann es fügen, dass das schon morgen anders ist, entweder dass die Schwärmerei durch irgend einen Umstand plötzlich erloschen ist, oder schon jemand anders gilt. Was konnte es also zwei weit von einander entfernten Menschen, die nicht wussten wohin sie ihre Wege noch führen werden, nützen, gegenseitige Verpflichtungen einzugehen, von denen sie nicht wussten ob sie sie später erfüllen können oder mögen? Kein anderes Mädchen hatte zwar bis dahin Lucie direkt in mir verdrängen können, aber doch glaubte ich nicht anders handeln zu sollen.

Auf den Vorschlag des Bahnhofvorstandes, mich zum Leiter der Gepäcksexpedition Basel zu ernennen, ging der Betriebschef nicht ein. Offenbar fand er es nicht gut, mich wieder auf die Gepäckexpedition zurückzusetzen. Ich war froh darüber. Wie erwünscht wurde ich auf Neujahr 1899 zum Rangier- und Zugsabfertigungsdienst in den Rangierbahnhof versetzt.

30. 1. 1907.

Der Bahnhof Basel bestand damals aus zwei Hauptteilen: Erstens aus dem Personenbahnhof, in dem sämtliche Personenzüge verkehrten, und auf dessen Gebiet sich die Güterhallen, die Bureaux der Güterexpedition sowie die Lagerhäuser befanden: er erstreckte sich vom Birsigviadukt - über den damals die Elsass-Lothringerbahn fuhr - bis auf die Höhe der Bruderholzstrasse.

Zweitens aus dem Rangierbahnhof, in dem sämtliche Güterzüge verkehrten. Derselbe erstreckte sich von der Höhe der Bruderholz-

strasse bis hinaus nach St. Jakob. Am Rangierbahnhof angeschlossen waren die Ladeplätze für den grössten Teil der Wagenladungsgüter, sodann Lagerplätze für Privatgeschäfte und endlich der Petrolkeller, auf dessen Areal die feuergefährlichen Güter zur Behandlung kamen.

Leiter des Rangierbahnhofes war damals Souschef Kappeler, ein Mann von vieler Erfahrung und selbständigem Geist. Er war früher Stationsvorstand an der Gotthardbahn in Erstfeld und Bellinzona gewesen. Seine schwache Seite war indessen, dass er ab und zu unbesonnen und unkonsequent handelte, was seinen Ansehen bei Vorgesetzten wie bei Untergebenen schadete.

Zuerst wurde ich einige Wochen im Stationbureau des Rangierbahnhofes beschäftigt, bis ich mich eingermassen orientiert hatte. Darauf musste ich ohne besondere Einschulung die Funktionen eines abtretenden Souschefs übernehmen.

Es standen im Rangierbahnhof jeweils zwei Souschefs (Aufsichtsbeamte) im Dienst. Der eine besorgte auf der Ostseite die Abfertigung und Annahme der Züge. Für die Formierung der abgehenden Züge standen ihm drei Rangierlokomotiven mit den zugehörigen Rangiermeistern, Manöveristen und Weichenwärter sowie die Zugaufgeber und Schriftenkontrolleure zu Verfügung. Seinen Weisungen hatten ferner Folge zu leisten die Telegraphisten, die Wagensvisiteure, sowie das Zugspersonal, solange es sich im Bahnhof befand.

Der andere Souschef war auf der Westseite postiert, und leitete die Zerlegung sämtlicher ankommender Züge, sowie die Räumung der Einfahrtgeleise für die jeweils ankommenden Züge. Ausserdem bediente er die Ladeplätze. Zu diesen Zwecken standen ihm vier Rangierlokomotiven mit dem zugehörigen Personal zur Verfügung. Eine fünfte Lokomotive war ihm beigegeben für die Ueberführung der Güterwagen in bestimmten Zeitabständen nach und von den Güterhallen, Ladeplätzen und Lagerhäusern im Personenbahnhof.

Da der Dienst Tag und Nacht, mit Unterbrechung von bloss 2 1/2 Stunden (von 2 1/2 bis 4 Uhr Morgens) dauerte, brauchte es für jeden Posten 2 Souschefs, einen für den Frühdienst und den anderen für den Spätdienst. So waren es damals vier Mann, welche unter Herr Kappeler im Rangierbahnhof den Betrieb zu leiten hatten, die Souschefs Walser, Balmer, Liebi und ich als Stationsgehülfe. Wöchentlich wechselten wir den Dienst. Eine Woche Frühdienst auf der Ostseite, die zweite Woche Spätdienst dasselbst, die dritte Woche Frühdienst auf der Westseite, und die vierte Woche Spätdienst da. Das war der Diensttournus. Auf diese Weise kam jeder regelmässig auf allen Posten in Funktion.

Zur Zeit als ich ihn antrat, war der Rangierbahnhof an der Grenze seine Leistungsfähigkeit angelangt. Die vorhandenen Geleise vermochten die einrückenden Züge und die Menge der jeweils vorhandener Güterwagen kaum mehr zu fassen. Bei nur einigermaßen starkem Verkehr, wie er oft von heute auf morgen eintrat, war von befriedigender Dienstabwicklung keine Rede mehr; vielmehr wickelten sich der Zugs- und Rangierdienst nur unter den allergrössten Anstrengungen von Seiten des Personals ab.

Unter diesen Umständen war der Anfang für mich ein harter, und kostete mich manche bittere Stunde. Tag für Tag war der Dienst für die Aufsichtsbeamten mehr oder weniger ein Kampf. Bei den beschränkten Platzverhältnissen erforderten besonders das Platzschaffen für die ankommenden Züge sowie das Zerlegen

derselben zuweilen die allergrössten Anstrengungen. Dass für Güterzüge bei deren Eintreffen vor dem Bahnhof noch kein Geleise zur Aufnahme frei war, war eine fast tägliche Erscheinung. Nur unerschrockene Handhabung des Personals sowie der übrigen Mittel führten zu verhältnismässig gutem Gelingen. Als ich anfänglich, mit den Verhältnissen noch nicht genügend vertraut, die Rangiermeister machen liess wie sie es für gut fanden, geriet ich mit dem Zugsverkehr wiederholt in böse Situationen, die mir die Augen öffneten und mir das Eingreifen bald lernten.

Indessen war der Umbau und die Vergrösserung des Rangierbahnhofes beschlossen und anfangs 1899 in Angriff genommen worden.

War ich jetzt die ganze Woche hindurch im Freien auf den Beinen so hatte ich nicht mehr in dem Masse wie früher das Bedürfnis an den Ruhetagen möglichst lange Fusstouren zu machen. Ich pflegte deshalb an diesen Tagen mehr der ruhigen Erholung, wengleich es dabei doch noch Spaziergänge gab, und es auch an Netti's Gesellschaft nicht fehlte.

Nachdem meine Schwester Elise im Frauenspital in Basel das Hebammenpatent erworben, und daselbst noch einige Monate als Gehilfin sich betätigt hatte, hatte sie sich von der Gemeinde Uetikon am Zürichsee wählen lassen und sich dort etabliert. Im Frühling 1899 machte ich ihr dort einen Besuch. Sie befand sich wohl, nur musste sie äusserst sparsam haushalten, denn das Einkommen aus dem Hebammenberuf war spärlich. Schwester Anna befand sich in einer guten Stelle als Köchin in Marseille.

Dem Bruder Emil, der inzwischen aus der Schule gekommen war, besorgte ich seinem Wunsche gemäss eine Lehrstelle bei einem Schlossermeister in Basel.

Ohne bemerkenswerte Begebenheit ging der Sommer 1899 über. Ende desselben erhielt ich die Souchef-Uniform. Dieselbe bestand aus Rock und Hosen aus schwarzem Tuch. Der Rock hatte einen Stehkragen mit zwei vergoldeten Flügelrädern, ferner zwei Reihen vergoldeter Knöpfe vorn und zwei hinten an den Rocksössen. Das ganze sah recht schmuck aus und machte mir Freude. Uniformiert waren damals nur die Bahnhof und Stationsvorstände, die Souschefs, das Zugspersonal, sowie die Portiers in den Bahnhöfen. Die übrigen Beamten und Angestellten trugen nur Dienstmützen. Zum Souschef fehlte mir jetzt nur noch die Ernennung, und äusserlich, das Abzeichen an der Mütze, welches ich mir vorerst durch eine theoretische Prüfung verdienen musste.

Die Vorschrift, zur Erlangung eines höheren Grades eine Prüfung abzulegen, war ganz neu. Vordem hatte die Empfehlung seitens der Vorgesetzten genügt.

Die Vorbereitung zu dieser Prüfung fiel für mich in eine ungünstige Zeit, wegen der grossen Anstrengungen, die der Dienst auferlegte, und weil wir Aufsichtsbeamten im Rangierbahnhof die vielen dienstlichen Korrespondenzen meist in unserer Ruhezeit erledigen mussten. So blieb für Anderes nur wenig Zeit mehr übrig. Diese nützte ich aber mit eisernem Fleiss aus zum Studium der Prüfungsaufgaben. Alle wichtigen Vorschriften über den Eisenbahndienst, sowohl betriebstechnischer als kommerzieller Natur, unterzog ich in meinem Zimmer an der Pfeffingerstrasse einer schriftlichen Behandlung, welche ich zum Lernen geeigneter fand als das blosses Durchlesen.

Die Prüfung fand Ende 1899 im Bahnhof Olten statt. Es

waren etwas über dreissig Kandidaten, die sich um Souschefs- und Stationsvorstandsstellen bewarben, zugelassen worden. Drei Experten nahmen die Prüfung ab, einer über den Betriebsdienst, der zweite über den Sinal- und Telegaphendienst, und der dritte über das Tarif- und Rechnungswesen. Diese Hauptsachen waren eingeteilt in zirka 40 Fächer. Es gab für alle Fächer nur zwei Noten, entweder "befriedigend" oder "unbefriedigend". Aufgabe war, in allen Fächern die Note "befriedigend" zu erlangen. Dies gelang nur fünf Kandidaten, darunter auch mir. Die Prüfung hatte 1 1/2 Tage gedauert.

Wohl keiner der Kandidaten mochte gründlicher und eifriger auf die Prüfung hin gearbeitet haben wie ich. Ich hatte es durchaus darauf abgesehen gehabt, eine möglichst gute Prüfung zu bestehen. Allein diese geschah etwas oberflächlich. In den wichtigsten Fächern wurde jedem Kandidaten nur eine Frage gestellt, sofern er diese richtig beantwortete. Auf diese Weise hatte man zur Entfaltung zu wenig Gelegenheit. Die basler Kollegen behaupteten indessen nachher, ihres Erachtens wäre ich der Beste gewesen. Trotzdem wurde ich auf Neujahr 1900 nicht zum Souschef, sondern erst zum Stationsgehülfen I ter Klasse ernannt, unter Erhöhung des Jahregehaltes auf Frs. 1800. (Fast alle Stellen waren damals in drei Gehaltsklassen eingeteilt; vorher war ich Stationsgehülfe II ter Klasse.) Der Betriebschef soll auf mein Prüfungsergebnis bemerkt haben: "zum Souschef noch zu jung." Vordem waren aber auch schon gleich junge Männer zu Souschefs befördert worden. Kollege Liebi war sogar noch jünger dazu gekommen. Immerhin bezog er keine höhere Besoldung wie ich als Stationsgehülfe.

Der Neujahrstag sowie der folgende waren für mich dienstlich zwei kritische Tage.

Am Neujahrstag abends nach 7 Uhr, als das Manöver fertig war, (An Sonn- und Feiertagen verkehrten keine Güterzüge) war nur noch die Durchfahrt einiger Personenzüge der Jurabahn sowie eines Nordostbahnzuges zu überwachen, (Die Personenzüge der Jurabahn fahren heute noch durch die ganze Länge des Rangierbahnhofes. Von den Nordostbahnzügen fuhren damals an den Sonntagen nur diejenigen Personenzüge hindurch, welche Werktags daselbst Güterwagen mitnehmen mussten. Die Stammlinie für die Personenzüge nach und von der Innerschweiz führte nördlich am Rangierbahnhof vorbei) da geriet der Nordostbahnzug infolge falscher Weichenstellung beim Eingang in den Rangierbahnhof auf das Jurageleise, auf dem er bis zuäusserst in den Rangierbahnhof zufuhr, zu einer Zeit, als von Münchenstein her auf dem gleichen Geleise ein Schnellzug heranfuhr. Glücklicherweise gewährte ich den Fehler bevor der Schnellzug das Einfahrtssignal vor der Station passiert hatte, sodass ich diesen dort festhalten und den Nordostbahnzug unversehrt auf sein richtiges Geleise führen konnte. Der Fehler an dem Vorkommnis, das unter Umständen hätte böse Folgen haben können, lag zunächst natürlich an dem betreffenden Weichenwärter, sodann am Lokomotivführer des Nordostbahnzuges, weil er es unterlassen hatte, seinen Zug anzuhalten als dieser auf unrichtige und gänzlich ungewohnte Spur geriet. Der Lokomotivführer liess mich noch von Pratteln aus durch den Stationsvorstand telegraphisch bitten, keinen Rapport über den Fall zu machen. d.h. diesen zu verschweigen. Ich hätte das gerne getan, da aber das Personal doch immer alles ausplauderte wenn etwas so passierte, konnte ich nicht entsprechen. Nach 11 Uhr ging ich noch zu Fuss hinaus nach MuttENZ zum Neujahrstanz.

Andern tags hatte ich Spätdienst auf der Ostseite, d.h. Dienst von 12 - 4 Uhr nachm. und von 7 Uhr abends bis 2 1/2 Uhr morgens. Um 2 Uhr nachm. stiess auf meinem Gebiet, wiederum infolge falscher Weichenstellung, ein Rangierzug in vollem Lauf auf eine stillstehende Wagenkolonne, wodurch ein Chaos von zertrümmerten und entgleisten Wagen entstand, glücklicherweise aber ohne Verletzung von Personen. Den fehlbaren Weichenwärter hatte ich vorher zum Loskuppeln einer Lokomotive eines ankommenden Zuges, den ich wegen Bahnhofüberfüllung auf ein Aussengeleise zurückgesetzt hatte, verwendet. Dieser Weichenwärter behauptete dann, er sei durch diese Verrichtung von seiner Aufgabe abgewendet worden. Durch den Zusammenstoss entstanden starke Störungen im Zugsverkehr, weil ein Hauptgeleise eine zeitlang gesperrt und dadurch die Formierung der Züge gehindert war.

Am gleichen Abend, d.h. in der Nacht erfolgte ein neuer Zusammenstoss, indem der Rangierzug aus dem Petrolkeller, der lauter feuergefährliche Güter führte, auf eine von der Westseite her - wo Balmer dienst hatte - ohne sichtbares Licht abgestossene Wagenkolonne stiess, wodurch einge Petrolfässer in Brüche gingen und etwelcher Schaden an Fahrzeugen entstand.

Das war meine Neujahrsfeier. So gab es ab und zu Perioden, in denen man aus den Ungelegenheiten nicht hinaus kam. Da der Aufsichtsbeamte für alles was auf seinem Gebiet geschah gegenüber seinen Vorgesetzten verantwortlich war, so waren derartige Vorkommnisse für ihn sehr unangenehm, auch wenn ihm dabei ein persönliches Verschulden nicht zufiel. Jedenfalls gaben ihm diese Sachen sehr viel zu schreiben, anderseits aber auch Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu zeigen, einmal besonders durch die Art, wie er sich bei Störungen im Zugsund Rangierdienst zu helfen wusste, sodann durch die Korrespondenz.

Während die übrigen Aufsichtsbeamten ihre Akten meist nach Dienstübergabe im Bahnhof erledigten, und dabei, durch das Verlangen bald heim zu kommen gedrängt, vielfach ungründliche Berichte lieferten, besorgte ich meine schriftliche Berichterstattung in der Regel in aller Ruhe zu Hause in meinem Zimmer, dieweil das geschriebene Wort immer ein länger bleibendes Zeugnis für den Autor bildet, fand ich es durchaus unvorsichtig, darauf Hast und Ungründlichkeit anzuwenden. Dadurch ersparte ich mir manche Unannehmlichkeit, und geriet in den Ruf, einer zu sein, dem nicht beizukommen sei. Es war nämlich damals Usus der Bürokratie, den diensthabenden Souschef für Sachen verantwortlich zu machen, für die er den Verhältnissen nach nicht verantwortlich sein konnte, und ihn für Fehler büssen zu lassen, an denen nicht er, sondern Andere Schuld waren. Diesem Usus setzte ich möglichst gründliche und gefestigte Berichterstattung entgegen und kam damit am besten durch.

Ende des Jahres 1899 war Bahnhof-Vorstand Rietmann gestorben und an seine Stelle Adolf Stutz von Nd. Schönthal, gewesener Adjunkt des Betriebschefs, getreten. Durch das Trinken hatte sich Rietmann seinen frühen Tod zugezogen. Es war einer von denen, denen das viele Trinken nichts zu machen scheint, und die viel ertragen können, doch auf einmal brach der gänzliche Zerfall herein. Auch bei ihm zeigte es sich, dass der regelmässige, anscheinend nicht übermässige Genuss von Alkohol-Getränken weit ungesünder ist, als das bloss gelegentliche, wenn auch bis zum Räuschlein gehende Trinken.

Der neue Bahnhof-Vorstand Stutz war äusserlich eine flotte Erscheinung, mittelgross, mit wohlgeformtem Körperbau und

strammer soldatischer Haltung; er hatte lebhaft dunkle, mit einer Brille bewaffnete Augen, einen schwarzen wohlgepflegten Schnurrbart, und ein rundes im Ganzen gewinnendes Gesicht. Bei näherem Zusehen konnte man aber wahrnehmen, dass man einen Mann vor sich hatte, dessen Eitelkeit viel grösser war als seine Denkkraft und Gründlichkeit.

Ende 1899 hatte der Vater zu kränkeln angefangen; er litt an Verdauungsstörungen. Anfangs des Jahres 1900 wurde sein Zustand schlimmer, indem sich die Beschwerden mehrten. Die Aerzte, die man nach und nach zu Rate zog, Dr. Hübscher in Muttenz, Dr. Martin in Pratteln und Spitalarzt Dr. Gelpke in Liestal sprachen sich über die Krankheit nicht aus, sie verordneten Medizinen und zeitweilige Magenentleerungen. Das half aber nicht. Deshalb begab sich Vater in Behandlung von Professor Courvoisier und Dr. Rütimeyer in Basel, die in der Leimenstrasse eine Privatklinik hielten. Hier unterzog er sich einer Unterleibsoperation, über deren Ergebnis die Aerzte wiederum nichts verlauten liessen. Der Vater selbst wusste nicht, was diese ihm im Innern an- oder ausgeschnitten hatten, doch fühlte er nachher Erleichterung und sonst auch eine Besserung seines Zustandes. Ich hatte ihn in der Klinik mehrmals besucht. Dabei hatte er sich ausgesprochen, wie das ein unglücklicher Moment sei, im dem man sich entkleiden und den Ärzten zu einer schweren Operation hinlegen musste. Nach Hause zurückgekehrt konnte er besser essen als vorher, sodass er sich wesentlich erholt. Wir Angehörige lebten daher der Zuversicht, dass seine Gesundheit wiederkehren werde.

An einem Urlaubstag machte ich eine Reise nach Schaffhausen und an den Rheinfall, den Hinweg mit der badischen Bahn, und den Rückweg über Zürich. Der Wasserstand war nieder, sodass der Eindruck des Wasserfalls nicht so imposant war wie ich ihn mir vorgestellt hatte.

An dem Kleeblatt Fried, Traugi, Willi und Schangi trat eine neue Veränderung ein, darin bestehend, dass sich Traugi verlobte, und zwar mit Katherina Rickenbacher von und in Kilchberg im oberen Baselbiet. Diese war ein braves ruhiges Mädchen, aus einem grossen Bauernhaus stammend und mit Traugi ungefähr gleichaltrig.

Am 15. Mai 1900 fand ihre Hochzeit statt, die Einsegnung in Kilchberg, und die übrige Feier im Rebstock in Muttenz. Bei diesem Anlasse war mir als Partnerin beigegeben Frieda Meier, Tochter von Lehrer Meier in Diegten, gebürtig von Muttenz. Es war eine grosse Hochzeit. An der Einsegnung in der Kirche zu Kilchberg vormittags nahmen nur die Allernächsten Teil.- Sie kamen um die Mittagszeit nach Muttenz, wo ich inzwischen alle übrigen Geladenen zusammengeführt hatte. Nach dem Mittagessen fand eine Spazierfahrt statt, die Hauptfeier am Abend verlief sehr angenehm. Fried, Willi, Traugi, ich und andere Mitglieder vom Männerchor liessen unsere Lieder erschallen, auch hatte Willi, Fried und ich ein lustiges Singspiel einstudiert und aufgeführt. Vielerlei wurde geboten; ich trug noch nachfolgendes Gedichtlein vor, das ich zu Ehren Traugotts für diesen Anlass verfasst hatte:

Von neuem sind wir hier beisammen,
In aller Freud und doch mit Weh,
Freund Traugott Schmied ist heut gefallen
als zweites Blatt vom grünen Klee.

Schelm Amor hat ihn uns verführet,
hat ihn gelockt mir süsser Sprach,
Und ihn gemahnt sich zu erkühnen,
das brave Kind von Rickenbach.

Drauf er auf flinkem Rad geeilet,
hinauf ins schöne Beselbiet,
und hat mit frohem Mut gefreiet
Um das worum sein Herz ihn trieb

Nachdem die Maid ihn hat erhöret,
hat er gemacht aus ihr die Braut,
Und fröhlich heut sie heimgeführt,
Sie, die sein männlich Herz erbaut.

So ist er nun den Weg gegangen,
den uns der Schöpfer allen zeigt,
Er mög ihm Glück und Segen bringen,
Und wahren stets Zufriedenheit.

Was wohl am Menschen ist das Beste,
das ist das Herz und der Verstand,
drum ist die Braut auch stets die Wägste,
die diese beiden bringt als Pfand.

Denn sind vorbei die Flitterwochen,
in kurz verrauschter flücht'ger Zeit,
thut schon des Lebens Ernst anpochen,
mit ungeahnter Heftigkeit.

Dann wohl dem Paar, das unverdrossen,
mit stetig ruhigem Verstand,
das unentwegt und fest entschlossen,
weiss herber Pflicht zu halten Stand.

Wir sehen so den Lauf der Dinge,
den niemand rät und niemand hemmt,
sehn auf die Macht der jungen Liebe,
die sie vereint und uns nun trennt.

Zwar will ich damit gar nicht sagen,
dass nimmer wir uns sollen sehn,
ich möcht, dass auch in künft'gen Tagen
die alte Freundschaft bleibt bestehn.

wenngleich fortan nach guter Sitte
der Gass Du bleiben sollest fern,
so sei doch eingedenk, ich bitte,
dass du gesehen bist recht gern.

Im kleinen Kreis der alten Freunde,
im schönen Dorf am Wartenberg
wo uns gewiegt der Jugend Träume,
Wo kennen wir all Weg und Steg.

Komm ab und zu in unsre Mitte,
auf dass wir können uns erfreun,
an der Erinn'ung reicher Kette,
in trauten Beieinandersein!

Für heute lasst uns jetzt geniessen,
was uns dies Fest an Freude schafft,
drum fort mit Sorg und Kümmernissen,
und Ehr dem edlen Rebensaft.

Zum Schluss wünsche ich dem Paare,
ein wohlgelingen zu dem Schritt,
dass Eintracht herrsche Jahr' und Tage,
und ausbleib schweres Missgeschick.

Anderntags machten wir jüngeren Leute noch eine Wagenfahrt ins Bottmingerschloss, von wo ich dann meine Partnerin, Fräulein Meier heimbegleitete, mit der Eisenbahn bis Sissach und von da bis Diegten per Fuhrwerk. Meiers wohnten hier in einem stattlichen Bauernhaus, hatten einen Sohn und eine Tochter, und galten als sehr wohlhabend, da Mann wie Frau von vermöglichen Eltern abstammten und arbeitsam waren. Von der Tochter, die ich vor der Hochzeit nicht gekannt, war ich ziemlich enttäuscht. Ich hatte mir sie als angenehmes begehrenswertes Fräulein vorgestellt, und mich auch ihretwegen sehr auf die Hochzeit gefreut. Ich fand aber in ihr ein Wesen von dem man nicht wusste ob es intelligent oder nicht, ob es gut oder schlecht sei, Nur das glaubte ich festgestellt zu haben, dass sie kein tiefes Gemüt besass, denn weder Gesang, noch sonst ansprechende Vorträge schienen iregendwelchen Eindruck auf sie zu machen. Trotzdem, und obgleich ich die mir ihr gegenüber gestellte, bei Jünglingen übliche Frage: "Gäbst Du eine für mich?" nicht unbedingt bejahen konnte, brachte sie mich doch einigermaßen und für einige Zeit in ihren Bann, und zwar offenbar deshalb, weil sie sich aus mir nicht viel zu machen schien, was mich natürlich reizte. Ihre etwas gleichgültig vorgebrachte Bitte, ihr gelegentlich durch Ansichtskarten ein Verslein zukommen zu lassen erledigte ich einige Zeit darauf von der Schauenburgerfluh aus mit folgenden Zeilen:

Auf hoher Waldesfluh
hör' ich dem Winde zu
ob wohl von Diegten her
mir bringt ein Grüsschen er;
doch leider ist's nicht so,
sonst wär ich gar zu froh,
der Wind fegt launig drein
und sagt mir, nein!"

Engere Beziehungen zwischen ihr und mir entstanden nicht. Traugott nahm mit seiner Frau Wohnsitz in Basel, fortan waren Fried und ich mehr auf uns allein angewiesen.

Die Hoiffnung, der Vater werde sich von der ausgestandener Krankheit und Operation erholen, erfüllte sich nicht. Sein Zustand verschlimmerte sich bald wieder soweit, dass sein Magen anfang fast nichts mehr durchzulassen und täglich Magenausump-

ungen vorgenommen werden mussten. Die neuerdings zugezogenen Aerzte schwiegen sich über die Natur der Krankheit weiter aus. Das erschien mir bedenklich. Vor Traugotts Hochzeit hatte ich Viktor Marti Arzt in Pratteln söchriftlich angefragt, wie es mit meinem Vater stehe. In seiner Antwort hatte dieser mehr von der Hochzeit, zu der er auch geladen war, gesprochen, und bezüglich des Vaters nur gesagt: "Der Zustand Deines Vaters scheint gebessert, wenigstens dem Aussehen nach. Hoffen wir das beste." Nun ging ich im Stillen zu Dr. Rütimeyer in Basel und bat diesen um Auskunft. R. sagte unumwunden zu: "Ihr Vater ist ein verlorener Mann, seine Krankheit ist der Krebs. Bei der Operation haben wir seinen Unterleib so mit Geschwüren überwuchert gefunden, dass an erfolgreiche Operation nicht mehr zu denken war. Er kam zu spät. Wir haben ihm die grössten Geschwülste beseitigt, aber er wird jetzt kaum mehr länger als zwei Monate zu leben haben." Ich nahm diese traurige Mitteilung mit Fassung auf, und schwieg gegenüber den anderen Angehörigen.

Rütimeyer hatte recht, der Vater magerte zusehends ab, bald war sein Aussehen derart, dass die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes für jedermann offenbar war. Als alles nicht mehr helfen wollte, bat ich den Vater, nach Glarus zu reisen, wo ein unpatentierter Arzt namens Mück mit grosser Reklame Hülfe gegen sozusagen alle Krankheiten anerbote. Niemals hätte der Vater früher derartige Hülfe empfohlen. Jetzt griff er selbst darnach. Es war der Strohhalm des Ertrinkenden. Aber gerne, wenn auch mit dem Bewusstsein der völligen Aussichtslosigkeit tat ich ihm diesen Liebesdienst. Die Stiefmutter begleitete mich nach Glarus. Mück machte mir einen unerwartet guten Eindruck. Nachdem er uns angehört, und das was vom Patienten solchen Aerzten mitzubringen ist, untersucht hatte, eröffnete er uns, dass er nicht helfen könne. Wenn wir es wünschten wolle er uns aber ein Mittel für den Patienten mitgeben. Ich bat ihn darum, denn mit hoffnungslos leeren Händen durften wir unmöglich zu dem Kranken zurückkehren.

Wie ich ja wohl wusste, half das von Glarus mitgebrachte Mittel so wenig wie etwas anderes. Die Unfähigkeit, Speisen in sich aufzunehmen, und die daraus folgende Abmagerung des Vaters schritten weiter. Eines tags beauftragte er mich, die Arztrechnung von Prof. Courvoisier zu bezahlen, und diesem mitzuteilen, die Operation sei gelungen aber der Patient werde bald sterben. Damit wussten wir, dass auch er über sein Schicksal im Klaren war.

In der zweiten Hälfte des Monats Juni war seine Abschwächung so weit fortgeschritten, dass er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Schwester Lina pflegte ihn mit grosser Aufopferung. Die einzigen noch angewandten Mittel waren etwas Champagnerwein und die Morphiumspritze. Die Gesundheit von Herz und Lunge verlängerten die Leidenszeit. Die Abmagerung erfolgte sozusagen bis zum Skelett. Endlich am 4. Juli nachmittags wurde er besinnungslos. Wir sahen, dass sein Ende bevorstand. Am nächsten Tags vormittags vor 5 Uhr, als ich eben den Dienst bei der Münchenerbrücke angetreten hatte, telephonierte man mir vom Bahn-telegraphenbüro aus, die Station Muttenz melde, dass mein Vater in der Nacht gestorben sei.

Ruhig und mit grosser Geduld hatte der Vater sein schweres und langes Leiden getragen. Keine Aeusserung war über seine

Lippen gekommen, dass er ungern sterbe. Obgleich den Tod vor Augen, hatte er keinerlei Wünsche in Bezug auf die nachherige Ordnung der Familienverhältnisse geäußert, und schliesslich gegen alles und jedermann völlige Theilnahmslosigkeit gezeigt. War das Leiden lang und hart, so war doch der Tod barmherzig gewesen. Dieser hatte den Kranken so sachte übernommen, dass die im Nebenzimmer Wachenden, meine Schwester Lina und Onkel Lienhard, nichts davon gemerkt hatten. Diese erklärten, der Tod müsse wenige Minuten vor oder nach Mitternacht eingetreten sein. Sein Alter hatte der Vater auf 52 Jahre und 2 Monate gebracht.

Die Beerdigung fiel auf einen Samstag und fand unter grosser Beteiligung auf dem Friedhof zu Muttenz statt. Der Gemeinderat schritt neben dem Leichenwagen einher. Am Grabe sang der Männerchor; ausserdem trug ein Bauersmann namens Haller ein Gedicht vor. In der Kirche weihten sodann noch die Schulkinder dem verstorbenen Schulpfleger einen Trauergesang.

Mit Rücksicht auf den grossen Bekanntenkreis des Vaters, war eine grosse Beteiligung an der Beerdigung vorauszusehen gewesen. Um aber eine Beteiligung zu erzielen, wie sie Muttenz noch nie gesehen habe, hatten einige Geschwister des Vaters die Anordnung der Beerdigung auf den Sonntag, an welchem noch viele Leute Zeit zur Theilnahme gehabt hätten, verlangt. Diese unpassende Spekulation auf einen möglichst grossen Leichenzug hatte ich aber baharrlich abgewiesen.

Der Tod des Vaters ging mir bei weitem nicht so zu Herzen wie bis jetzt noch der Tod der Mutter. Allgemein lieben ja die Kinder die Mutter mehr. Bei uns war der Hang zur Mutter deshalb noch grösser, weil sie eine liebenswürdige und charakterfeste Frau war, die entschieden für ihre Kinder eintrat, und über sie wachte, wozu dem Vater die innere Kraft fehlte. Heute aber vermisse ich den Vater doch sehr. Altershalber hätte er noch viele Jahre leben können, und wie schön wäre es, wenn wir nun unter besseren Lebensverhältnissen miteinander verkehren und einander nahe sein könnten.

Wenige Tage vor dem Tod des Vaters hatte ich wegen Wegzugs der Frau Klein meine Wohnung in Basel gewechselt. Mein neues Logis hatte ich in der Solothurnerstrasse 19 im 2. Stock bei einer Familie Grosshans genommen, wo ich mich in der Folge wie bei Frau Klein wohl befand.

Es war für mich damals eine trübe Zeit, die lange Krankheit und der Tod des Vaters, sowie die unmöglichen dienstlichen Verhältnisse machten mich düster und wortkarg. Frau Grosshans erzählte es später oft, dass sie sich lange Zeit meines finsternen Wesens wegen vor mir gefürchtet habe.

Nach dem Hinschied des Vaters war auch für meine Schwestern Elise, Lina und Anna das elterliche Haus gänzlich verloren. Wir waren übereingekommen, dass Elise sich jetzt als Hebamme in Muttenz niederlassen, und mit Lina gemeinsam eine Haushaltung anfangen sollte. Ich verschaffte ihnen sofort ein Logis, zuhinterst in der Baselgasse, wo mit den beiden auch Anna, die sich daheim noch ein wenig erholen wollte, einzog.

Da alle acht Geschwister aus zweiter Ehe noch minderjährig waren, wurde ihnen auf meinen Antrag in der Person des Emil Ramstein - Plattner, Metzger und Wirt zum Rebstock in Muttenz ein Vormund bestellt.

Die ganze Nachlassenschaft des Vaters werteten wir bei der amtlichen Inventaraufnahme auf Frs. 28,329.60, Gemäss Erb-

recht gehörte davon die eine Hälfte der Mutter, und die andere Hälfte den Kindern. Bei der späteren Teilung erhielt somit jedes der zwölf Kinder Frs. 1180.40. Haus und Garten überliessen wir der Mutter um den billigen Preis von Fr. 11500.-. Diese bezog überdies vom Tode des Vaters an aus der Hülfskasse der Centralbahn eine ansehnliche Witwenpesion. Sie war den Umständen nach sehr gut versorgt. Trotzdem war sie nicht zufrieden. Sie meinte erstens, es hätte mehr Vermögen da sein sollen. Zweitens glaubte sie, wir vier Kinder aus erster Ehe hätten aus dem Nachlass des Vaters gar nichts zu beanspruchen, alles gehöre ihr und ihren Kindern. Anlässlich der amtlichen Inventaraufnahme hatte sie verschiedene wertvolle Sachen, unter anderem auch die goldene Uhr des Vaters versteckt. Diese wenigstens hatte ich herausverlangt, denn nach basellandschaftlichem Recht gehören die Kleider und Kleinodien eines verstorbenen Vaters den Söhnen allein. Im Uebrigen liessen wir Fünfe gerade sein.

Am 25. Juni hatte ich von Frau Cachin in Seigneux einen Brief erhalten, in dem sie sich um das Befinden meines Vaters erkundigt und mir einiges aus ihrer Familie mitgeteilt hatte. Ferner hatte sie geschrieben:

"Eine Neuigkeit berschäftigt gegenwärtig die Bevölkerung von Seigneux. Lucie hat sich gestern in Yverdon mit Herrn Nicole, Lehrer in Cerniaz, Witwer seit einigen Monaten aber ohne Kinder, verlobt. Sie wird nicht glücklich sein, wenn das bis zur Heirat geht. Ich bin überzeugt, dass sie heute noch mit dem Ring am Finger an den denkt, kden sie immer geliebt hat. Aber der welcher die Berge und die Meere gemacht hat, macht auch die Schicksale der Menschen." Weiter unten hiess es dann noch: "Rose (die jüngste Tochter des Hauses) schickt Dir ein gros bouquet de Sangette (Salbei), das Bouquet Freund Jean, welches man den Liebenden gibt, die sich verlassen."

Am 16. Juli schrieb mir dann Lucie selbst den letzten Brief:

Längst hätte ich Dir schreiben sollen, aber ich wusste, dass man Dir meine Verlobung mit Herrn Nicole angezeigt hatte. Somit könnte ich Dir nichts Neues berichten. Ich hatte den Tod Deines Vaters, zu dem ich mich schon so sehr hingezogen fühlte vernommen und begriffen, dass Du leiden musstest. Ich verstehe, dass es unnötig ist, Dir Trostesworte zu schreiben, denn über den Verlust eines so geliebten Wesens kann man sich nicht trösten. Gott allein kann uns aufrecht halten.

Ich weiss nicht, ob ich recht thue, Dir zu schreiben, aber ich habe Vertrauen zu Dir und hoffe, dass dieser Brief nur von Dir gekannt sein werde. Es ist wahrscheinlich, dass wir uns nie mehr sehen. Ich nehme daher von Dir Abschied. Ich bewahre für Dich eine innige Freundschaft, denn längst habe ich Dir die Thränen vergeben, die ich deinetwegen vergossen habe. Oft habe ich mich gefragt, ob es möglich sei, dass Du mich liebst, denn diese Liebe hat mich mehr Thränen als Lächeln gekostet. Schau hinter Dich und vergegenwärtige Dir, wie oft Du meine Hoffnungen getäuscht hast. Erinnerst Du Dich an die nach Fribourg bestimmte Zusammenkunft, zu der Du mir bereits die Ankunft der beidseitigen Züge gegeben, an den Brief, in dem Du mir anstatt des Tages, an dem ich hingegen sollte brutal ohne ein Wort der Erklärung mitteiltest: "vergesse mich"? Hast Du dabei einen Augenblick an meinen Schmerz gedacht? Hast Du gedacht, dass Du mir das Herz brechest? Ja Du wusstest das, sonst wärst Du nicht nach einem Monat wieder gekommen. Oh wie war ich glücklich!

Was hast Du nun aus Deinem Versprechen, nie mehr so zu handeln, gemacht? Ich will glauben, dass Du zu Deinem Verhalten gezwungen warst, aber hast Du daran gedacht, dass es Kraft brauchte, alle diese Enttäuschungen und Schmerzen zu ertragen? Wie wäre es mir ohne Gottvertrauen ergangen! Einen Brief, einen einzigen hätte ich nach allen deinen Versprechungen verdient, hatte ich Dich gebeten wiederzukommen, nachdem Du mir geschrieben hattest, dich zu vergessen? Nein ich hatte Abschied von Dir genommen. Warum wieder kommen, um mir vergebliche Hoffnungen zu machen? Den Tag, an dem Du mir geantwortet und mir die Gründe Deines Schweigens mitgeteilt hast, verstand ich, dass du wünschst, dass ich Dich vergesse. Vergessen dass ich geliebt habe! nein, das hiesse meine ganze Jugend vergessen, das hiesse meine Kindheit vergessen. Aber ich habe mir gesagt, dass Du mich nicht mehr auf Deinen Wegen finden werdest.

Lieber Freund, glaube nicht, dass ich Dir Vorwürfe machen will. Es war der Wille Gottes. Ich bedaure es nicht, Dich geliebt zu haben. Diese Liebe hat mich vielleicht vor manchem bösen Schritten bewahrt, denen ein junges Mädchen ausgesetzt ist. Anstatt zu bedauern, bewahre ich für Dich ein gutes Andenken. Glaube mir, dass ich von ganzem Herzen wünsche, dass Du glücklich seist. Gott erhöere das Gebet das ich in diesem Augenblick für Dich thue.

Was mich betrifft, so danke ich ihm, dass er mich ein eben so gutes Herz hat begegnen lassen. Denn was man Dir auch sagen möge, Herr Nicole wird mich glücklich machen, so viel es ihm möglich ist. Er liebt mich sehr. Oft finde ich, dass er zu gut ist, dass ich so viel nicht verdiene.

Lieber Jean, glaubst Du nicht, dass es besser sei, wir bewahren jedes für das andere ein gutes Andenken, und suchen das Glück in unserer Nähe? Trotz aller Liebe die ich für Dich hatte, wäre ich doch nicht ganz glücklich gewesen, denn ich hätte die Mutter allein zurücklassen müssen. Dieser Gedanke hat mich oft traurig gemacht. Jetzt werde ich nicht so sehr von Ihr getrennt sein.

Dir wünsche ich, dass Du eine Dir würdige Gefährtin findest, die Dich glücklich macht.

Gott gebe Dir Kraft, die harte Prüfung zu ertragen, denn ich weiss was es ist, den Vater zu verlieren.

Empfange die Versicherung meiner Achtung und meines Mitgefühls.

Lebe wohl für immer
Lucie Paccaud."

Herzlich aber kurz gefasst schrieb ich Lucie Dank für den Brief, und sprach den aufrichtigen Wunsch aus, dass sie glücklich sein möge.

Diesen Ausgang unseres Verhältnisses nahm ich aufgrund meiner damaligen unsicheren Stellung als Erleichterung auf. "Lieben ist etwas Ideelles, heiraten etwas Reelles" hat der grosse Göthe, meines Erachtens mit Recht, gesagt. Lieben kann jedes junge Menschenkind, aber heiraten - das ist etwa Anderes. Wie leicht und schön spinnen sich Jugendliebesverhältnisse. Und ihr fast regelmässiges Los ist der spätere Verzicht. So ging es dem meinen mit Julie Brüderlin, dem mit Elise Glinz und ebenso mit meinem dritten und letzten mit Lucie Paccaud. Schliesslich war ich froh, dass es so kam, dass ich frei und unabhängig mein berufliches Fortkommen gestalten und befestigen konnte. Heute

- 7 Jahre später - sehe ich zwar ein, dass ich es mit ucie Paccaud, dem intelligenten und arbeitsfreudigen Mädchen wohl hätte wagen und unternehmen können. Aber ich war zu stolz, auf den damals dürftigen Verhältnissen eine Familie zu gründen, und wie es später werden würde, konnte ich nicht voraussehen.

Im Rangierbahnhof spitzten sich die Verhältnisse zu. Der leidige Platzmangel verursachte fortgesetzt missliche Störungen im Zugverkehr. Meine tempapramentvolle Art hier und da über die Verhältnisse zu berichten, gefiel dem Bahnhofvorstand nicht sonderlich. Das sah ich bald. Die Gewogenheit des Herrn Stutz zu erlangen gelang mir nicht, Obgleich es meinerseits an gutem Willen dazu nicht gefehlt hatte. Ich war allerdings mehr Diener des Geschäfts als des Beamtenapparats. Herr Stutz nahm bald Veranlassung Herrn Kappeler zu bemerken: "behalten sie den Iselin unter dem Daumen, sonst wächst der ihnen über den Kopf." Diese Bemerkung konnte aber keinen Bezug haben auf mein Verhalten gegenüber Herrn Kappaeler, denn ich war diesem gegenüber stets gefällig und dienstbereit, sowie ich auch von seiner Seite stets wohlwollende Behandlung erfuhr. Mein Fehler bestand darin, dass ich mich oft für mich und das Personal gegen den Bahnhofvorstand sowie gegen seinen Stellvertreter, Sauschef Matter, die fast überall bei Verkehrsstockungen zum Voraus, ohne Studium der Verhältnisse in plumper Weise das Personal beschuldigten, durch sachliche Ausführungen wehrte. (Fast bei allen Bahnhofvorständen der Centralbahn machte sich damals eine starke Effekthascherei hinsichtlich der Leitung des Zugs- und Rangierdienstes breit. Jeder wollte da ein Hauptkerl sein, und glaubte nach oben am besten imponieren zu können, wenn er auf den Sauschefs herumritt. Diese Herren befassten sich nicht würdig und grosszügig mit "Leitung" sondern sie mischten sich im Betrieb in jede Kleinigkeit, und zwar beständig, und bemühten sich den Anschein zu erwecken, als ob ohne sie die Sache einfach nicht ginge. Mit dem kommerziellen Teil des Bahnbetriebes, soweit er von den Bahnhofvorständen abhängig war, stand es hingegen böse. Zur gehörigen Berücksichtigung der kommerziellen Seite der Geschäfte reichte es natürlich nicht aus, dass man in der Uniform sic6 präsentierte, dazu musste man gründlich denken können, und da haperte es sehr. Der Mangel an geschäftlicher Schulung war gross. Die Herren Oberen des Betriebs schlugen sich ständig mit dem Personal herum, und vergeudeten ihre Zeit mit Kleinigkeitskrämerei im Betrieb, sodass ihnen für andere Sachen keine Zeit blieb. Heute, wo die Hauptbahnen dem Bund gehören, ist das zwar eher noch schlimmer geworden.) Die meisten Sauschefs im Personen- wie im Rangierbahnhof wurden seitens des Bahnhofvorstandes fortwährend wegen jeder Kleinigkeit und oft ganz unschuldig albern mit Geldbussen traktiert. Das fand ich demütigend, direkt verletzend. Wohl wusste ich mich durch Festigkeit und Gründlichkeit vor demütigender Behandlung zu schützen, aber gerade das ärgerte und reizte die Herren Stutz und Matter. Dass ich mir keine Blösse gab. Es war mir klar, dass ich im Falle eines Missgeschickes im Betrieb von denselben nichts Gutes zu erwarten hatte. Das beunruhigte mich sehr, denn kein Aufsichtsbeamter im Bahnhof ist vor Missgeschicken sicher.

Die Herren Stutz und Matter bildeten eine böse Art Vorgesetzter. Beide waren ehrgeizig und herrschsüchtig, sowie sehr eitel und ungründlich im denken. Duldete Herr Stutz von unten keine andere Meinung als die seinige, und hasste er jeden Unter-

gebenen, der Anspruch machte auf würdige Behandlung, so war Herr Matter noch widriger, indem dieser, um sich bei der Verwaltung gross zu machen, auch an der besten Leistung eines Aufsichtsbeamten noch etwas auszusetzen wusste, und indem es ihm nicht darauf ankam, seinen nächsten Kameraden blosszustellen, wenn er daraus für sich einen Vorteil sah. Kurz, Herr Stutz war ein oberflächlicher eitler Despot, und Herr Matter ein Streber schlimmster Sorte. Unter solchen Leuten zu arbeiten, war für mich oft eine bittere Qual. Wie lange ich denselben gegenüber mein Temperament zu zügeln vermochte, konnte ich mir nicht sagen.

Unter diesem Regime litten alle im Bahnhof, besonders aber Herr Kappeler. Ihm wurde ständig an Zeug geflickt. Er fragte Herrn Stutz wenig nach, antwortete diesem oft mit Satire und liess es mitunter an Nadelstichen nicht fehlen. Das verdross natürlich. Die Gegensätze zwischen Stutz und Kappeler wurden äusserst scharf. Stutz tat bei der Verwaltung alles, um Herrn Kappeler zu beseitigen. Das gelang aber nicht, dazu fehlte es an triftigen Gründen, zudem hatte Herr Stutz auch in der Oberbehörde seine Widersacher.

Während nun Herr Kappeler Auftrag hatte, mich unter dem Daumen zu behalten, zog er mich an sich heran, in dem er mich dann und wann vom äusseren Dienst befreite und für ihn Arbeiten machen liess, wozu er bemerkt hatte: "Sie sind der Einzige der die Sachen versteht und mir helfen kann." Mit Vorliebe gab er mir Akten zur Behandlung, bei denen es darauf ankam, ruhig und sachlich die gegebenen Gründe ins Feld zu führen, wozu ihm die Geduld und die eigene Begeisterung abging. Diese Hilfe leistete ich Herr Kappeler mit Freude und Eifer. Dass der Bahnhofvorstand dadurch nur mehr gegen mich verstimmt wurde, war zwar klar, ich konnte es aber nicht hindern.

Eines Tags bei grossem Güterandrang von allen Linien, -ich hatte Dienst auf der Westseite- war es mir zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags wegen Platzmangel unmöglich, zwei fällige Güterzüge von der Elsass-Lothringerbahn anzunehmen. Den ersten Zug liess ich im Personenbahnhof warten, (das E.L.B.-Geleise führte mitten durch den Personenbahnhof) und den zweiten wollte ich in St. Ludwig aufhalten. Allein diese Station schob den Zug ab mit der Bemerkung, es fehle ihr selbst am Platz, sodass beide Züge mit zusammen 800 m Länge im Personenbahnhof zum Warten kamen, welcher durch diese Stationierung in seinen Rangiergeschäften gehindert war. Der dort diensthabende Sauschef versuchte alles, die beiden Züge abzuschieben, allein ich signalisierte ein unerschütterliches "Halt". Jener meldete die Sache daher dem Bahnhofvorstand, welcher ohne weiteres an Herrn Kappeler telegraphierte: "Sofern Stat. Gehülfe Iselin die wartenden Züge nicht sofort annimmt, ist er im Dienst einzustellen." Auf Anfrage setzte ich Herr Kappeler telephonisch die Situation sowie meinen Plan über die Bewältigung des Verkehrs auseinander. Darauf antwortete Herr Kappeler dem Bahnhofvorstand, dass ein Grund zum Einschreiten gegen mich nicht vorliege. Herr Stutz ärgerte sich und schimpfte, allein Herr Kappeler blieb in seinem Büro und liess mich machen. Ich für meinen Teil tat mein möglichstes, indem ich alle Kräfte äusserst anspannte um die beiden Züge sowie alle andern einigermaßen geordnet unterbringen und nachher zerlegen zu können. Der Aufsichtsbeamte durfte bei seinen Massnahmen eben nicht nur an den Augenblick denken, vielmehr musste er den nachfolgenden Verhältnissen Rechnung tragen, und

wenn er das nicht verstand, oder den Mut dazu nicht hatte, so wurden die Störungen nur grösser. Vorstehendes ein Beispiel, wie der Bahnhofvorstand ohne Untersuchung eingriff, und wie gereizt er gegen mich auftrat.

War in vorstehendem Falle durch uns der Personenbahnhof behindert, so waren die Fälle wo dieser uns mit seinen Manövern in die Quere fuhr viel zahlreicher. Reibereien zwischen den beidseitigen Diensten waren daher an der Tagesordnung. Begreiflich, denn eng im Raume stossen sich die Sachen.

Wie alles in der Welt, hatte indessen auch unser Dienst seine Lichtseiten. Da war vor allem die Kurzweil. Mich dünkt es schon eine schöne Sache, wenn man auf der Welt nicht mit Langeweile geplagt ist, und zu Langeweile kam es natürlich im Rangierbahnhof nicht. Ferner war angenehm unsere verhältnismässige Freiheit. Auf seinem ziemlich weiten Gebiet war der Aufsichtsbeamte der Vorgesetzte. Der Dienst war zwar Kampf, doch war es ächt männliche Arbeit.

Jedenfalls zog ich den Dienst im Freien demjenigen im Bureau vor. An den Tagen, an denen der Verkehr etwas nachliess und das Wetter gut war, z.B. an schönen Frühlingtagen oder in milden Sommernächten war der Aufenthalt auf dem Rangierfeld sogar recht angenehm.

Mit dem Personal kam ich gut aus. Es war zwar zum Teil eine ruppige Gesellschaft, das brachte aber der Dienst mit sich und hatte für mich wenig zu bedeuten, da ich weder furchtsam noch zaghaft war. Viele Angestellte kannte ich persönlich oder den Familien nach, als Bewohner von St. Jakob, Neue Welt, Münchenstein, Schänzli, Muttenz u.s.f., was viel zur Harmonie beitrug. Auch gab ich mir Mühe, die Leute mit Geradheit und Wohlwollen zu behandeln. So sehnlich ich meine definitive Ernennung zum Souschef erwartete, so sehr widerstrebte es mir, dieselbe durch Aufgeblasenheit und Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Personal zu verdienen.

Am 1. August 1900 wurde der gesamte Güterverkehr aus dem Personenbahnhof entfernt und auf das sogenannte Wolfgebiet (Rangierbahnhof) verlegt. Zu dem Zwecke waren zwischen der St. Jakobstrasse und dem Güterbahnhof neue mächtige Güterhallen, Lagerhäuser und Büreaugebäude nebst erforderlichen Geleiseverbindungen und Ladeplätzen erstellt worden. Von da an hiess der Rangierbahnhof zusammen mit den neuen Einrichtungen "Güterbahnhof".

Zur Anleitung und Einführung der Rangiergruppen auf den neuen Geleisanlagen hatte Herr Kappeler mich bestimmt. Diese Bevorzugung verdross jedoch die älteren Souschefs, hauptsächlich wegen des viel schöneren Dienstes, weshalb die Sache hinter den Bahnhofvorstand gesteckt wurde, welcher, nachdem der Gang der Manöver übrigens bereits den Bedürfnissen angepasst war, meine Entfernung aus diesem Dienste befahl.

Die Verlegung des gesamten Güterdienstes nach dem Rangierbahnhof brachte im ganzen genommen kaum eine Verbesserung des Betriebes. Die vorgenommene Geleisevermehrung war zu spärlich und unpraktisch angelegt, dass sie nur für den Augenblick erleichtern konnte. Dagegen war infolge der Vermehrung und Erweiterung der Expeditions- und Zollbüreaux der innere Güterdienst (Rechnungs- und Schriftendienst, Zollabfertigung etc.) so umständlich geworden, dass derselbe mit dem äusseren Dienst nicht Schritt halten konnte. Dieser Uebelstand äusserte sich darin, dass wir aus abfahrtdfertigen Zügen fortgesetzt eine Menge

wagen aussetzen mussten, zu denen die Begleitpapiere durch die Bureaux nicht rechtzeitig fertig gemacht worden waren. abgesehen davon, dass durch das Wagenaussetzen die Züge in der Abfahrt verspätet wurden, sodass Störungen im gesamten Linienverkehr entstanden, mussten wir, die Züge mit Minderbelastung abgehen lassen, weil es unmöglich war, die ausgesetzten Wagen im letzten Moment zu ersetzen. Dass der innere Dienst dem äusseren, und der äussere dem innern die Schuld an diesem kuriosen Betrieb zumass, brauche ich wohl nicht extra zu betonen, ebensowenig, dass der Bahnhofvorstand, und sein Stellvertreter dem innern Dienst halfen, und dass viel Schreiberei entstand.

Herr Stutz beeilte sich bald, auch dem den Riegel zu stossen, dass mich Herr Kappeler zur Erledigung der Korrespondenz zuzog. Er kam nach dem Rangierbahnhof als ich gerade im Bureau des Herrn Kappeler arbeitete und befahl mir da, mich sofort in den äusseren Dienst zu begeben, gleichzeitig verbot er Herr Kappeler meine Verwendung im Bureau mit den Worten, er wolle nichts geschriebenes mehr von mir sehen, ausser was mich selber angehe. Kurz darauf trat Herr Stutz einen längeren Erholungsurlaub an, während dessen mich Herr Kappeler trotz Verbot doch wieder für ihn Korrespondenzen erledigen liess. Als dann Herr Stutz wieder kam, gab es neuerdings Streit wegen mir. Die Missstimmung des Bahnhofvorstandes gegen mich wuchs an. Dieser äusserte sich dahin, ich sei ein gefügiges Werkzeug von Herrn Kappeler, was er mir nicht verdenken konnte und was ihm die Absicht eingab, (wie ich später erfuhr) mich bei sich bietender Gelegenheit zurück zu versetzen.

Der Umstand, dass mir meine Ergebenheit zu meinen Vorgesetzten als Fehler angerechnet wurde, rief in mir die Frage wach, ob es klug sei, in einem Geschäft zu bleiben, wo Fleiss und Treue von leitender Stelle nicht geschätzt werden. So sehr mir sonst der Eisenbahndienst zusagte, so sehr fing der Beamtenapparat an, mir widerwärtig zu werden.

Im Herbst desselben Jahres 1900 befahl mich wiederum eine Brustfellentzündung, die mich nötigte, zu Hause zu bleiben. Ich begab mich in Pflege zu meinen Schwestern Elise und Lina in Muttenz, wo ich die ärztliche Hülfe meines Freundes Viktor Martin in Pratteln in Anspruch nahm.

Während ich dort war, kamen zu Schwester Lina zwei junge Lehrerinnen, Studiengenossinnen ihrer Seminarzeit, Fräulein Ammann und Greub auf Besuch. Das waren kreuzfidele Mädels, Es ging gemütlich zu bei uns damals, dass es gar nicht schlimm war krank zu sein. Obgleich ich das Bett verlassen hatte, erschien der Arzt doch jeden Tag pünktlich, und zwar auf mehr als eine Viertelstunde. Der war eben auch noch ein lediger Bursche. Sein Besuch galt mehr der fröhlichen Bande, als dem Kranken. Das drückte ich auch in einem Verslein an die beiden Fräulein aus, das ich ihnen nach ihrer Abreise nachsandte:

Hinten im Dorf im ersten Stock
schreib ich Euch diese Karte;
bin immer noch krank, ein armer Tropf
vergeblich auf Doktor ich warte.
Seit fort ist der fröhlichen Geister Bild,
ist auch schon der Kranke vergessen.

Darüber, ganz klar, ich verteufelt bin wild
und schimpfe und schelte indessen.
Doch macht auch der Doktor mich jetzt nicht gesund,
so thuts desto sich'rer das Eine,
das ist, das thu ich Euch hiemit kund,
der Erinnerung Freud an Euch beide!

Bald war ich übrigens wieder hergestellt.

Meine freien Tage und Stunden liess ich mir nach wie vor nicht vergällen. Brachte mir auch meine dienstliche Stellung viel Unangenehmes und kam ich darin lange nicht vorwärts, wie ich glaubte es zu verdienen, so liess ich doch nie eine Klage über meine Lippen gehen. Bei meinen Angehörigen und Freunden war ich meist in zufriedener und fröhlicher Stimmung.

Die Wohnung meiner Schwestern in Muttenz im Hause des Schneidermeisters Engler, war mein zweites Domizil; ich verkehrte sehr gern in demselben. Zwei ganz besonders fröhliche Geister darin waren Mina, die 14-jährige Tochter Englers, und Babette, Englers 19-jähriges Dienstmädchen. Diese beiden lachten mindestens ebensogern wie ich, und wenn ich kam, war es den andern Haubewohnern bald klar, wer da sei. Selten kam ich durch den Hausgang ohne dass es da nicht ein längeres Ständchen und eine gegeseitige Neckerei gab, bei der ab und zu das ganze Haus mitlachte. Dabei war nicht etwa ich derjenige Teil, der stets die Oberhand hatte, vielmehr wurde mir von den beiden, die donnergut geschliffene Mäulchen hatten, oft arg zugesetzt.

Mina Engler, das geistig hochbegabte und liebevolle Mädchen, heiratete später einen Methodistenprediger aus angesehener Familie. Die Familie Engler gehörte der Sekte der Methodisten an. Ich sah diese Mina sehr, sehr gern. Schade, dachte ich damals oft, dass sie noch so jung ist. -

Mitte November ging Schwester Anna wieder in ihre Stelle nach Marseille zurück. Ich begleitete sie bis Genf. Es war für uns beide ein schmerzlicher Moment, als wir dort zirka um 7 Uhr abends die Abfahrt des französischen Zuges abwarteten. Sie sass allein in einem düsteren Coupée, vater- und mutterlos musste sie allein in die Welt hinaus, um ihr Brot zu verdienen. Ich suchte durch zuversichtliches und fröhliches Geplauder ihr und mir die düstere Stimmung zu verscheuchen. Allein das gelang mir für sie nicht, und für mich nur halber. Die Trennung war uns in hohem Grade schmerzlich. Als der Zug den Bahnhof verlassen hatte, entschloss ich mich, das Stadttheater zu besuchen, um über die Traurigkeit und die lange Wartezeit bis zur Abfahrt des Nachtschnellzuges nach Basel hinwegzukommen. Dienstbereit begleitete mich ein Bahnbeamter bis zum Theater, wo ich von der Vorstellung "Jean Valjean" grossen Genuss hatte.

Am 29. November begab sich im Rangierbahnhof eine erheblich Zuggefährdung, auf Grund derer der Bahnhofvorstand endlich Gelegenheit fand, mich zu treffen, das heisst an mir dafür Vergeltung zu üben, dass ich bisher seine Hiebe gegen die Geschäftsleitung des Rangierbahnhofs oft wirksam pariert hatte.

Um 7 Uhr Abends dieses Tages - ich hatte Nachtdienst auf der Ostseite - trat ein Rangiermeister namens Sacher stark betrunken an; worauf mich niemand aufmerksam machte. Da ich zwischen den Zügen und neben den übrigen Geschäften nur auf kurze Momente bei Sacher nachsehen konnte, wusste dieser seine Trunkenheit, begünstigt durch die herrschende Dunkelheit, vor

mir zu verbergen indem er sich zusammennahm und mir über den Stand des Manövers rechte Auskunft gab. Nach acht Uhr, als Sacher wusste, dass ich anderswo in Anspruch genommen war, legte er sich in einem Wärterhäuschen nieder, um seinen Rausch auszuschlafen, und überliess die Leitung seines Manövers dem nicht genügend erfahrenen Manöveristen Trösch. Dieser setzte gegen 9 Uhr eine lange Wagenkolonne in das offene Jurabahngeleise zurück, um sie in ein anders Geleise vorziehen zu können. Beim Vorziehen blieb nun der hinterste Güterwagen auf dem Geleise zurück, weil er nicht angekuppelt gewesen war, und weil sich, gegen die Vorschrift, niemand am Schluss der Wagenkolonne befunden hatte. Infolge der herrschenden Dunkelheit und eines dichten Nebels wurde der zurückgebliebene, ausserhalb des Bahnhofgebiets stehende Wagen von niemandem bemerkt, sodass der um 9 Uhr 25 im Personenbahnhof abgehende Personenzug Basel - Delsberg in voller Fahrt darauf fuhr. Die Zugslokomotive bohrte sich in den Wagen hinein und zertrümmerte ihn, die Lokomotive selbst erlitt erhebliche Beschädigungen, Personen wurden dabei jedoch nicht verletzt.

Nachdem ich die ausgestiegenen, erschreckten Passagier beruhigt hatte, liess ich die Zugslokomotive abhängen und den Zug mit einer Rangierlokomotive in den Bahnhof zurück ziehen, worauf mir mit Hilfe meiner Mannschaft die Räumung des Geleises verhältnismässig rasch gelang. Immerhin hatten neben dem verunglückten Zug auch die beiden Nachtschnellzüge nach Paris und Calais erhebliche Verspätung erlitten, weil sie im Bahnhof auf das Freiwerden des Geleises warten müssen. Ein vierter, nach Basel bestimmter Personenzug war während der Störung in Münchenstein blockiert gewesen.

Nachdem ich den Zugsverkehr den Umständen gemäss wieder in die Wege geleitet hatte, liess ich pflichtschuldig den Herren Kappeler und Stutz über das Vorkommnis Bericht in ihre Wohnung zukommen. Es lag eine Gefährdung vor, für die die Schuldigen Strafuntersuchung sowohl seitens der Bahn - als auch der öffentlichen Behörden zu gewärtigen hatten.

Herr Stutz kam noch die gleiche Nacht nach dem Rangierbahnhof, vermied es aber, sich an mich zu wenden, was jedenfalls ganz unkorrekt war. Nachdem er sich über die Umstände des Vorkommnisses bei meinen Untergebenen orientiert hatte, ging er fort mit der Bemerkung: "So, jetzt haben wir den Iselin". Zwar hatte ich diese Worte nicht selber gehört, es war mir aber ohnehin völlig klar, dass man jetzt über mich herfallen werde. Niedergeschlagener und unglücklicher, als in dieser Nacht ging ich nie nach Hause.

Andern Tages erstattete ich über die Sache schriftlichen Bericht, und nannte als die Fehlbaren, den Rangiermeister Sacher, wegen seiner Trunkenheit und seines Verlassens des Dienstes, die Manöveristen Trösch und Niffenegger, wegen ihrer fahrlässigen Art, im Jurageleise zu rangieren.

In dieses Kränzlein von Angeschuldigten flocht der Bahnhofsvorstand, wie ich zum Voraus wusste, auch meine Person, mit der Begründung, ich hätte es über alle Massen an Aufmerksamkeit fehlen lassen, sonst hätte ich die Trunkenheit Sachers bemerken müssen. Herr Stutz beantragte, mich strafweise mit Fr. 20. am entstandenen Materialschaden zu beteiligen, welcher Antrag von der Verwaltung akzeptiert wurde. (bis dahin war der Betrag von Fr. 5.- die höchste strafweise Beteiligung, die bei Mitver-

schulden an entstandenem Materialschaden gegen Aufsichtsbeamte ausgesprochen worden war) Daraus ersieht man, dass es Hrn. Stutz darum zu thun war, mich zu treffen, und mich bei der Verwaltung in Misskredit zu bringen.

Herr Stutz tat aber noch mehr. Auf seinen Antrag wurden die Stationsgehülfen Rothpletz und à Wengen, die im Personenbahnhof im äusseren Dienst standen, auf den 15. Dezember zu Souschefs ernannt, wogegen ich in meinem Grade belassen wurde. Da ich in jeder Beziehung zuerst Anspruch auf Beförderung gehabt hätte, hatte Herr Stutz, wie ich später erfuhr, betreffs meiner Uebergangung zu Betriebsdirektor Flury bemerkt, es thue ihm leid, mich bei seinen Beförderungsanträgen übergangen zu müssen, allein die Begebenheit vom 29. November beweise, dass ich die Beförderung nicht verdiene.

Die Stationsgehülfen Rothpletz und à Wengen waren zwar ehrenwerte Kollegen, allein sie hatten nicht, wie ich, die Souschefprüfung das erste Mal bestanden, sondern sie hatten beide eine zweite Prüfung ablegen müssen, sodann waren sie jünger an Alter und jünger im Dienst als ich, und dem Rang nach bis dahin Stationsgehülfen 2ter Klasse gewesen, während ich mich bis zum Stat. Gehülfen 1ter Klasse durchgearbeitet hatte. Diese Umstände liessen mich meine Uebergangung schwer empfinden. Ich und andere, nicht zuletzt die Beförderten selbst, erblickten darin ein tiefes Unrecht. Das rief in mir mächtig das Verlangen wach, den Eisenbahndienst zu verlassen, und mich nach einer anderen Existenz umzusehen. Nicht der Bahndienst als solcher war mir verleidet, aber die damals dabei obwaltenden persönlichen Verhältnisse, bei denen günstig hindurchzukommen gar keine Aussicht vorhanden war. Es war mir klar, dass die Herren Stutz und Matter etwaiges weiteres Missgeschick meinerseits dazu benutzen würden, mich neuerdings zu treffen, und dass es für mich klüger sei, so bald als möglich von mir aus auszutreten. (Soweit ich heute - nach acht Jahren - urteilen kann, war meine Auffassung der damaligen Verhältnisse richtig. Das Regiment ist bis heute dasselbe geblieben. Herr Stutz ist zwar befördert worden und an seine Stelle Hr. Reinhard getreten, dagegen greift Herr Matter noch viel mehr ein, als früher. Seinen Anstrengungen ist es gelungen, dass Herr Kappeler dies Jahr zum Souschef degradiert, und in den Personenbahnhof versetzt wurde.) Jedenfalls aber wollte ich keinen übereilten Schritt thun. Gewissenhaft wie zuvor tat ich meinen Dienst, in der Absicht, ruhig zu überlegen, und einen annehmbaren Ausweg zu suchen.

Am liebsten wäre ich auf die Hochschule gegangen, um Medizin oder die Rechte zu studieren. Ich begab mich zu meinem Freund, Dr. Martin in Pratteln, um mich mit ihm zu beraten, wie viel Zeit und Geld zum Studium des einen oder anderen nötig wären. Die Ausrechnung ergab aber für mich kein ermunterndes Resultat. Da war vor allem die Schwierigkeit des Geldbeschaffens. Mein Sparkassenbüchlein lautete, mit Einschluss meines väterlichen Erbteils, zirka auf Fr. 2200.-. Mehr zu ersparen war mir bei meinem knappen Lohn nicht möglich gewesen. Woher sollte ich den Rest nehmen? Mit den Vorstudien zur Erlangung des Reifezeugnisses zum Eintritt in die Universität hätte ich mit einer Studienzzeit von mindestens 6 Jahren im Ganzen zu thun gehabt. Somit war die Aussicht die, erst mit dem 32-sten Altersjahr fertig zu werden, und, sofern das nötige Geld durch Anleihe zu erlangen war, nach Beendigung der Studien in

vorgerücktem Alter als Anfänger mit einer Schuldenlast da zu stehen.

Während ich kummervoll dem nachdachte, nur wenige Tage nach meiner Entschliessung, wenn möglich den Eisenbahndienst zu quittieren, suchte der Regierungsrat des Kantons Baselstadt durch Ausschreibung einen Verwalter für die öffentlichen Materiallagerplätze auf dem Dreispitz, eine frisch gegründete, noch unorganisierte kantonale Unternehmung.

Ich hatte dieser Unternehmung bisher nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Am alten Bahnhof hatte eine grössere Anzahl Grosshändler Geleisanschlüsse inne gehabt, sei es auf eigenen, oder auf von der Bahn gemieteten Plätzen, auf denen sie ihre Transportgüter empfangen und bis zum Weiterversandt gelagert hatten. Infolge der Bahnhoferverweiterung waren dann alle die Geleise und Mietplätze von der Bahn wegdiktiert und nach dem eben im Bau begriffenen St. Johannsbahnhof verwiesen worden, wo die Bahnverwaltung grosse Landkomplexe durch Expropriation erworben hatte und für besagte Geschäfte in Bereitschaft hielt. Keine der Firmen aber hatte dann ihren Platz nach dem St. Johannsbahnhof, der hart an die elsässische Grenze zu liegen kam, verlegen wollen. Alle hatten Geleiseanschluss am Güterbahnhof Wolf verlangt. Da die Bahn sich entschieden geweigert hatte, da solchen zu geben, war es auf Betreiben der Interessenten, der Basler Handelskammer gelungen, die Basler Regierung zu bewegen, dass sie sich der Sache annahm und sich bereit erklärte, selber solche Mietplätze mit Geleiseverbindung anzulegen und zu betreiben. Zu diesem Behufe hatte der Kanton Baselstadt das Dreispitzgebiet (ca 30 Jucharten), d.h. der ganze östliche Teil des Gundeldingerquartiers zur Verfügung gestellt, von dem aus die projektierte Anlage nach Südosten gegen das Ruchfeld hin beliebig erweiterungsfähig war. Nach langen mühsamen Verhandlungen war es dem Kanton Baselstadt durch Vermittlung des schweizerischen Eisenbahndepartementes gelungen, mit der Centralbahnverwaltung einen annehmbaren Vertrag über die Anlage und den Betrieb der Geleiseverbindung zwischen dem Güterbahnhof Wolf und den Lagerplätzen abzuschliessen.

Nun suchte der Regierungsrat einen Verwalter, der dem gegründeten Geschäft vorstehen und es in Betrieb setzen sollte. Zwar war die Stelle öffentlich ausgeschrieben, das Finanzdepartement, dem die Unternehmung unterstellt worden war, ersuchte aber das Direktorium der Centralbahn, ihm einen seiner Aufsichtsbeamten abzutreten bzw. vorzuschlagen, ebenso einen geeigneten Angestellten als Aufseher für den äusseren Dienst. Auf dem Instanzenweg kam dieses Gesuch an den Bahnhofvorstand Stutz, mit dem Auftrag, die Vorschläge zu machen. Als Verwalter schlug dieser Souschef Hofer und als Aufseher den Rangiermeister Meier vor.

Wir Aufsichtsbeamte des Güterbahnhofes wurden durch Herrn Kappeler auf diese Vorschläge, von denen wir nichts gewusst hatten aufmerksam gemacht. Herr Kappeler äusserte die Meinung, Hr. Stutz habe auch hier den Güterbahnhof missachtet, sonst hätte er uns zur Bewerbung zugelassen, bzw. ihn - Kappeler - beauftragt Vorschläge zu machen, denn auf den Dreispitz gehöre vor allem ein Verwalter, der im Güterdienst erfahren sei. So bemerkte, bezieht sich übrigens bei unserer Betriebsleitung die Absicht, der Regierung von Baselstadt dafür, dass diese entgegen dem Willen die Anschluss an den Güterbahnhof Wolf selber Material-

lagerplätze gegründet und deren Betrieb übernommen hatte, wo immer möglich, sei es mit der Organisation oder später in der Ausführung des Betriebs, das Bein zu stellen. Deshalb jedenfalls sei Herr Hofer, der Hr. Stutz wahrscheinlich gefällig und der Sache nicht gewachsen sei, vorgeschlagen worden. Hr. Kappeler sagte dann noch speziell zu mir, "das wäre etwas für Sie, bewerben Sie sich um die Verwalterstelle. Sie sind der Mann dazu. Es sollte mich freuen, wenn den Herren drinnen (in der Stadt, nämlich dem Bahnhofvorstand und Hrn. Direktor Flury) ein Strich durch die Rechnung ginge."

Ich überlegte mir die Sache. Die vorgesehene Besoldung für den Verwalter, Frs. 2400.- bis 3600.- pro Jahr nebst gesetzlicher Pensionsberechtigung war zwar nicht gerade verlockend, so hoch konnte ich bei der Bahn auf alle Fälle auch kommen. Indessen war anzunehmen, dass die Unternehmung mit der Zeit grössere Dimensionen annehmen und dann selbstverständlich auch die Verwalterstelle verbessert werde. Der Umstand, dass bereits ein Sauschef vorgeschlagen war, für welchen Posten die Besoldung damals jährlich bis auf Frs. 4000.- ging, liess vermuten, dass man auch bei der Bahn dieser Meinung war. Sollte diese Vergrößerung der Unternehmung nicht eintreten, dachte ich mir, so könntest du in der neuen Stelle doch manches lernen, das dir eventuell behilflich sein könnte, zu anderen Zeiten von da aus im Eisenbahndienst wieder einen Schritt vorwärts zu machen. Ich entschloss mich, mich zu bewerben. Neben mir taten das noch die Sauschefs Liebi und Vogelsang, sowie zahlreiche Bahnbeamte aus anderen Dienstzweigen, ferner Leute aus Geschäften aller Art.

Am 21. Dezember, früh morgens gegen 3 Uhr, als ich nach eben beendetem Nachtdienst die Lokomotiven und das Personal hatte abtreten lassen, schrieb ich im Sauschefs-bureau des Rengierbahnhofes an den Vorsteher des Finanzdepartements, Hrn. Regierungsrath Dr. Paul Speiser in Basel, mit wenigen Sätzen meine Anmeldung. Ich stellte mich unter Mitnahme einiger Zeugnisse persönlich damit vor und sagte Hrn Speiser, wir Aufsichtsbeamte des Güterbahnhofes seien der Ansicht, die zu besetzende Verwalterstelle auf dem Dreispitz sei etwas für einen von uns; Merkwürdigerweise seien wir von der Bahnverwaltung zur Bewerbung nicht zugelassen worden, weshalb wir uns entschlossen hätten, uns direkt bei ihm zu bewerben. Der Wortkarge Dr. Speiser hörte mich aufmerksam an, und entliess mich mit der kurzen Bemerkung, er werde die Sache ansehen.

Dem Kollegen Hofer machte ich von diesem Schritt Mitteilung. Wir waren früher als Stationsgehülfen im Personenbahnhof miteinander bekannt geworden. Während einer im Stationbüro eingetretenen Personalkrise waren wir längere Zeit die einzigen Stationsgehülfen gewesen, und hatten da in der allerbesten Eintracht die schwere Arbeitslast miteinander getragen und uns dabei gegenseitig achten gelernt.

Hofer nahm mir meine Mitbewerbung nicht übel, meine missliche Lage war ihm ja bekannt; sodann schien es als ausgeschlossen, dass ihm die Mitbewerbung des einen oder anderen schaden könne, da es als selbstverständlich galt, dass die von Herrn Stutz gemachten Vorschläge angenommen werden. Herr Hofer sagte ihm seien übrigens die Verhältnisse im Bahnhof Basel ebenfalls gründlich verleidet; auch er wäre ausserordentlich froh, wenn er fortkommen könnte.

Das Neujahr 1901 ging vorüber, ohne dass auf meine Anmel-

dung etwas geschah, das in mir Hoffnung auf Erfolg erweckt hätte. Am 17. Januar aber erhielt ich ein Brieflein von Hrn. Reg. Rath Speiser, mit dem mich dieser zu sich beschied.

Zur festgesetzten Stunde fand ich mich auf dem Finanzdepartement, das sich damals, während dem Umbau des Rathauses, im eidgenössischen Zollgebäude in der Elisabethenstrasse befand, ein. Zu der Besprechung hatte Herr Speiser Herrn Staatskassier Linder zugezogen. Ich wurde vor allem befragt, wie ich die Geschäfte auf dem Dreispitz in die Wege zu leiten gedächte. Worauf ich entgegnete, dass mir die Abmachungen des Staates mit der Bahnverwaltung über den Betrieb in ihren Einzelheiten nicht bekannt seien, und dass ich auch von den genauen Absichten der kantonalen Behörde, sowie von den Aussichten über die vorläufige Inanspruchnahme der Lagerplätze wenig unterrichtet sei, ich könne aber versichern, dass, sobald man mir Einsicht in die Verhältnisse gewähre, ich auf Grund meiner Erfahrung auch in der Lage sein werde, die Organisation und die Führung der Unternehmung nach Bedürfnis zu besorgen. Nachdem hierüber noch einiges gesprochen worden war und ich auch die Fragen über meinen Gesundheitszustand, über meine militärdienstlichen Verhältnisse und über meine Kenntnisse in der Rechnungsführung beantwortet hatte, wurde ich entlassen.

Von dieser Unterredung sprach ich mit niemand ein Wort, wie ich überhaupt meine Absichten über Aenderung meiner Situation so viel wie möglich, insbesondere meinen Angehörigen gegenüber, geheim gehalten hatte.

Am 25. Januar schrieb mir das Finanzdepartement, dass mich der Regierungsrath in seiner Sitzung vom 23. Januar zum Verwalter der öffentlichen Materiallagerplätze auf dem Dreispitz ernannt habe, und dass meine Jahresbesoldung für den Anfang auf Frs. 2400.- festgesetzt worden sei. Gleichzeitig ersuchte mich Herr Speiser, auf den nächstmöglichen Termin bei der Centralbahn auszutreten und die neue Stelle zu übernehmen.

Diese Mitteilung versetzte mich in die allerglücklichste Stimmung. Lange durchmass ich mit grossen Schritten meine Bude an der Solothurnerstrasse, um meiner freudigen Erregung Herr zu werden. Darauf begab ich mich mit dem Schriftstück zu Herr Kappeler, und sagte vor ihn hintretend: "ich bitte um meine Entlassung, ich bin zum Verwalter auf dem Dreispitz ernannt." Herr Kappeler lachte hell auf. Nachdem er sich von der Richtigkeit meiner Meldung überzeugt hatte, liess er das Telephon spielen, und meldete Herrn Stutz die Neuigkeit. Dieser wollte an meine Ernennung nicht glauben, er sagte, das könne nicht sein. Herr Kappeler: "ich habe es da schriftlich in Händen."

Lachend sagte Herr Kappeler nachher in meiner Abwesenheit im Souschefbureau: "Jetzt hat der Kanton Baselstadt einen Verwalter für den Dreispitz, aber keinen wie unsere Herren drinnen gern gehabt hätten". Es wurde dann im Bahnhof eifrig darüber diskutiert, warum der Vorschlag des Bahnhofvorstandes wohl nicht angenommen worden sei. Ich erfuhr darüber nur so viel, dass sich Herr Hofer ebenfalls bei Herr Speiser hatte vorstellen müssen, und dass Herr Speiser hernach Erkundigungen über mich eingezogen hatte.

Behufs Erwirkung meiner sofortigen Entlassung wurde ich bei Herr Betriebsdirektor Flury im Spiesshof vorstellig, dieser versprach, mein Gesuch in der nächsten Sitzung des Direktoriums zu Behandlung zu bringen. Bei diesem Anlass schilderte ich

Hrn. Flury die Unzufriedenheit der Aufsichtsbeamten in Basel über die Behandlung die ihnen seitens des Bahnhofvorstandes zuteil werde; auch machte ich auf die Art aufmerksam, wie Herr Stutz seine Bussenkompetenz handhabte. Ich bemerkte diesbezüglich "Statistik ist Wahrheit, Herr Direktor wenn Sie eine Zusammenstellung über die vom Bahnhofvorstand in Basel in letzter Zeit ausgesprochenen Bussen machen lassen, werden Sie sehen, dass zu weit gegangen wird".

Wie ich von einem Freund im Spiesshof nachher vernahm, hatte Herr Flury sofort nach dieser Besprechung Auftrag gegeben, die angeregte Untersuchung zu machen. Auf Grund derselben wurde dann sämtlichen Bahnhof- und Stationsvorständen der Centralbahn die Kompetenz, Geldbussen gegen ihre Untergebenen auszusprechen, genommen und an die Oberinstanz verlegt. Diese Massnahme hatte ich nicht im Auge. Meines Erachtens hätte es genügt, wenn Herr Stutz und anderen, die es nötig gehabt hätten, von oben herab bedeutet worden wäre, sie möchten die Bussenkompetenz nicht weiter handhaben wie ein grober Fuhrmann seine Peitsche.

Samstag den 2. Februar traf die Bewilligung bei mir ein, sofort auszutreten. An diesem Tag tat ich das letzte Mal Dienst bei der Bahn (Nachtdienst auf der Ostseite) und hatte zum Abschied auf meinem Gebiet noch einen gehörigen Zusammenstoss. Zirka um 10 Uhr abends telegraphierte mir Souschef Balmer von der Westseite, es komme diesen Abend eine E.-L.-B.-Schnellzugskomposition vom Personenbahnhof her, die mit einem Güterzug nach Strassburg geleitet werden müsse. Ich nahm diese knappe Meldung, in der nicht enthalten war, zu welcher Zeit der gemeldete Zug komme, entgegen. Zum Fragenstellen hatte ich keine Zeit, da ich eben einem von der Oltner Linie kommenden Zug das Einfahrtsignal geöffnet hatte und nun dessen Einfahrt überwachen musste. Während dieser einfuhr, wurde auch schon die besagte E.L.B.-Zugskomposition auf mein Gebiet zurückversetzt und stiess mit dem Manöver derjenigen Geleisegruppe zusammen auf der sie hätte untergebracht werden sollen. Vom Personal wurde niemand verletzt, dagegen entgleisten mehrere von den grossen schweren Personenwagen, ferner wurde die getroffene Rangierlokomotive übel zugerichtet. Die Schuld an diesem Zusammenstoss war darin zu erblicken, dass ich die Meldung von der Ankunft der Zugskomposition zu spät erhalten und mein Personal behufs Aufnahme derselben gar nicht hatte verständigen können. In dem Momente als mir Balmer telegraphierte, musste die mehrerwähnte Zugkomposition bereits bei ihm vorbeifahren, d.h. mussten die beiden Rangierzüge schon einander nahe sein. Da ich nachher mit der Räumung der Geleise und Hebung der entstandenen Störungen genug zu thun hatte, kam es zwischen Balmer und mir in dieser Nacht zu keiner Auseinandersetzung über die Schuldfrage. Ich liess unerörtert, ob Balmer in der Lage gewesen wäre, mir früher Meldung zu machen, beschränkte mich vielmehr darauf, diesbezüglich im Meldebuch anzuführen, zu welcher Zeit der Zusammenstoss stattgefunden hatte.

Montag den 4. Februar trat ich mein neues Amt an, nachdem ich zuvor im Bahnhof Abschied genommen hatte. Der Ordnung halber hatte ich mich auch von Herrn Stutz verabschiedet. Hiebei hatte es sich gezeigt, dass man bei der Bahn mit dem Betrieb der kantonalen Lagerplätze besondere Absichten hatte. Im Verlauf des Gespräches hatte nämlich Herr Stutz zu mir gesagt: "Aber nicht dass Sie dort oben auch wieder anfangen, denn die

Geschichte dort haben wir in de3n Händen, der Betriebschef hats auch gesagt!" Das war so etwas wie eine Einschüchterung. Mit dem "nicht anfangen" hatte Herr Stutz offenbar gemeint, ich sollte mich nicht unterstehen, dem Willen der leitenden Bahnorgane Opposition zu machen. Ich hatte darauf entgegnet, dass ich jetzt natürlich die Interessen des übernommenen Geschäfts wahrnehmen müsse, dass ich aber die Hoffnung hege, es werde gutes Einvernehmen herrschen. Nachdem mir auch hier Hr. Stutz meine Gefälligkeit gegenüber Herr Kappeler tadelnd vorgehalten hatte, und sonst noch einige Worte gewechselt worden waren, hatte ich mich entfernt.

Wenn ich heute auch annehme, dass ich damals als junger Mann, mit meinem oft hervorbrechenden Ungestüm offenbar nicht immer den richtigen Ton gegenüber dem Bahnhofsvorstand gefunden und dass ich dadurch dessen Misstimmung gegen mich zum Teil selber verschuldet habe, so ist seither meine geringe Meinung von den Fähigkeiten und Eigenschaften des Herrn Stutz nicht verwischt worden.

Herzlich freute mich das, was mir von der Stimmung des Personals über meinen Austritt zu Ohren kam. Der alte Nachtwächter Bohrer, der auf seinen nächtlichen Touren beim gesamten Rangierpersonal herum kam, soll geäußert haben, er sei jetzt bald 40 Jahre da, aber er erinnere sich nicht, dass das Personal je einen Souschef so ungern habe gehen sehen, wie den Iselin. Weichenwärter Nyffenegger, Präsident des schweizerischen Weichenwärterverbandes, soll sich dahin ausgesprochen haben: "Wir haben wiedereinmal etwas rechtes gehabt, jetzt hat man ihm keine Ruhe gelassen, bis er gegangen ist."

Meinen Dienstkollegen gab ich zum Abschied im Restaurant Keller an der Münchensteinerstrasse, wo ich oft im Nachtdienst meinen Imbiss eingenommen und auch sonst etwa gespiesen hatte, ein Essen und einen Trunk, wobei es fröhlich zuging. Anwesend waren die Souschefs Balmer, Walser, Stauffer, Vogelsang, Liebi, der Stationsgehülfe Affolter und ich. Nachher machten wir noch einen Ausflug nach Muttenz wo wir zunächst im Rebstock einkehrten. Es war ein trüber Sonntag mit Schneefall. Den unter der Thüre stehenden Rebstockwirt, Vater Ramstein, griff ich bei Ankunft in frohem Uebermut kurzerhand mit einem Schneeballbombardement an, sodass er, als meine Kollegen mir kräftig beistunden, nach kurzer Gegenwehr sich eiligst ins Haus hinein flüchten musste. Später führte ich die Gesellschaft noch in die kleine Wirtschaft von Landrat Pfirter. Dieser hatte nämlich neben einem guten Tropfen eine sehr schöne und anmutige Tochter, namens Luise, damals 17 Jahre alt, bei der ich und andere anfangen, gerne einzukehren.

Da ich am 1. Mai 1891 bei der Centralbahn eingetreten war, hatte ich dieser nun nahezu 10 Jahre gedient. Gerne hätte ich aus der Fülle der Begebenheiten aus dieser Dienstzeit mehr geschrieben, das heisst einen besseren Ueberblick in den damaligen Eisenbahnbetrieb gegeben, als es geschehen ist. Allein das Reinschreiben kostet mich grosse Mühe, welches, in Verbindung mit Mangel an Zeit zum Schreiben mich gezwungen hat, abzukürzen.

4. Februar 1909

Die Zeit, zu welcher ich als Verwalter auf dem Dreispitz in die Dienste des Kantons Baselstadt trat, war für mich der glücklichste Zeitabschnitt meines bisherigen Lebens.

Manchesmal hatte ich im Bahndienst mit Kummer über meine Zukunft nachgedacht. Mein letztes Ziel war gewesen, dereinst Vorstand eines grossen Bahnhofes zu werden. Dazu war der Bahnhof Basel mit seinen manigfaltigen Verhältnissen die anerkannt beste Schule, denn mit wenigen Ausnahmen waren die Bahnhofsvorstände der Centralbahn stets (Bahnhöfe nannte man nur die grossen End-

und Knotenstationen) aus dem Souschefbestand des Bahnhofes Basel genommen worden. Aber gerade da, wo es für mich am zweckmässigsten gewesen wäre und wo ich mit Rücksicht auf meine nahe Heimat, an der ich mit allen Fasern hing, vorläufig am liebsten geblieben wäre, war mir das Verbleiben unmöglich gemacht worden. Hinterlistige Zurücksetzung wäre mir da viel sicherer gewesen als Avancement. Offenbar mit Recht hatte Herr Kappeler in Betreff des erhaltenen Auftrages, mich unter dem Daumen zu behalten, damit ich ihm nicht über den Kopf wachse, zu mir gesagt: "Nicht ich fürchte dass Sie mir, (Herr Kappeler befand sich oekonomisch in ganz guten Verhältnissen und war kein Streber) sondern Stutz und Matter fürchten, dass Sie ihnen über den Kopf wachsen, darum verfolgt man Sie."

Jetzt war ich auf ein Mal diesen erdrückenden Verhältnissen entrückt und hatte freie Aussicht auf ein in jeder Beziehung befriedigendes Schaffen. Gemäss einem vom Basler Grossen Rat erlassenen sachbezüglichen Gesetz waren die öffentlichen Materiallagerplätze als selbstständige, von der übrigen Staatsverwaltung getrennte, dem Kanton gehörende Unternehmung zu betreiben. Die Aufsicht über dieselben wurde dem Finanzdepartement und die Leitung des Betriebs dem Lagerplatzverwalter überbunden. Damit hatte ich zum Vorneherein nur einen Chef, den Departementsvorsteher, der, wie ich bald sah, selbständiges Schaffen von mir erwartete und nicht gesonnen war, sich mit Kleinigkeiten der Geschäfte zu befassen.

Die Betriebseröffnung war erst auf den nächsten 1. April vorgesehen. Als ich meinen Posten antrat lag die im Sommer vorher begonnene Anlage tief verschneit da. Zwar waren die Geleise- und Strassenanlagen so ziemlich fertig, doch stand noch nichts von der Einfriedigung und nichts vom Büreaugebäude für den Verwalter und die geschäftlichen Etablissements hatten mit ihren Einrichtungen erst spärlich begonnen. Ich stellte mich zunächst den Geschäftsherren, die ihre Etablissements auf den Dreispitz verlegen wollten, vor und nahm mit ihnen in Betreff der Bau- und Betriebsfragen die nötige Fühlung. Ebenso nahm ich Fühlung mit dem Kantonsingenieur, Hrn. Bringolf, der die Anlage baute. Die zu erledigenden Organisationsgeschäfte nahmen mich vorerst täglich nur kurze Zeit in Anspruch, sodass die ersten zwei Monate eine angenehme Erholungszeit für mich waren.

Der zu meinen Gunsten eingetretene Umschwung war in der Tat ein grosser. Vom gequälten Aufsichtsbeamten der Eisenbahn war ich zum Leiter einer selbständigen kantonalen Unternehmung vorgerückt. Die finanzielle Besserstellung betrug sofort Frs. 600.- pro Jahr. Sodann war ich nun von dem unregelmässigen 10 1/2 - 12 stündigen Dienst (Frühdienst, der morgens 4 Uhr begann, und Spätdienst, der nach Plan bis 2 1/2 Uhr morgens ging, aber manchmal dauerte bis der Frühdienst antrat) entbunden und trat in den Genuss einer regelmässigen 8-stündigen Arbeits-

zeit, wobei das mir angenehme Moment, viel im Freien sein zu können, nicht verloren gegangen war. Es mag daher begreiflich sein, dass ich mich damals als der glücklichste Mensch fühlte.

Ebenso freudig wurde dieser Wechsel von meinen Geschwistern aufgenommen, welche vorher immer gefürchtet hatten, ich könnte im Bahnbetrieb verunglücken. Schwester Anna in Marseille schrieb mir einen freudigen Brief, sie hätte eben in der Nacht geträumt, ich sei unter eine Lokomotive gekommen und schrecklich verstümmelt worden, meine Nachricht sei ihr daher wie eine Erlösung erschienen.

In dieselbe Zeit fällt eine weitere erfreuliche Begebenheit, nämlich die Verlobung meiner ältesten Schweser Elise, der Hebamme in MuttENZ, mit meinem nächsten Freund und ständigen Kameraden in MuttENZ, Gottfried Jauslin, welcher inzwischen zum Mechanikermeister bei der Elektrizitätsgesellschaft Alioth in Münchenstein vorgerückt war. Nach Willi und Traugi folgte also Fried, womit ich von dem ehemaligen Burschenkränzlein allein noch als ledig verblieb.

Am 23. Februar fand ein Unterhaltungsabend des Männerchor MuttENZ mit den Familienangehörigen im Rössli statt, für welchen Anlass ich als Unterhaltungsbeigabe wieder einen Schnitzelbank gedichtet hatte. Ich will denselben hier anführen, nicht etwa weil ich stolz wäre auf die gemachten Verse - bewahre, dazu sind sie zu holperig - sondern weil alle aktiven Vereinsmitglieder und damit die meisten damals in MuttENZ tonangebenden Personen darin vorkommen:

1. Der Schnitzelbank darf hüt nit fehle, jopeidi, jopeida
S'soll niemeds sich beleidigt fühle, jopeidi, ei da,
Will d'Fasnacht isch in d'Nechi cho
Hei mir der Spott au füre gnoh,
Jopeidi jopeida, jopeidi ei tra la la la.
2. Der Presis als ganz scharfe Ma,
möcht gar e strammi Ornig ha,
Drum tuet er vill Mol d'Nase rümpfe
und mit de Sängler ghörig schimpfe.
3. S'Rauche möcht er zwerscht verbiete,
d'rno alli die vom Verein usschliesse
wo bringe d'Hünd in d'Singstund mit;
doch leider glingt ihm beides nit.

Ad. 2/3: Niklaus Meier-Hauser, Präsident des Männerchors, trat zuweilen gar schneidig auf. In den Singstunden, welche im Schulhaus bei der Kirche im grossen Parterraal stattfanden, herrschte allerdings ein sehr ungewohnter Verkehr. Die Mitglieder fanden sich mit der Cigarre oder Pfeife im Munde ein. Dem einen oder andern sprang etwa noch der Vierbeiner, zum Beispiel mir mein Netti, nach, was dem Präsidenten zu der Bemerkung Anlass gab, es nähme ihn wunder, dass man nicht noch die Stieren in die Singstunde mitbringe.

4. Im Dirigänt isch's wöhler worde,
der Frauechor tuet ihn mimm ploge
denn grüslig het ihn das gemacht z'schitze,
as d'Maitli so vill Händel stifte.

Ad.4: Theodor Gysin, dirigierte vorher den Töchternchor, zeigte aber dabei wenig Takt, sodass nach widrigen Streitigkeiten der Chor auseinanderfiel.

5. Der Pfirter Männli tuet guet singe
und friedlig sünscht si Schoppe trinke,
doch roth i kaim, zur Tochter z'goh
denn Luscheib brüelt'r ihm sicher noh.

Ad.5: Emanuel Pfirter-Ramstein, zirka 47 Jahre alt, Inhaber der grössten Handlung in Spezereien, Geschirr, Kleidungsstücken etc. in Muttenz. Die Anspielung bezieht sich auf ein humoristisches Nachtgefecht, das wir vorher mit ihm gehabt hatten.

6. Der Rössliwirt het ab sim Dach
S. Storchenäscht längst abe gmacht,
doch muess's ihn sider graue ha,
denn früsch isch b'stellt der Storchema.

Ad.6: Fritz Schorr-Basler, zirka 32 Jahre alt. Auf dem Rössli, dem höchsten Haus in Muttenz, befand sich lange Jahre ein Storchennest. Der Schlusssatz bezieht sich auf den Zustand seiner Frau.

7. Der Traugott Schmid isch nit e so,
Er denkt, mir brucht dä Ma nit s'cho,
stellt über Nacht all Läden n'a,
as der Storch nit ine cha.

Ad.7: Freund Traugott Schmid, dessen Ehe kinderlos blieb.

8. Der Rebstockwirt isch Gemeinrot worde,
doch hilft ihm das nit uss de Sorge,
denn der Tüfel het schints brichtet,
er heig ihm schon n'e Platz igrichtet.

Ad.8: Emil Ramstein-Plattner, Zirka 50 Jahre alt, Anspielung auf ein vorher stattgefundenes Wortgefecht, das bekannt geworden war.

9. Der Lehrer Senn chunt fräsch us Lieschtel
und will er gern hät jetzt e Liebsti
schafft er derzue e Frauechor
bis er eini het am Ohr.

Traugott Senn, junger Lehrer, reorganisierte den Töchterchor Muttenz, aus deren Mitte er später wirklich freite.

10. Der Niklaus het do letzti welle
im Herzog grad uf d'Ohre haue,
doch isch dä Ma ihm schnell entwischt
mit guldiger Brille übere Mist.

Ad. 10: Niklaus Weber alt Gemeinderat, älterer Mann, wurde von dem viel jüngeren S. Herzog-Gschwind Handelscommis derart angerempelt, dass er auf diesen

11. Der Schnider in der Burggass au
tuet villmol helfe siner Frau
Hosewäsche, Wasserträge
Zimmerputze, Züberfäge.

Ad. 11: Emanuel Dettwiler- Schmid.

12. E Gasthof het der Zeller Schang,
dä stark är bringe will im Gang,
doch möchte mir ihm säge loh,
Er dörft au mehr an d'Singstund cho.

Ad.12. Joh. Zeller-Muri, Pächter auf der Wirtschaft zum Mühlehof, zuoberst in der Gempengasse.

13. Der Bauer als e Gärtnersma
weiss Sorg zum liebe Pflänzli z'ha,
drum hei mir härzhaft gratuliert
sim Schatz wo n'er het heimgfuehrt.

Ad. 13: Adolf Seiler, Gärtner, junger
Ehemann, angenehmer Charakter.

14. Der

Mäder kunnt vo drausse rei
und het e grossi Schreinerei,
was me hütte bschtellt dem Ma,
chame sicher morn schon ha.

Ad. 14: Mäder, Schreiner, dem keine
Arbeit aus den Händen zu bringen war.
Mit "vo drausse rei" bezeichnet man
jemanden der aus dem Deutschen stammt.

15. Der Jordan isch e grosse Meister,
doch hets im chürzlig gfehlt am Chleister
e Hütte isch, oh weh und ach
ihm z'sämmegheit mit grossem Krach.

Samuel Jordan-Schwob, Baumeister und
Gemeinderat, gegen 50 Jahre alt. Es
war ihm nahe der Bahnstation ein Bau
eingefallen, woran er indessen dem
Architekten die Schuld beimass.

16. Der Jausli Fried het jetz e Schatz,
isch uf mi Schwester ineplatzt,
trinkt mir deheime alle Wi,
meint s'Kanapee sig au scho si.

17. Karl Wälterli vom Unterdorf,
macht gärn sich bi de Maitli gross,
het überal scho ummegschnupft,
wird gwiss au no an's Tüpfi gstupft.

Karl Wälterlin, strammer Jungling,
23-24 Jahre alt und Geschäftangestell-
ter von Beruf, jetzt auch Gemeinderat.

18. Der Reinhard tuet vo Amteswäge
mit Sorgfalt eusi Schuele pflege,
und derbi au nit vergesse,
dass d'Hauptsach isch im Läbe s'Esse.

Reinhard Ramstein-Madörin Schulpfleger
und Wirt zur Bierhalle, liebte ein
gemütliches Leben und guten Tisch,
war aber im Uebrigen ein wohl angesehe-
ner Mann. Er stand damals im 55sten
Lebensjahr.

19. Der Meier Karl schiesst Füchs und Hase,

doch hets ihn chürzlig geh an d'Nase,
denn bi n're stille Fuchsejagd
isch ihm si guete Hund verrackt.

Karl Meier, ca 35 Jahre alt, leidenschaftlicher und wohl der geschickteste Jäger in MuttENZ. Sein Hund bekam Gift, das (vielleicht von Meier selbst) den Füchsen gelegt worden war.

20. Der Jausli Gottlieb isch verdorbe,
will gar nimm rächt sie Aemtli bsorge,
sunscht hät er längst de Wirte z'sämme,
abgschnitte alli Wasserhähne.

Gottlieb Jauslin, Frieds Bruder, Werwalter der Wasserversorgung damals mitte der Dreissigerjahre; jetzt Gemeinderat.

21. S'Bäreniggis Hanse Hus
stoht jetz uf der Dorfmatte uss,
drum chönne nümme sini Stiere
im Schnider Schaub si Platz verschmiere.

Hans Brüderlin-Basler Landrat auch mitte der Dreissigerjahre, hatte sich ein neues Bauernhaus auf der sogenannten Dorfmatte gebaut, befand sich vorher in der Basalgasse, neben Schaub Schneider.

22. Der Thomme Hans het wissi Hohn
wird elter halt vo Johr zu Johr,
er muess efrage bruche d'Brülle
sunscht weiss i von ihm gar nüt z'bringe.

Hans Thommen, Posamentier.

23. Der Müri Louis triibt Chemie,
mit Wasser cha n'er mache Wi,
das tuet ihm au vill besser grote
als öppis übercho z'hürote.

Louis Müri Witwer, etwa 45 Jahre alt, fabrizierte für Brüderlin-Bornhauser Wein aus Trockenbeeren.

24. Der Jausli Männi g'ghört zu dene,
wo ungerne vo der Frau sich trenne,
und tuet deswäge sicher no
schliesslig z'spot in Himmel cho.

Emanuel Jauslin-Mesmer Messgehülfe, Frieds Bruder, junger Ehemann, kam sozusagen immer und überall zu spät.

25. Der Lüdi und der Ramstei Hans
Wei Abschied neh vo uns jetz ganz,
und reise furt in d'Fremdi wit
um wieder z'cho wenn's Weihe git.

E I G E N H Ä N D I G E A U F Z E I C H N U N G E N

über seine Familie und sein Leben

von

Johannes Iselin von MuttENZ

geboren am 25. März 1875

D R I T T E S B U C H

angefangen im Frühling 1910

beendet im Herbst 1917

(Diese Erinnerungen wurden in deutscher Handschrift in vier Büchern niedergeschrieben und von seinem Sohne, Dr. Ernst Iselin-Weber, geboren am 21. Juli 1917 in den Jahren 1985 - 1986 in Maschinenschrift übertragen.)

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Seite	1	Fasnacht 1901	
	2	Gerichtstag Rangierunfall	
	3	Dreispietz-Betrieb, Schwierigkeiten mit der Centralbahnverwaltung	
	5	Mädchenfoppereien	
	7	Feier 400 Jahre Eintritt in den Bund	
	8	Eine Lokomotive wird angeschafft	
	9	Militärdienst	
	12	Salärerhöhung, Heiratsgedanken	
	24	Gründung der schweiz. Bundesbahnen 1902 Verlobung und deren Auflösung	
	29	Rücktritt von Regierungsrat Paul Speiser	
	31	Differenzen mit der SBB	
	34	Reservoirbau, Betriebsreglement, Salzmagazin	
	36	das alte MuttENZ und seine Entwicklung	
	39	Niedergang des Weinbaus	
	40	Geschlechter in MuttENZ/Ausdehnung des Dorfes	
	41	Pläne zu einer Trambahn/Spekulationen	
	43	1903: Militärdienst, Lina Suter	
	53	Gedanken und Verfügungen über die Erinnerungs- bücher	
	54	Familie Suter	
	56	Einweihung des renov. Rathauses in Basel	
	58	1904: Verlobung	
	59	Vormundschaften, der Fall Schär	
	65	Bräutzeit	
	66	Der Tod Karl Jauslins	
	67	Besuch von Vorlesungen an der Uni	
	68	Bräutzeit und Gedanken des Bräutigams	
	71	Hochzeit	

- 72 Hochzeitsreise
- 74 Vermögensstand, Haushalt
- 75 Weltgeschehen, Japanisch/Russischer Krieg
- 76 Schiessanlage MuttENZ
- 77 Wechsel im Finanzdepartement
- 78 wieder Militärdienst
- 79 Angliederung des Salzfaktorats
- 80 St. Johannbahnhof, 1906 Bau des Rheinhafens
- 81 Trambahn Basel - MuttENZ
- 83 Gedanken über Bismark
- 84 Reise ins Bündnerland
- 85 neue Differenzen mit der SBB
- 86 Der Dreispitz streikt
- 87 Schweizerhalle, Probleme mit Schwiegervater
- 90 Verwalterhaus wird bewilligt /
St. Johann-Rheinhafen, Betriebsform
- 92 Tod von Reg. Rat Burckhardt
- 94 Geburt einer Tochter Johanna
- 95 Verlegung des Salzmagazins /
Kuraufenthalt in Bad Ramsach
- 97 Gedanken zum Frauenstimmrecht

Drittes Buch

Die folgende Reise war der vom 1. April
des zweiten Lagers gaffelartigen Lageraufsatz, was
sich erst Ende Februar 1901 fand die Festung
mit dem Morstambüllan Stadt. Ich besuchte den
Lull im Köppli, und große, unbeschriebene. Mainar
Garschufat, was den vorerwähnten Lagerschein
sinn für Lissa zu haben, solgte ich mich der.
Natürlich wusste man von der Festung erst,
wenn die Linsen (Gefüßerarbeiten) unter dem
von oder wenn man sonst wusste, mit man
man so zu sein sollte. Mainar Mehl fiel dies-
mal mit die grüßlich gedruckten, schon
Luise Pfister, die durch Costum, Kopfbedeckung
und mit einem Krügelin den Oskarjahn der-
staltte.

Luise Pfister war damals schon ein
einleuchtendes Mitglied, was zu ihrer flotten
Lagerführung und die ungenutzte Stellung ihres
Kontos, Lullant Pfister, der mich gedruckte

Die folgende Woche nach der am Schlusse des zweiten Buches geschilderten Begebenheit, das heisst Ende Februar 1901 fand die Fastnacht mit den Maskenbällen statt. Ich besuchte den Ball im Rössli und zwar maskiert. Meiner Gewohnheit, aus den vorhandenen Tänzerinnen eine zu Tische zu laden, folgte ich auch da. Natürlich wählte man an der Fastnacht erst, wenn die Larven entfernt waren oder wenn man sonst wusste, mit wem man es zu thun hatte. Meine Wahl fiel diesmal auf die prächtig gewachsene, schöne Luise Pfirter, die durch Costüm, Kopfbedeckung und mit einem Kränzlein den Osterhasen darstellte.

Luise Pfirter war damals schon ein viel umworbenes Mädchen, wozu ihre flotte Erscheinung und die angesehene Stellung ihres Vaters, Landrat Pfirter, der ausgedehnte Landwirtschaft, eine Steingrube, Handel mit Mehl, Kleie etc. und eine Pintenwirtschaft betrieb, gleichmässig beitrugen. Wenigstens von drei Jünglingen wusste man, dass sie schon Absichten auf Luise hatten: Emil Ramstein Metzger, der Sohn des Rebstockwirts, Karl Wälterlin, und Wilhelm Eglin Landwirt, Sohn des Gemeindepräsidenten. Alle drei waren damals zirka 24 jährig und bei besagtem Maskenball anwesend. Nach dem Gerede der Leute war Emil Ramstein der, welchem der glückliche Gewinn in Aussicht stand. Nicht etwa weil er und Luise sich versprochen hätten, sondern weil die beiden seitens der Eltern zu einem Paar bestimmt worden waren. Die Väter Pfirter und Ramstein waren von Jugend auf Kollegen gewesen und kamen später als Mitglieder des Landrates regelmässig zusammen, woraus sich dann ergeben hatte, dass sie vieles gemeinsam unternahmen und einander in ihren Unternehmungen unterstützten. Die beiden waren zum Beispiel die ersten, die mit Rücksicht auf die stetige Ausdehnung der Stadt Basel und die in Aussicht stehende Tramverbindung mit derselben, anfangen, auf Spekulation hin zahlreiche Landerwerbungen zu machen, wozu sie der Umstand befähigte, dass sie punkto Kaufkraft in MuttENZ an der Spitze standen. In Anbetracht der Harmonie zwischen den Vätern Pfirter

und Ramstein war das Gerede der Leute in Betreff ihrer Kinder Luise und Emil verständlich. Auf Dorfgerede in solchen Dingen gab ich indessen nie viel. Jedenfalls war Luise nach gar jung und für die Oeffentlichkeit noch frei. An jenem Ball war sie unter den Tänzerinnen diejenige, welche mir hinsicht Wuchs und Präsentation am besten gefiel, weshalb ich mich entschloss, meinem Verlangen, für den Abend um sie zu werben, nachzukommen. Da ihr gestrenger Herr Papa (ein Mann von ausserordentlich hohem und starkem Bau, gewohnt zu befehlen und mit sich rechnen zu lassen) selber anwesend war, nahm ich von den drei vorgenannten Kandidaten an, dass sich keiner werde getrauen, die Tochter zu sich zu laden d.h. der Obhut des Vaters zu entziehen, weshalb die Gelegenheit für den selbständigeren vierten gegeben schien. Am Schlusse eines Tanzes, als sie noch die Maske trug, fragte ich daher Luise, ob ich sie zu mir zu Tisch laden dürfe, wozu sie ohne Zögern einwilligte. Auf Grund des Dorfgeredes inbezug auf sie und Emil Ramstein, der in ein Bébé verkleidet anwesend war, den ich wohl leiden und demgegenüber ich mich nicht aufdrängen mochte, fragte ich ich Luise lachend: "Hättest Du vielleicht lieber das Bébé gehabt?" Wenn das so wäre, fügte ich hinzu, würde ich nicht anstehen, unauffällig den Platz zu räumen. Ein stilles, verneinendes Kopfschütteln war die Antwort. Also tanzten wir miteinander. Vater Pfirter schien mit dieser Lösung zufrieden zu sein, denn bald nach Mitternacht kam er zu uns und sagte: "Ich gehe heim, ich denke ihr werdet den Weg ohne mich wohl finden, ich muss am Morgen beizeiten wieder auf sein; macht Euch noch lustig."

Erst gegen fünf Uhr morgens begleitete ich dann Luise heim.

Am 5. März darauf hatte ich einen anderen Tanz zu bestehen, nämlich die Verantwortung des Zusammenstosses vom 29. November im Jurageleise vor dem basler Strafgericht. Mit Rangiermeister Sacher Karl, dem Manöveristen Trösch Friedrich und Nyffenegger Emil war ich der fahrlässigen Eisenbahgefährdung angeklagt. Die Anklage gegen mich stützte sich darauf, dass ich den betrunkenen Sacher nicht durch einen anderen Rangiermeister ersetzte und dass ich das beinahe ein Stunde dauernde Wegbleiben des Sacher nicht bemerkt habe.

Dem Rang nach setzten wir uns auf die Anklagebank und verteidigten uns selber: ich machte für mich mit Erfolg geltend, dass Sacher bei meinem zweimaligen Erscheinen durch Zusammennehmen und begünstigt durch die Dunkelheit und dichten Nebel seinen Zustand vor mir habe verbergen können, und dass ich dessen späteres Wegbleiben vom Dienst infolge Inanspruchnahme auf anderen Bahnteilen nicht bemerkt habe. Ich wurde freigesprochen. Die Uebrigen wurden als schuldig erklärt und verurteilt:

Sacher zu	1 Woche Gefängnis u. Frs. 20.- Busse
Trösch zu	2 Tag Gefängnis u. Fr. 10.- Busse,
Nyffenegger	1 Tag Gefängnis u. Frs. 5.- Busse

ferner im entsprechenden Verhältnis zu den Kosten des Verfahrens mit Einschluss einer Urteilsgebühr von Fr. 20.-. Die Verhandlungen fanden unter dem Vorsitz von Gerichtspräsident Dr. Schär im Gerichtshaus am Bäumlein statt.

Rangiermeister Sacher war von der Bahn dieses Zusammenstosses wegen entlassen worden. Später stellte sie ihn als Manöverist wieder an und liess ihn darauf nach und nach wieder zum Vorarbeiter und Rangiermeister vorrücken, sodass er auf diese Weise in den Fall kam, seinen Berufsweg zweimal zu durchlaufen.

Nachdem das Nötige vorgekehrt war, eröffneten wir am 1. April auf dem Dreispitz den Betrieb. Auf diesen Zeitpunkt gaben wir zum Zins von Fr. 2.- pro Quadratmeter und Jahr Mietplätze mit Geleiseanschluss ab. In dem besagten Mietzins waren inbegriffen die Kosten für die Erstellung und den Unterhalt der Geleise und Zufahrtstrassen bis zu den Plätzen, ebenso die Kosten der Einfriedigung und der Nachtwache. Eine weitere Gebühr war zu erheben für das Rangieren der Eisenbahnwagen. Es war vorgesehen, dass, so viel wie möglich auch den ausserhalb dem Lagerplatzgebiet gelegenen Etablissements soll Geleiseanschluss gewährt werden.

So ziemlich von Anfang an waren zum Bezug von Mietplätzen entweder schon da oder angemeldet: vier grosse Kohlen und drei Eisenhandlungen, eine Holz- und eine Baumaterialhandlung, das kantonale Bauamt, die eidgenössische Telegraphenverwaltung, ferner zwei grosse Handlungen in alten Metallen und Abfällen sowie kleinere Geschäfte. Das zunächst in Betrieb genommene Lagerplatzgebiet umfasste über 77'000 m².

Als Geleiseanschliesser ausserhalb der Lagerplätze gelegen waren schon da oder kamen bald hinzu: 2 Weinhandlungen, 1 Bierbrauereidepot, 1 Kaffeegeschäft und ein Asphaltgeschäft. Für die ersten Jahre stand ein Geleiseverkehr von 8-9000 Eisenbahnwagen pro Jahr in Aussicht.

Die Baukosten der Lagerplatzanlage (Geleiseanlagen, Strassen kleines Dienstgebäude, öffentliche Waage, Einfriedigung etc) beliefen sich auf Fr. 283'500.-.

Die Verbindung des Güterbahnhofs Wolf mit der 11 m höher gelegenen Anlage Dreispitz wurde mit einem Kilometer langen Verbindungsgeleise, dessen Kosten in vorstehender Summe inbegriffen sind, hergestellt, das, einen grossen Halbkreis bildend, an die Südostseite des Wolfgottesackers zu liegen kam.

Gemäss Vertrag mit dem Kanton hatt die Centralbahn mit dem Tag der Betriebseröffnung an unsere Unternehmung einen einmaligen Beitrag von Fr. 100'000.- zu leisten und die Eisenbahnwagen für die Platzmieter gebührenfrei vom Bahnhof nach dem Dreispitz zu führen und da wieder abzuholen. Das Rangieren der Wagen von dem gegenseitigen Uebergabepunkt nach und von den Mietplätzen war Sache der Lagerplatzverwaltung, wofür ich zunächst Pferdennöver bestellt hatte.

Das für den Betrieb und den Unterhalt der Geleise und Strassen erforderliche Personal hatte ich eingestellt und als Aufseher den Rangiermeister Meile Johannes von Dussnang Kt. Thurgau aus dem Rangierbahnhof mitgenommen.

Zur Besichtigung der Einrichtungen und des Betriebes erschien an einem der ersten Tage der Regierungsrat in Corpore, nämlich die Herren Speiser, Bischoff, Iselin, Philippi, David, Zutt und Reese.

Wie die Gesinnung der Leiter der Centralbahn unserer Unternehmung gegenüber war, zeigte sich bald. Herr Betriebsinspektor Flury, der nachmalige Generaldirektor der Bundesbahnen, ein starrsinniger Mann, war äusserst erbost darüber, dass seine Landexpropriationen am St. Johannbahnhof dadurch, dass die dorthin verwiesenen Geschäfte nach dem Dreispitz begehrt hatten und gegangen waren, für die Centralbahn vorläufig ein misslungenes und kostspieliges Geschäft waren. Als kluger Mann machte er zwar ein freundliches Gesicht, versah aber den Bahnhofvorstand Basel, nachdem ich diesen darauf aufmerksam gemacht hattedass verschiedene Betriebsfragen mit uns noch zu lösen mit der Weisung, von ihm aus nichts zuzusagen, sondern mich mit

allen Begehren an die Direktion d.h. an ihn zu verweisen, wo man zu nichts weniger als zu Entgegenkommen gesonnen war. Der vorher zwischen Kanton und Bahn abgeschlossene Vertrag regelte leider nur die Hauptsachen. Den Vertretern des Kantons, die im Vertrag auf Bestimmungen über die Einzelheiten des Betriebs aufgenommen wissen wollten, soll Herr Flury anlässlich den Verhandlungen geantwortet haben, dass man das lieber unterlasse, indem man später bahnseits diesen Dingen in entgegenkommender Weise Rechnung tragen werde.

Nun hatte Herr Flury bereits den Umzug per Eisenbahnwagen derjenigen Geschäfte, welche vorher im Bahnhof platziert gewesen, durch Verlangen einer übertriebenen, nie dagewesenen Ueberfuhrgebühr sozusagen unmöglich gemacht und hernach an den Bahnhof Basel bezüglich Abwicklung der Geschäfte mit dem Dreispitz Dienstvorschriften erlassen, die teils dem Vertrag direkt zuwiderliefen, teils gewisse Zugeständnisse illusorisch machten und die teils sogar unseren Betrieb unmöglich zu machen geeignet waren. Das war das von Herrn Flury versprochene entgegenkommende Verhalten. Mein ursprünglicher Wunsch, mit der Bahn auf gutem Fuss zu stehen um später bei günstiger Gelegenheit eventuell wieder in den Bahndienst zurücktreten zu können, war rasch beiseite gestellt, hier hiess es Farbe bekennen. Ich nahm denn die Interessen unserer Unternehmung sogleich gründlich und entschieden in Schutz, wobei ich bei meinem Vorgesetzten, Hr. Regierungsrat Speiser gute Unterstützung fand. Bei der feindlichen Gesinnung der Bahndirektion gegenüber der Dreispitzunternehmung und im Hinblick auf die bekannte Hartnäckigkeit des Herrn Flury war indessen auf eine rasche Erledigung der zahlreichen Differenzen zum Vorneherein nicht zu rechnen. Ich musste mich deshalb auf eine längere Kampfperiode gefasst machen.

Um diese Zeit kaufte ich mir ein Velo und lernte das Velofahren. Ein Velo ist ein Fahrzeug mit zwei gleichgrossen, hintereinander stehenden Rädern von ca 70 cm Durchmesser, deren Gerippe aus dünnem Stahl und die Reifen aus Gummischläuchen, die mit Luft satt aufgepumpt werden, bestehen. Auf die beiden Räder aufgebaut sind ein Sitz und die Lenkstange. Das Fahrzeug wird durch Treten mit den Füßen bewegt und es kann damit infolge seines leichten Baus und seines leichten Gangs auf Gummi Zugschwwindigkeit erreicht werden, sodass ein Renner, wenn es sein muss, die Wegstunde auf einer Bahn in 10 Minuten und weniger durchheilt. Da das Velo frei nur aufrecht bleibt, wenn es im Laufe und richtig geführt ist, so geht das Fahrenlernen ohne Stürze nicht wohl ab; sobald man aber das richtige Balancieren gelernt hat, ist das Fahren nicht mehr schwer und sehr vergnüglich.

Für meine zahlreichen Fahrten nach Muttenz war mir das Velo fortan sehr bequem, indem damit die Abhängigkeit von den Zügen bei gutem Wetter aufhörte. (bei nassem oder kaltem Wetter fährt man gewöhnlich nicht Velo). Meinen Hinweg nach Muttenz nahm ich von der Solothurnerstrasse aus meist am Dreispitz vorbei durch Neuenwelt und über den dortigen hölzernen Birssteg, und den Rückweg über Schänzli - St. Jakob - Walkeweg - Dreispitz. Es gab in der Folge manche Heimfahrt zu später Nachtstunde durch die stille Landschaft, bei Finsternis oder bei Mondschein.

Eben brach der Frühling heran, als ich das Velo regelmässig benützte. Auf der Heimfahrt genoss ich den Gesang der Nachtigallen, die sich im Bachgesträuch oberhalb dem Schänzli und

im Gehölz an der Birs hören liessen. Oftmals zwangen mich die lieblichen Lieder, die weithin in die stille Nacht tönnten zum Absteigen und zu ruhigem Lauschen. Da ward mir jedesmal warm ums Herz. Ich sehnte mich nach der Stunde, in der auch ich mit einem geliebten Mädchen den Lebensfrühling genissen konnte. Dieses Sehnen wurde deshalb jetzt in mir besonders mächtig, weil ich seit Frieds Verlobung immer mehr auf mich allein angewiesen war.

Meine Stellung den Mädchen gegenüber hatte sich indessen nicht verändert. Ich machte mich mit ihnen ebenso gerne lustig wie jeder andere Jüngling, nur wollte ich neutral bleiben bis die gewichtige Voraussetzung einer Verbindung, das viel begehrte Auskommen, gegeben war. Das Warten darauf kostete natürlich auch mich schwere Kämpfe gegen die Leidenschaft, die ich gottlob siegreich durchfocht. Vor allem lief ich nicht jedem Mädchen nach und hatte nie etwas zu thun mit zweifelhaften Frauenzimmern. Meine Zurückhaltung hatte zur Folge, dass ich bei meinen Altersgenossinnen als geheimer Weiberfeind angesehen wurde. Trotzdem wurde ich lebhaft gefoppt mit sogenannten Schundkarten, die mir anonym zugesandt wurden. Angriffspunkt bildete zunächst der Umstand, dass ich mich als Jüngling sauber kleidete. Dass ich dabei jede Auffälligkeit vermied, half nichts, ich wurde mit Gigerl verglichen: "bevor es noch die Gigerl gab, warst du bereits schon einer" hiess es auf einer Karte mit entsprechendem Bild.

Andere Darstellungen zielten auf mein Selbstbewusstsein. So stand auf einer Karte, auf der zwei Mädchen einem Herrchen lange Nasen machen, zu lesen:

Du hältst unwiderstehlich dich
und thust so aufgeblasen,
doch findet man dich nur lächerlich
und macht dir lange Nasen.

Ferner wurde ich neben einem Heiratsgesuch mit Glatze und Augenglas illustriert, wobei geschrieben stand: "Herr, sehr distinguiert, mitte der besten Mannesjahre, vorurteilsfrei, sucht auf diesem Wege eine Lebensgefährtin. Auf Vergangenheit (wenn auch Kind) wird nicht gesehen, nur auf grösseres Vermögen.

Gute Behandlung zugesichert?"

Der Schlusssatz mit Fragezeichen war von Hand hinzugefügt, und war eine Anspielung auf mein derbes Wesen.

Auf einer anderen Karte wurde mir vorgehalten,

Mein Herz das sei ein Bienenhaus
und die Mädchen darin die Bienen;
sie fliegen ein, sie fliegen aus
so wie es ist im Bienenhaus.

von Hand geschrieben stand darunter: "d'wält isch doch schön, wenn me so viel Schätzli het. Für was do au ne Frau?"

Weiters wurde ich im Verein mit leichtfüssigen Tänzerinnen dargestellt; dazu war von Hand geschrieben: "Ich liebe die Veränderung, oh wenn ich nur der Sultan wär!"

Auf diese Weise wurde mir mit Schundkarten zugesetzt. Man sieht daraus, wie es, natürlich meist unter jungen Leuten, Übung war, aus dem versteckten Pfeile abzusenden. Schuld an dieser Übung war hauptsächlich die Schundkartenindustrie, die für alle denkbaren Fälle Karten fabrizierte und sie überall feil bot. Am Schundkartenschicken hatten etwa auch ältere Leute Vergnügen. Ich selbst hatte nur einmal eine solche Karte versandt mit welchem Erfolg, das habe ich früher erzählt.

In Bezug auf die an mir geübte Kritik muss ich bemerken,

dass es für einen Jüngling in einem Dorf keine leichte Sache ist, das Verhältnis zu einem Mädchen so zu regeln, dass es ohne abfällige Kritik hindurchkommt. Heiratet einer früh, so lächelt man darüber und sagt, er hätte wohl noch warten können, bis er trocken hinter den Ohren gewesen wäre. Hält sich einer von Jugend auf an ein Mädchen, das er mag, und geht mit ihm so lange, bis er in fernen Jahren die Mittel zum Heiraten findet, so sagt man von den zweien, sie seien das ewige Brautpaar. Lässt sich einer mehrere Male bei Vergnügungsanlässen mit einem und demselben Mädchen sehen und geht nachher mit einem andern, so heisst es, er sei ein schlechter Kerl, er habe das erste Mädchen zum Narren gehabt. Will er das vermeiden und bei keinem Mädchen Hoffnung erwecken, indem er unter ihnen abwechselt, so kommt er in den Ruf, ein Windbeutel zu sein. Tut schliesslich einer all dem aus dem Wege gehen, dadurch, dass er, wie das auf dem Lande noch häufig vorkommt, bei öffentlichen Anlässen nie ein Mädchen zu sich nimmt sondern für sich allein bleibt und sein Glas Wein und seine Bratwurst allein geniesst, so ist der Jammer noch grösser; er wird von den Leuten darüber gescholten, mit dem Burschen sei nichts mehr los, früher sei das anders gewesen, da hätten sie sich mit den Mädchen noch lustig gemacht, ohne gerade ans Heiraten zu denken, heute reue sie der Batzen, undso weiter.

Gegen den Sommer hin folgte ich einer Einladung nach Seigneux und machte dort wieder einen Besuch. Vater Cachin holte mich mit Ross und Wagen an der Station Romont ab. Wir wählten den steileren aber kürzeren Weg über Cerniaz. In scharfem Trab durchfuhren wir dieses Dörflein, sodass ich kaum Zeit hatte, das Schulhaus zu betrachten. Dennoch gewährte ich an dessen Fenster nur schwach sichtbar, die Lehrersfrau Lucie. Sie stand aufrecht hinter den Vorhängen und sah uns vorbeifahren. So wie ich das Bedürfnis hatte, nach ihr auszuschauen, muss sie das Verlangen gehabt haben, mich zu sehen. Cachin hatte sie infolge der Aufmerksamkeit auf Pferd und Wagen offenbar nicht bemerkt, wenigstens sagte er nichts, und ich sagte auch nichts. Indessen hatten wir bereit vorher von Lucie gesprochen. Viel war nicht zu sagen gewesen. Sie war jetzt einem anderen getraut und verpflichtet, sich diesem und der Faillie zu widmen, sodass es, wie Papa Cachin zutreffend sagte, richtig sei, sich gegenseitig darein zu finden.

Später erst erfuhr ich, dass dieser mein Besuch in Seigneux Lucie grosse Betrübniß bereitet hatte. Tags vor meiner Ankunft hatte sie unterwegs auf dem Weg zwischen Henniez und Cerniaz einen Augenblick mit einem Bewohner des Nebenhofes "en Coichet" gesprochen. Dabei hatte ihr jener erzählt, dass ich morgen auf Besuch komme und wahrscheinlich auch das, dass ich in eine gute Stelle vorgerückt sei. Hierauf habe Lucie mit verstörtem Gesicht Abschied genommen, sei, statt heim nach Cerniaz, hinüber nach Seigneux zu ihrer Mutter gegangen und habe dort geweint und geklagt, sie - die Mutter - hätte sie in die Heirat mit Nicole gedrängt und jetzt zeige es sich, dass das Warten auf mich, wie sie es habe thun wollen, nicht vergeblich gewesen wäre. Dagegen habe sich Frau Paccaud nicht zu wehren vermocht. Sogleich sei sie zu Cachins geeilt und habe diesen bittere Vorwürfe darüber gemacht, dass sie mich eingeladen hätten wieder nach

Seigneux zu kommen.

Dieser Schritt der Frau Paccaud war natürlich der Ausfluss einer augenblicklichen Stimmung und Verlegenheit und nur dazu geeignet gewesen, sie bloss zu stellen. Nach dem Gerede der Leute war der Grund, warum sie die Verheiratung Lucies mit Lehrer Nicole betrieben hatte, der: Bei irgend einer Gelegenheit in Signeux, als vom Trachten nach reichen Frauen die Rede war, hatte ich, ich weiss nicht zu wem, bemerkt, dass ich nicht durchaus auf eine reiche Frau schaue, dagegen wünschte ich, dass meine Zukünftige eine komplette Aussteuer in die Ehe brächte, damit das, was ich erspare, nicht angetastet werden müsste, sondern meiner Familie als Reservefonds verbleiben könnte. Diese Aeusserung war Frau Paccaud zu Ohren gekommen. Nun ist es in der Waadt, was ich gar nicht gewusst hatte, Sitte, dass nicht die Braut, sondern der Bräutigam in der Hauptsache die Aussteuer beschafft. Meine Anspüche an meine Zukünftige waren daher Frau Paccaud nicht genehm gewesen. Sie war bereits eine alte Frau und mochte von dem Besitz, mit dem sie ihr Leben zu fristen gedachte, nichts abtreten. Da war die Sache mit Nicole günstiger, der war Witwer und hatte bereits alles, was zur Haushaltung nötig war; Lucie konnte da nur eintreten, sie brauchte sonst nichts mitzubringen.

Am 13. 14. und 15. Juli fand in Basel eine grossartige Feier zur Erinnerung an den vor 400 Jahren erfolgten Eintritt Basels in den Schweizerbund statt.

Der Empfang der eidgenössischen Abgeordneten zu dieser Bundesfeier erfolgte zunächst in Liestal durch die Basellandschaftlichen Behörden. Hier sangen die Männerchöre von Liestal Birsfelden, Binningen, Arlesheim, Sissach, Reigoldwil und Muttenz im Verein mit einem Töchternchor von Liestal und Umgebung den Begrüssungsgesang. Ich machte als Mitglied des Männerchors Muttenz mit.

Am folgenden Tag besuchte ich die Aufführung des Festspiels in Basel. Die Bühne war am Fusse des Margarethenhügels aufgestellt, während die Sitze für die Zuschauer am Hügel empor bis nahe an das Kirchlein angeordnet waren, sodass sich Bühne und Zuschauerraum in ganz vortrefflichem Verhältnis zueinander befanden. Als ich hin kam, waren zwei Mädchen von Muttenz, Saly Jauslin, die Schwester Frieds und Lina Pfirter Spezierers da, die längst vergeblich versucht hatten, an die Kasse vorzudringen. Das Gedränge war aber derart, dass sie die Hoffnung aufgegeben hatten, Eintrittbillette zu bekommen. Mir gelang es jedoch, für sie und für mich Billete zu beschaffen, sodass wir dann gemeinsam das Festspiel genossen. Nachher nahm ich die beiden mit zum Nachtessen im Gundeldingerkasino und begleitete sie darauf zu Fuss heim nach Muttenz.

Auf dem Dreispitz sah ich bald, dass mit Pferden zur Besorgung der Rangiergeschäfte nicht auszukommen sei und dass notwendigerweise an die Einführung des Lokomotivbetriebes gegangen werden müsse. Kaum vier Monate nach Betriebseröffnung legte ich Herrn Reg. Rat Speiser einen ausführlichen Bericht hierüber vor, und beantragte ihm, der Anschaffung einer Lokomotive für Dampfkraft, über deren Ankauf und Betrieb ich eine Kostenberechnung gab, sowie der Anstellung eines Lokomotivführers seine Zustimmung erteilen zu wollen. Ich wollte eine neue, eigens für unsere Zwecke konstruierte Dampfmaschine.

Herr Speiser zögerte anfangs mit seiner Einwilligung, ward aber bald von der Notwendigkeit der Maschine überzeugt und genehmigte hierauf den Vertrag mit der Lokomotivfabrik Winterthur betreffend den Bau derselben zum wohlfeilen Preis von Fr. 20'000.

Mit Rücksicht auf die mit der Centralbahn-Verwaltung betr. den Dreispitzbetrieb schwebenden zahlreichen Differenzen unternahm ich eine Reise nach Zürich, wo die Nordostbahn unter Mitwirkung der Stadt Zürich eine grosse Industriegeleise-Anlage errichtet hatte, um an dem dortigen Betrieb meine Stellungnahme zu den einzelnen Differenzpunkten zu prüfen. Ausserdem studierte ich andere Verbindungsgeleiseverhältnisse und gewann dabei die Ueberzeugung, dass ich für meine Verwaltung in allen wesentlichen Punkten auf dem rechten Wege war.

Im Laufe des Jahres wurde nämlich der Kampf mit der Bahn ziemlich heftig. Der Hauptstreit drehte sich um die Fristen für die Ueberlassung der Eisenbahnwagen und die Art ihrer Berechnung mit Rücksicht auf die Zoll- und verschiedenen örtlichen Verhältnisse, sowie um die Arten und Gewichtsmengen der Güter, die die Bahn verpflichtet war zu übergeben und zu übernehmen, und ferner um gewisse Gebühren und Hindernisse in der Auslieferung der Wagen, die die Bahn uns gegenüber aufgestellt hatte. Ausserdem war Streit entstanden über das Eigenthumsrecht an unserem Verbindungsgeleise Wolfbahnhof - Dreispitz, an das die Bahn einen Beitrag geleistet hatte. Von Kleinigkeiten will ich schweigen. In allen Punkten hatte ich den mir richtig erscheinenden Standpunkt eingenommen und dabei verharret, vertrauend auf mein Rechtsgefühl und auf den Erfolg der Geduld. Freilich nahm die Sache nichts weniger als ruhigen Verlauf, denn aus den zahlreichen Differenzen entstanden beidseitig zahlreiche Korrespondenzen, meinerseits hauptsächlich Abweisungen von Forderungen. Hieraus resultierten wiederum Nadelstiche und da und dort neue Anstände seitens der Bahn, oft in der Form von unverständlichen Chikanen. "Hat der Staat den Dreispitz durchaus machen wollen, so lasst ihn jetzt zappeln damit." Das war die von Herrn Flury den untern Bahnorganen uns gegenüber ausgegebene Losung. Und damit sich nicht etwa der Verwalter der Dreispitzunternehmung mit dieser oder jener Bahnhofstelle in irgend einem Punkte verständigen könne, hatte Herr Direktor Flury den in Betracht fallenden Stellen, wie früher erwähnt, den Auftrag zugehen lassen, sich mit dem Verwalter in keinerlei Abmachungen einzulassen, sondern ihn mit allen Anliegen an die Direktion zu verweisen. Für den Bahnhofvorstand Stutz waren diese ziemlich deutlichen Weisungen von oben, dem Dreispitzgeschäft Schwierigkeiten zu machen, sehr bekömmlich; an der guten Ausführung liess er es nicht fehlen.

Bei all dem hatte ich oft schweren Kampf mit mir selbst, um mich nicht zu heftigen Antworten an die Bahnbehörde hinreissen

zu lassen, die der Sache und mir selbst hätten Schaden können. Wahrte ich auch die Form, so blieb ich besagter Behörde doch gründlich Antworten nicht schuldig, und vor allem nicht, wo ich in ihrem Vorgehen Blößen entdeckte, wirksame Gegenschläge, die sie verblüfften. Da es indessen den Herren Flury und Stutz nicht um Beseitigung sondern um Aufrechterhaltung dser Schwierigkeiten uns gegenüber zu thun war, so dauerten die Streitverhältnisse weiter. Dabei war aber bei den beiden Herren keinerlei Aussicht vorhanden, mich in irgend einem Streitpunkte auf die Dauer unterzubringen, dank dem guten Rückhalt den ich an Herrn Regierungsrat Speiser hatte.

Während ich bis dahin die Mahlzeiten in der Hauptsache in der Kantine für Bahnbeamte und etwa auch in Restaurationen eingenommen hatte, nahm ich sie von nun an bei meiner Logisgeberin Frau Grosshans, welche früher Köchin gewesen war. Für drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittag- und Nachtessen musste ich an Frau Grosshans Fr. 1.80 pro Tag bezahlen. Das Zimmer (möbliert) kostete Fr. 18.- pro Monat. Die Familie Grosshans bestand aus Mann (Orgelschreiner-geselle), Frau und zwei kleinen Mädchen namens Martha und Helene. Da ich in jeder Beziehung gut gehalten wurde, gab ich zum Kost- und Logisgeld jeden Monat ein angemessenes Trinkgeld als Anerkennung.

Mit dem Austritt aus dem Eisenbahndienst war ich wieder Militärdienstpflichtig geworden. Schon im März hatte ich im Zeughaus in Liestal meine Uniform und Waffen wieder gefasst. Nachdem ich meinen früheren Truppenteil, dem Landschäftler Bataillon 52 IIIte Kompagnie, einverleibt worden war. Nun musste ich am 2. September mit meinem Bateillon zu einer 18 tägigen Truppenübung einrücken. Die Besammlung des Bataillons erfolgte in Liestal unter Major Vischer von Basel. Meine Kompagnie bekam als Führer Oberleutnant Schaub aus Sissach. Sogleich nach Sammlung und Inspektion gings per Extrazug nach Zofingen und zu Fuss ins Vorkurskantonement nach Langnau (Kt. Luzern). Die Bataillone 53 und 54 unseres Regiments (jenes bestehend aus Soldaten aus Baselland und diese aus Soldaten aus Baselstadt) kamen nach Dagmarsellen und Reiden. Wie genohnt begann man mit der Soldatenschule und ging dann über zu Uebungen in Zügen, Kompagnie und Bataillon. Hierauf folgten die Uebungen Regiment gegen Regiment und Brigade gegen Brigade. Unser Regimentskommandeur war Oberstleutnant Marti (ein Bruder des gewesenen Pfarrers in MuttENZ), und der Brigadekommandeur Oberst Isaak Iselin, Regierungsrat in Basel. Das zweite Regiment der Brigade Iselin bestand aus den drei Solothurner Bataillonen 49 50 und 51. Diese Brigade gehörte zur 4ten Armeedivision, damals unter Oberstdivisionär Scherz, zu der Aargau die ganze zweite Infanteriebrigade, nämlich die Bataillone 55 - 60 stellte. Mit den Regimentsübungen begann auch das Los, bereits jeden Abend in einer anderen Ortschaft zu übernachten, indem die Truppen von Tag zu Tag in Gefechtsübungen sich weiter bewegten. Für den Soldaten brachte das zwar keine grösseren Unzukömmlichkeiten, war es doch für ihn so ziemlich gleichgültig, in welcher Scheune er auf einer Welle Stroh schlief. Nach Langnau verbrachte unser Bataillon in Grossdietwil und die folgenden zwei in Aeschi westlich von Herzogenbuchsee. Den nächsten Abend bezogen wir, die Brigade Iselin, zirka 6000 Mann Bivouak ohne Zelte draussen auf freiem Felde bei Röthenbach unweit dem Städtchen Wangen a. Aare.

Stroh wurde herbeigeschafft, damit wir nicht auf die feuchte Erde liegen mussten. Vor der Schlafenszeit entwickelte sich ein äusserst fröhliches, weithin hörbares Lagerleben. Wein, Bier und Esswaren wurden zugeführt, es war ein milder Sommerabend. Man sang und trank und entschädigte sich damit für die am Tag durchgemachten Strapazen. Etwa um zwei Uhr morgens, als wir noch in tiefem Schlaf lagen, brach dann ein schweres Gewitter über uns herein und durchnässte uns. Ich und natürlich die anderen Soldaten auch waren derart ermüdet, dass wir trotz Blitz und Donner erst erwachten, als uns der Regen über die Gesichter herabfloss. Glücklicherweise wurden wir vor Tagesanbruch von feindlichen Truppen angefallen, sodass wir bei Zeiten unser nasses Lager verlassen und uns in der Gefechtsbewegung wieder trocknen konnten.

Am folgenden Tag begannen die Uebungen Division gegen Division, (eine Division war einschliesslich der Artillerie, Kavallerie und sonstigen Spezialtruppen zirka 15'000 Mann stark). Für diese Uebung wurde ich zu Kundschaftsdiensten ausgezogen. Wenn ich mich recht erinnere, musste jedes Bataillon zwei Mann dazu stellen, sodass wir etwa 30 Mann unter einem Leutnant waren und dem Divisionstab zugeteilt wurden. Unsere Aufgabe bestand darin,

uns an den Feind heranzuschleichen, dessen Aufmarsch in Stärke auszukundschaften und zu berichten sowie etwaige Depechenträger abzufangen. Um uns schnellfüssig zu machen, wurden uns die Tornister abgenommen. Auf diese Weise durchstreiften wir die Gegend und verübten mehr oder weniger grosse Heldentaten. Wir übernachteten jeweils im Quartier des Divisionsstabes, dreimal in Wangen an der Aare und einmal in einem Nebenhofe. Für die letzten Tage der Divisionsmanöver erhielten wir den Auftrag, vor Tag eine feindliche Artillerieabteilung in Heinrichswil im Lager zu überfallen, dann zu flüchten und sich jeder zu seinem Bataillon zurück zu begeben. Schon um 1 Uhr morgens machten wir uns bei finsterner Nacht auf den Weg und kamen unentdeckt an den Vorposten vorbei in das vom Feinde besetzte Gebiet hinein. Dass wir so glatt hindurchkamen, hatten wir dem äusserst vorsichtigen und geräuschlosen Vorgehen und hauptsächlich der Findigkeit unseres Führers, einem Solothurner Leutnant zu verdanken. Unbehelligt erreichten wir Heinrichswil. Hier schlichen wir uns unter dem Schutze der immer noch herrschenden Dunkelheit an die eben zum Aufbruch rüstenden Batterien heran und überschütteten Mannschaft und Pferde mit einem mörderischen Schnellfeuer. Wie verabredet stoben wir darauf nach allen Winden auseinander, um einzeln aus dem feindlichen Gebiet hinauszukommen. Einige gerieten in Gefangenschaft. Mit einem Freunde flüchtete ich rückwärts bis wir uns sicher glaubten. Wir fanden Unterschlupf in einem Gehöft, in dem wir Licht erblickt hatten. Nach Gefechtsabbruch um die Mittagszeit machten wir uns auf die Suche nach unseren Truppenkörpern. Nach langem Fragen und Marschierens traf ich abends mein Bataillon 52 in Burgdorf; es war Samstag. Anderntags, am Betttag, hatten vormittags alle Regimente Feldgottesdienst und nachmittags frei. Montags und Dienstags fanden die Armeekorpsmanöver (2 Divisionen gegen ein verstärkte dritte) in der Gegend von Rapperswil-Grossaffoltern-Schüpfen statt. Am Mittwoch sollte die Armeeinspektion durch den Vorsteher des eidgen. Militärdepartementes, Bundesrat Müller, stattfinden, ebenso das Defilieren vor diesem, allein starker Regenfall hatte das Terrain aufgeweicht, sodass auf beides verzichtet werden musste.

Von Zollikofen führte uns dann ein Extrazug heim nach Liestal zur Entlassung.

Gerne legt man nach absolviertem Dienst die militärische Ausrüstung bei Seite. Unser Militärdienst ist meist sehr strapaziös, zunächst wegen der verhältnismässig kurzen Dienstzeit, die zu eiliger Abwicklung des Uebungsprogramms zwingt, und dann ganz besonders wegen der schweren Bepackung des Soldaten (Infanteristen). Mit Recht warnt der berühmte Reiseführer Baedeker davor, auf Fusstouren mehr als das allernötigste nachzutragen indem er sagt: "Man mache sich keine Illusionen, auf die Länge wird auch der leichteste Sack lästig."

Um diese Wahrheit haben sich die Militärbehörden bis jetzt zu wenig gekümmert, denn die feldmässige Ausrüstung der Infanteristen wiegt nicht bloss 10 Pfunde, wie etwa ein Reisesack sondern sage und schreibe 60 Pfund oder 30 Kilogramm. Mit dieser Last am Buckel soll der Soldat herumrennen, den Feind überwältigen und das Vaterland retten. Es ist lächerlich. Was würden die alten Schweizer sagen, wenn sie die heutige Bepackung der Streiter sähen? Müsste man auf grosse Distanzen Güter befördern, so könnte man dem einzelnen Mann durchschnittlich nicht mehr aufbürden. Daher ist es klar, der Soldat mit der gegenwärtigen Ausrüstung ein Lastträger und so schwerfällig als möglich ist. In der Tat muss auf Militärmärschen nach Vorschrift in der Regel alle 50 Minuten ein Halt von 10 Minuten gemacht werden, damit die Soldaten ihre Last ablegen und ausruhen können. Trotzdem sinken an heissen Tagen viele Leute unter der Last zusammen und können nicht mehr weiter. Allseits ist man durchaus davon überzeugt, und die letzten Kriege haben es treffend gezeigt, dass der Soldat leichtfüssig und beweglich sein soll und doch fährt man fort, ihm den schweren, zum guten Teil entbehrlichen Hausrat anzuhängen. Hierin erblicke ich eine der grössten in der Republick zur Zeit bestehenden Dummheiten und Gedankenlosigkeiten.

Da ich geschäftlich gewohnt war, zu dirigieren und zu leiten, wurmte es mich tief, beim Militär Gemeiner sein und bleiben zu müssen. Gerne hätte ich jetzt noch, im 26sten Altersjahr, die Offiziersschule gemacht, allein ich durfte unmöglich das Dreispitzgeschäft in der Organisationsperiode auf längere Zeit im Stich lassen, um militärisch vorwärts zu kommen. So musste ich mich in die Rangstufe des gemeinen Soldaten fügen, so schwer es mir fiel.

Um für den Fall der Gründung eines eigenen Hausstandes für die Angehörigen eine Notreserve zu schaffen, ging ich eine Lebensversicherung im Betrage von Fr. 5'000.- ein.

Im Oktober ging mich Fritz Schorr, der Rössliwirt in Muttenz um Gevatterschaft für sein langersehntes Söhnlein an, die ich natürlich nicht abschlug. Die Taufe fand an einem Werktag daheim im Rössli statt. Neben mir waren Taufzeugen Dr. Hübscher, der Ortsarzt in Muttenz, und Frau Baumann, eine Schwester von Fritz. Nach der Taufhandlung machten wir eine gemütliche Wagenfahrt ins Bad Schauenburg und hatten abends ein sehr fröhliches Festessen daheim, bei dem mit guten und seltenen Speisen nich gekargt wurde. Wir tranken unter anderem eine Flasche Muttenzer aus dem Jahre 1865, dem besten Weinjahr des vorigen Jahrhunderts. Dieser Wein, die einzige Flasche noch von 65 im Rösslikeller, war altrershalber ölig und entbehrte natürlich des frischen Geschmaks; es war bloss noch eine Kuriosi-

tät.

In diese Zeit fiel der Tod meines treuen Netti. Er war alt und bissig geworden, hatte mehrmals Passanten angefallen und dabei auch Kleider zerrissen und lief, da er daheim keinen Meister hatte, viel von zu Hause fort, sodass meine Stiefmutter seiner übertrüssig geworden war. Ich hätte ihn gerne nach Basel genommen, jedoch auf meiner Junggesellenbude war für ihn nicht Platz und auf dem Dreispitz hätte ich ihn anbinden müssen, was er in seinem Leben nie gewesen war. Ich bat daher die Mutter, Netti weiter zu behalten und anerbte mich, mich mit ihr in die Hundesteuer zu teilen und etwaigen Schaden, den er anrichten sollte, weiter zu übernehmen. Einige Zeit darauf liess die Mutter ohne mir etwas zu sagen, Netti erschiessen. Derselbe war zwar nicht mein Eigentum gewesen, er hatte von jungem auf zum Haus in Muttenz gehört, wie wir beide aber zueinander gestanden, hatte man zu Hause mehr als genug gewusst. Ueber das Erschiessen des Tieres ohne mein Einverständnis war ich daher tief empört.

Neujahr 1902. Hans Meier Sekretär der Staatskassenverwaltung, ein ehemaliger Basler Schulkamerad, verriet mir vorher, dass auf diesen Zeitpunkt meine Jahresbesoldung um Fr. 600.- erhöht werde. Diese Mitteilung quittierte ich mit dem freudigen Ausruf: "Donnerwetter!"

Das war flott. Kaum 11 Monate war ich im Staatsdienst und erhielt schon und auf einmal diese beträchtliche Besserstellung. Dieselbe freute mich umso mehr, als ich sie von dem sparsamen Herrn Speiser erhielt. Dieser hatte diese ausserordentliche Gehaltserhöhung beim Gesamteregierungsrat damit begründet, dass die Anforderungen an meine Stelle grösser seien, als man bei deren Schaffung angenommen habe.

Damit stieg meine Jahresbesoldung auf Fr. 3'000.-. Etwas über Fr. 100.- jährlich gingen mir noch an Zinsen aus meinen Ersparnissen ein, sodass ich nun der Mittel halber vor dem Freien nicht mehr zurückschrecken brauchte. Darüber war ich froh, denn der ledige Stand war mir jetzt verleidet. "Brautglocken sind der Freundschaft Sterbeglocken" hatte die Erfahrung einigermassen auch mich gelehrt. Meine verheirateten Freunde Willy und Traugi, sowie der verlobte Fried waren nach und nach für mich immer weniger mehr zu haben gewesen, sodass ich in letzter Zeit meist auf mich allein angewiesen war. Nicht einmal Netti stand mir zu meinen Spaziergängen mehr zur Verfügung. Daneben war ich vater- und mutterlos und in allen meinen Bedürfnissen auf fremde Leute angewiesen. Daher fing ich jetzt an, ernsthaft an die Wahl einer Lebensgefährtin und an die Gründung eines eigenen Hausstandes zu denken. Alle guten Voraussetzungen dazu, Alter, Gesundheit und Auskommen waren gegeben, sodass ich mich ohne Bedenken an die Hauptsache, d.h. an die Wahl eines Mädchens machen konnte.

Ich kannte in Muttenz und Umgebung viele Mädchen, von denen ich annehmen konnte, dass sie mir keinen Korb gäben und die mir äusserlich gefielen. Allein Wahl ist Qual, besonders wenn es sich um die Wahl der Lebensgefährtin handelt, von der in hohem Masse das Schicksal des Mannes bestimmt wird: Ich befand mich leider nicht mehr in dem Falle, ein Mädchen heimführen zu können, das ich von Jugend auf geliebt und mit dem ich so und so viele Male vertraulich an der Gartenhecke gestanden

hatte, dessen Charakter und Wirken ich von Grund auf kannte und dessen Herzen mit dem meinigen längst eins war. Von den noch ledigen Mädchen, die mir von Jugend auf bekannt waren, konnte ich mich für keines erwärmen. Da war zum Beispiel Saly Jauslin, die Schwester meines Freundes und künftigen Schwagers Fried, welche bis dahin eifrige Anstrengungen gemacht hatte, mich in ihren Bann zu bekommen. Sie war ein Jahr älter als ich, ein hübsches und gewandtes Mädchen, aber im Gegensatz zu ihrem bescheidenen Bruder Fried, von hochtrabendem Wesen. Da ich viel in ihr Haus gekommen war, war ich oft mit ihr zusammen gewesen, besonders weil sie es verstanden hatte, zum Zusammensein mit mir Gelegenheit zu suchen und zu geben. Gewiss war ihre Neigung zu mir redlich gewesen, indessen hatten in mir herzliche Gefühle für sie nicht aufzukommen vermocht. Es fehlte Saly an Anmut. Ihrem Charakter nach konnte ich annehmen, dass sie mich kaum angeschaut hätte, wenn ich ein armer Teufel gewesen wäre und dass sie als Ehefrau nichts weniger als bescheiden und nachgiebig geworden wäre. Aus blosser Rücksicht auf meine Beziehungen zu ihrer Familie mochte ich Saly nicht nehmen, obschon es mir klar war, dass mein Abstrahieren von ihr, ihre Angehörigen verstimmen würde.

So richtete sich mein Augenmerk jetzt auf die jüngere Generation, das heisst auf die für mich mehr unbeschriebenen Blätter. Es war mein Wunsch, womöglich um eine Muttenser Tochter zu werben. Das hatte den Vorteil, dass nicht jeder Teil über die Verhältnisse des anderen Informationen eizuziehen brauchte. Auf eine Geldheirat spekulierte ich nicht. Es war auch keine Gefahr vorhanden, in Muttens eine solche einzugehen, weil es da an reichen Leuten überhaupt mangelte. Jedes Mädchen, das für meine Wahl in Betracht kommen konnte, schaute ich hauptsächlich vom Gesichtspunkt zweier Fragen an. Erstens: bist Du mir äusserlich und seelisch sympatisch? und zweitens: was machst du für ein Figur hinter dem Kochherd und den häuslichen Arbeiten?

Seit einiger Zeit schon stack mir zwei Muttenser Mädchen im Sinn, die ich beide zu erwähnen bereits Gelegenheit hatte: Lina Pfirter, Tochter von Emanuel Pfirter-Ramstein Spezierer, und Luise Pfirter, Tochter von Georg Pfirter-Hammel Landwirt und Geschäftsmann. Die beiden Familien waren nicht oder doch bloss sehr weitläufig mit einander verwandt.

Lina Pfirter war damals zirka 19 Jahre alt, mittelgross, stark gebaut mit rundem Gesicht, braunen Augen und dito Haaren. Sie hatte die Schule in Muttens sowie die Sekundarschule in Basel besucht und ein Jahr in einem Pensionat in Yverdon zugebracht. Im Auftreten und Benehmen war sie einfach und ruhig, weshalb sie so ziemlich allgemein beliebt war. Beide Eltern lebten noch; ausserdem besass sie einen jüngeren Bruder, der studierte und eine jüngere Schwester. Mit ihrem Vater stand ich vom Männerchor her auf "Du". Lina Pfirter war mir sehr sympatisch, besonders weil sie ein tiefes Gemüt hatte- Sie sang schön und war gern dabei, wo man fröhlich war. Wenn ich in ihren Laden kam, um Cigarren zu kaufen oder wenn ich ihr sonst begegnete, überfiel sie eine hohe Errötung. Das war nicht nur mir aufgefallen, sondern auch ihren Angehörigen und Kolleginnen und war von daher bekannt geworden. Ich konnte also sicher sein, dass sie mich gerne sah. Daraus und aus dem freundlichen Verhalten ihrer Eltern mir und meinen Angehörigen gegenüber war zu schliessen, dass meine Werbung um Lina bei Pfirters gut aufgenommen würde.

Das andere Mädchen, Louise Pfirter, war damals 18 Jahre alt, von sehr hohem, gut proportioniertem Wuchs, mit ovalem Gesicht, gerader Nase, grossen schwarzbraunen Augen und gleichfarbigen prächtigen Haaren. Das ganze war eine imponierende Mädchenerscheinung. Schon als Schulmädchen war Louise vermöge ihrer schönen Gestalt, ihres hübschen Gesichts und mit dem üppigen Haarzopf eine erfreuliche Erscheinung gewesen. Sie hatte ebenfalls die Schule in Muttenz sowie die Sekundarschule in Basel besucht und gleichfalls ein Jahr in einem Mädchenpensionat in der Waadt zugebracht. Ihr Inneres war für mich noch ziemlich ein Rätsel; ich hatte bis dahin sozusagen keinen Einblick in dasselbe tun können, weil Luise etwas verschlossener Natur war und bei Gesprächen meist bloss zuhörte, im Ganzen also wenig sprach. Ausser beiden Eltern und beiden Grosseltern mütterlicherseits hatte sie noch vier jüngere Geschwister, einen Bruder und 3 Schwestern. Mit ihrem Vater, Landrat Pfirter, stand ich zwar nicht auf "Du", aber doch auf sehr gutem Fuss. Darüber, wie ich mit einer definitiven Werbung um Luise, die damals in Muttenz als die bevorzugteste Parthie galt, ankommen würde, war ich im Unklaren.

Nun war ich mit mir dieser Mädchen halber im Zwiespalt, Die Stimme des Herzens wies mehr auf Lina Pfirter und die Stimme des Verstandes mehr auf Louise Pfirter.

Die erstere war nicht gerade eine Schönheit aber doch von anziehender Weiblichkeit. Diese und der Umstand, dass Lina in mich verliebt war, wirkten stark auf mich ein. Daneben war sie vom Vermögensstand aus betrachtet für den Eingeweihten eine ebenso gute, wenn nicht bessere Partie als Luise. Warum ich jetzt nicht zugriff, lag daran, dass es in der Familie Pfirter Ramstein punkto Gesundheit etwas haperte. Alle drei Kinder waren kränklich. Dazu führte die Mutter, Frau Pfirter, eine sehr breit-spurige Haushaltung, sodass anerzogene Sparsamkeit bei der Tochter nicht zu vermuten war. So fiel Lina gegenüber der Antwort auf die Frage nach Gesundheit und Eignung für die Besorgung eines bescheidenen Haushalts leider nicht in dem Masse befriedigend aus, wie ich es gewünscht hätte.

In diesem Punkte stand die Sache dagegen sehr gut bei Louise Pfirter. Ich beschloss, mich dieser zu nähern. Unabgeklärt blieb ja allerdings einstweilen das seelische Zusammenpassen. Allein Luise war gut geschult und in ihrer regelmässigen hübschen Physiognomie las ich durchaus natürliche Intelligenz, die auch bei beiden Eltern vorhanden war. Davon hoffte ich das Beste.

Am 16. Dezember, abends um 10 Uhr, als ich mich aus der Wirtschaft Pfirter auf den letzten Zug heim nach Basel begab, traf ich Luise auf dem Weg zu ihrer Grossmutter, der sie täglich abends etwas brachte, an und lud sie ohne Umschweife ein, mit mir den Neujahrstanz im Rössli zu besuchen. Mit sichtlicher Freude nahm Luise die Einladung an; worauf wir miteinander die Zeit vereinbarten, zu welcher ich sie daheim abholen sollte.

Von dieser Einladung und meinen Absichten gegenüber Luise Pfirter machte ich meinen Schwestern Mitteilung, fand aber damit bei ihnen nicht Beifall. Lina, die Lehrerin, ereiferte sich zwar nicht über die Sache, sie meinte jedoch, Luise besitze zu wenig Geist und Gemüt um zu mir zu passen. Dieses Urteil meiner geschätzten Schwester gab mir zu denken, allein ich konnte mich nicht dazu entschliessen, ihm entscheidendes Gewicht beizumessen, weil Luise, wenn ich recht berichtet war, in der Schule voran gewesen war und weil, wenn Gesundheit und guter Wille

vorhanden sind, zwei manchmal besser zusammen passen, als Fernstehende glauben. Jedenfalls fehlte mir vorläufig, ich mochte Luise betrachten und bedenken wie ich wollte, ganz die Idee, es könnte aus ihr nicht die geeignete Frau geben. Energisch wettete aber Schwester Elise, die Habamme, gegen die beabsichtigte Verbindung. Sie mochte die Familie Pfirter-Hammel nicht leiden. Gegen Pfirter selber hatte sie nichts, wohl aber gegen die Frau und deren Mutter, Frau Hammel. Diese, damals schon eine alte Frau, war nämlich neben Elise noch Hebamme. Bis dahin hatte sie neben einer inzwischen abgegangenen Hebamme in Muttenz so ziemlich die bessere Kundschaft gehabt und diese aber mit dem Einsetzen meiner Schwester, die mit moderner Schulung und guten Kenntnissen antrat, zu deren Gunsten verlieren müssen. Gegen den Verlust ihrer Kundschaft wehrte sich Frau Hammel, indem sie Familien, wo eine Geburt bevorstand besuchte bevor sie gerufen wurde und sich da in einer Weise um die Sache bekümmerte, dass die Leute sich dann fast nicht mehr getrauten, meine Schwester zu nehmen. Wo sie es für angängig fand, ersuchte Frau Hammel die Leute direkt, nicht meine Schwester, sondern sie zu rufen. Kam dagegen ein Mann daher, sie zu holen, von dem sie annahm, dass er nicht oder schlecht zahlen werde oder dessen Wohnung weit ab vom Dorf lag, so gab sie Unpässlichkeit vor und schickte ihn zu meiner Schwester, die dann natürlich gehen musste. Kein Wunder, dass diese auf Frau Hammel, Luisens Grossmutter, nicht gut zu sprechen war. Allgemein im Dorf wurden Frau Hammel, ebenso ihrem Mann und der einzigen Tochter, Frau Pfirter, Geiz und Rücksichtslosigkeit vorgeworfen. Da meine Schwester Elise davon am meisten zu spüren bekam, war ihr Protest gegen meine Verbindung mit der Familie erklärlich. Ihr gegenüber wendet ich aber ein, dass ich die Tochter, nicht die Mutter oder die Grossmutter heiraten wolle und dass jedenfalls das Haupt der Familie, Vater Pfirter ein gerader Mann und liebenswürdiger Familienvater sei, dass ferner, soviel man sehe, Luise ganz ihrem Vater gleiche und deshalb gar wohl zu guten Hoffnungen berechtigen könne. Damit blieb ich bei meinem Vorhaben.

Am 29. Dezember darauf hinterbrachte mir eine meiner Schwestern, dass Luise seit meiner Einladung zum Neujahrstanz nun selber noch sich an dem Konkurrenzkampf ihrer Grossmutter gegen meine Schwester beteiligt, das heisst in einem bestimmten Falle Elise entgegengearbeitet habe.

Damit wurde auch ich in diese dumme Konkurrenzgeschichte hineinmgezogen. Ich hatte derselben bis dahin keine grosse Bedeutung beigelegt, weil ich sie darauf zurück führte, dass das Denkvermögen bei Frau Hammel altershalber im Abnehmen begriffen war. Die Geschichte konnte meines Erachtens nicht von langer Dauer sein. An der nunmehrigen Beteiligung Luisens, die als sicher wahr erklärt wurde, kam ich aber nicht vorbei. Ich nahm an, dass, wenn Luise mir innerlich gut gesinnt und für die Einladung dankbar wäre, sie unmöglich gegen meine Nächststehenden hätte unloyal handeln können. Am 30. Dezember schrieb ich daher Luise, was ich vernommen und zog darauf gegründet meine Einladung zum Neujahrstanz zurück.

Auf das hin kam folgenden Tags, am Sylvester, Vater Pfirter zu mir nach Basel und erklärte mir namens seiner Tochter, dass alles, was man mir erzählt, völlig erdacht sei. Darauf verzichtend, kritische Ungläubigkeit an den Tag zu legen, dankte ich Herr Pfirter für seine Erklärung und sprach die Bereitwilligkeit

aus, mit Luise bezüglich Neujahr wieder ins Reine zu kommen, was jener begrüßte. Ich ging deshalb mit ihm heim nach Muttenz und verständigte mich mit Luise von neuem zum Besuch des morgigen Balls.

Dass ich bezüglich Luise mit ernstesten Gedanken umging, vermutete nun, da ich mit dieser direkt von zu Hause zu öffentlichem Tanzanlass erschien, jedermann. Während sich die Rivalen Emil Ramstein und Karl Wälterlin ruhig verhielten, tat Wilhelm Eglin, der Sohn des Gemeindepräsidenten, laut seine Eifersucht kund, und zwar sofort Luise und mir gegenüber am Ball im Rössli. (Wilhelm Eglin war ein Vetter von Luise und hatte diese vorher bereits da und dorthin mitnehmen dürfen. Zweifellos war er in sie stark verliebt.) Er kam, nachdem sich infolge Weingenusses seine zornige Stimmung gesteigert hatte, zu uns an den Tisch und fing an, vor mir stehend, mich zu foppen. Ich hörte einen Augenblick zu, stand dann aber auf und ersuchte ihn, sich von unserem Platz wegzubegeben. Dieser Aufforderung kam Eglin gar nicht schnell nach, vielmehr pralhanste er mit seiner Körperkraft der ich bei weitem nicht gewachsen sei, vorauf ich ihm entgegnete, er solle nicht zu grosse Worte machen, denn es sei nicht ausgeschlossen, dass er gegebenenfalls den Kürzeren ziehe. Polternd zog sich Eglin einigermaßen zurück, strich dann aber weiter in unserer Nähe umher und äusserte schliesslich laut, dass es in dem vollbesetzten Saal Viele hörten: "Heut gibt es noch ein Unglück." Diese Drohung auf mich beziehend, erhob ich mich spontan und wendete mich an den hinter uns sitzenden Polizeimann Bürgin mit den Worten: "Sie haben die Aeusserungen Willy Eglins gehört; für den Fall, dass es zwischen uns beiden heute Nacht zu einem Zusammenstoss kommt, rufe ich sie zum Zeugen dafür an, dass mir gedroht worden ist. Wegen Eglin gehe ich keine Minute früher heim und auf keinem anderen als auf dem geraden Weg!" Diese ausdrückliche Feststellung der ausgestossenen Drohung machte Eglin wütend. In grösster Erregung lief er von einem Lokal ins andere bis es seinen Freunden gelang, ihn zu bewegen, sich zu entfernen. Selbstredend wurde Luise und mir dieses Vorkommnis wegen die Freude am Abend beeinträchtigt, weniostens am Anfang.

Das Betragen Wilh. Eglins war jedenfalls dumm. Seine Mutter und Landrat Pfirter waren Geschwister. Er stand also mit Luise in naher Blutsverwandtschaft und war deswegen zu vorneherein kein geeigneter Bewerber um deren Hand. Eglin hatte einen verdrückten und zugleich störrischen Charakter. Er war wohl geeignet, seine Drohungen wahr zu machen, das heisst mir auf den Weg zu stehen. Ich war aber fest entschlossen, dem nicht auszuweichen, sondern Eglin, falls es sich mir gegenüberstellte, zuvorzukommen und ihn wo möglich mit raschem Angriff zu überwältigen. Glücklicherweise musste es nicht dazu kommen. Gegen den Morgen, nachdem ich mich mit meiner Tänzerin trotz dem Zwischenfalle amüsiert hatte, begleitete ich diese heim, ohne auf dem Heimweg Eglin zu treffen. (Ich war mit Luise allein auf dem Heimweg, da zufälliger Weise keiner meiner höheren Kameraden an dem Anlass teilgenommen hatte) Anderntags erzählte mir aber Luise, dass Eglin in ihrem Schopf neben dem Haus versteckt auf uns gewartet und sich dann nach meinem Weggehen davon geschlichen hätte. Also war dieser im entscheidenden Moment davon abgestanden, es auf die Tat ankommen zu lassen. Vielleicht hatte er bei mir ein Waffe vermutet; ich hatte aber keine getragen.

In den folgenden Wochen pflegte ich die mit Luise angeknüpften Beziehungen insofern, als ich oft in der Wirtschaft ihrer Eltern verkehrte, um sie zu sehen und ihr nahe zu sein. Trotz den Einwendungen meiner Schwestern nahmen meine Sympathiegefühle zu Luise stark zu. Am 7. Februar war ihr Geburtstag. Da war sie 18 Jahre alt. Während ich bis dahin eher unverfänglich mit ihr verkehrt hatte, ging ich nun ein Schrittchen weiter, indem ich ihr eine verschlossene Karte mit folgenden Zeilen zukommen liess:

"Weil morgen Dein Geburtstag ist
und Du mir wert und freundlich bist,
widm' ich Dir heut ein Verschen,
indem ich wünsch' von Herzen,
dass Du Luischen
mir weiterhin ein bischen
sei'st zugetan,
wünsch ferner,
dass alles was schön ist und gut,
erschliesse sich Dir um zu werden
im Leben Dir köstliches Gut."

Welche Aufnahme diese Zeilen fanden, darüber äusserte sich die Empfängerin nicht, weder mündlich noch schriftlich. Wahrscheinlich scheute sich Luise, etwas zu antworten. Infolge dessen wusste ich nicht recht, woran ich mit ihr war. Da ich sie selten, und dann höchstens auf einige Augenblicke allein traf, war es nicht möglich, auf vertraulicheren Fuss mit ihr zu kommen. Sie kam mir auch nicht eigentlich entgegen, was ich dem Altersunterschied zuschrieb und dem Umstand, dass ihr in der Wirtschaft von verschiedenen ansehnlichen jungen Männern, auch von solchen aus der Stadt, mehr oder weniger gehuldigt wurde, wodurch sie offenbar verwirrt war. Jedenfalls war ihr Charakter zu unentschieden, um mit 18 Jahren unter den gegebenen Umständen genau zu wissen, was sie wollte. Als ich sie einmal eines Abends vor dem Hause wieder allein traf, ventilerte ich ihr gegenüber die Frage, ob sie nicht wolle mit mir an dem samstags vor Fastnacht stattfindenden Unterhaltungsabend des Männerchors teilnehmen. Darauf antwortete sie ausweichend, sie müsse diesen Anlass wahrscheinlich in Begleitung ihres Vaters, der jedenfalls allein nicht gehen wolle, sein. Das machte mich erst recht unsicher. Ich nahm mir deshalb vor, nun Zurückhaltung zu beobachten. Zum Unterhaltungsabend des Männerchors im Rebstock nahm ich meine Schwester Mina mit; von Luise hielt ich mich dann ziemlich fern und tanzte mit ihr bloss etwa zwei Tänze, ohne dabei mehr als Gleichgültiges zu reden. Während der Fstnacht vernahm ich darauf einen Ausspruch Luisens Grossmutter, der mich vollens abkühlte. Zu einer Frau, die sie betreffs meiner Werbung um Luise interpelliert hatte, soll die Grossmutter gesagt haben, da müsse ein anderer kommen, mit anderen Worten, ich sei nicht gut genug. Gegenüber Dorfgerede war nun allerdings Vorsicht geboten, allein soviel konnte ich ruhig annehmen, dass die Begehrtheit Luisens ihrer Mutter und Grossmutter in die Köpfe gestiegen war. Offenbar waren mir diese nicht ganz grün. Denn mein Absagebrief an Luise vor Neujahr, in dem ich das Verhalten speziell des weiblichen Teils ihrer Familie gegenüber meiner Schwester beanstandet hatte war kein Kompliment gewesen. Ich stand jetzt da, ohne das schon genau zu erkennen, zwei Mächten gegenüber. Die eine bildete Vater Pfirter, der meine Werbung

um Luise warm begrüßte und uns beide zusammenführen wollte, die andere bildeten Frau Pfirter und ihre Mutter, die, als richtige Vertreterinnen ihres Geschlechts, einen grossartigen, womöglich schmiegsamen Herrn aus der Stadt lieber gesehen hätten als mich, dessen Mangel an Unterwürfigkeit ihnen zum vorneherein missfiel. Diese Stellung der Frauen fühlte ich auf Grund der Umstände heraus, nicht aber, dass Vater Pfvirter so sehr für mich eingenommen war. Daher beschloss ich, als mir der besagte Ausspruch der Grossmutter zu Ohren gekommen war, die Werbung um Luise gänzlich fallen zu lassen.

Am Fastnacht Mittwoch den 19. Februar besuchte ich den Maskenball im Rössli, den auch Luise besuchte. Ich war nicht maskiert, wohl aber sie. Sie trug ein zierliches Mädchengostüm. Infolge ihrer Grösse war sie unschwer zu erkennen. Ich tanzte keinen einzigen Tanz mit ihr, selbst nicht als sie demaskiert war. Als Zuschauer waren auch ihre Eltern im Speisesaal anwesend. Ich verhielt mich so, als ob sie mir alle fremd wären, indem ich sie mied. Nach Mitternacht, als die Gesichtsmasken allgemein abgenommen waren, lud ich dann, nachdem ich bereits mehrere Tänze mit ihr gemacht hatte, Lina Pfirter zu Tische, die mit ihrer Schwester gekommen war und wie diese eine Baselbieterin tracht trug. Ihr Vater, Emanuel Pfirter-Ramstein, begab sich bald nach Hause, als er seine Töchtern in meiner Obhut sah. Lina war gleich in überglücklicher Stimmung an meiner Seite und steckte damit natürlich auch mich an. Wir verbrachten zusammen einen gar fröhlichen Abend, was mich fast spontan wieder zu ihr hin zog. Es war das erste mal, dass ich Lina für einen Abend bei mir hatte und wenn ich mir die Stimmung vergegenwärtige, die bei mir an jenem Abend für si einschlug, so glaube ich heute noch daran, dass dieser Anlass die Einleitung geworden wäre zur definitiven Verbindung mir ihr, wenn nicht ein kleiner Umstand gewesen wäre: Die damalige Anwesenheit ihrer Schwester Emma. Diese war bei uns bis zum letzten Augenblick als ich gegen Morgen vor ihrer Wohnung neben dem Pfarrhaus Abschied nahm. Wäre ich auf dem Heimweg mit Lina allein gewesen, so hätte ich meine stürmischen Gefühle nicht zurück gehalten und wäre so offenbar mit ihr auf vertraulicheren Fuss gekommen, von dem ich mich nachher nicht mehr losgesagt hätte. Die Anwesenheit Emmas aber hielt unser Tun und Lassen in den konventionellen Schranken, sodass keiner dem Verhalten des andern eine Bedeutung für die Zukunft beimessen konnte. Kleine Ursache, grosse Wirkung. Schon zwei Tage nacher machten sich wieder andere Einflüsse geltend.

Am folgenden Samstag abend, als ich im Begriffe war, den Zug nach Muttenz zu nehmen, begegnete ich im Bahnhof Basel Landrat Pfirter, Luisens Vater. Er kam auf mich zu und sagte, dass er mit mir sprechen möchte. Da der betreffende Zug stets viele Leute führte, sodass weder im Zug noch auf dem Weg ins Dorf vertrauliche Unterhaltungh möglich war, schlug mir Pfirter vor, in Muttenz irgendwo zu einem Glase Wein einzukehren, wozu ich einwilligte. Nach Ankunft in Muttenz und nachdem wir bis dahin nur gleichgültige Dinge gesprochen, kehrten wir in der Wirtschaft Juillerat, etwas oberhalb der Station, ein. Hier begab sich Pfirter mit mir in das Nebenzimmer, das leer war, und hub an, mein Verhalten am Mittwoch im Rössli ihnen gegenüber habe deutlich erkennen lassen, dass etwas vorgefallen sei. Seine Familie hätte sich nichts zu Schulden kommen lassen, woraus

sich meine Handlungsweise erklären liesse, sodass ihrerseits angenommen werde, dass neuerdings böse Zungen tätig gewesen seien.

Ich machte darauf Pfirter Mitteilung von der Aussage über die Aussichten meiner Annäherung an Luise, welche seiner Schwiegermutter nachgeredet werde und betonte, dass mein Verhalten angesichts solcher Aeusserungen ganz natürlich gewesen sei. Ich wäre da Gefahr gelaufen, mich der Lächerlichkeit preiszugeben wenn ich bei den gegebenen Anzeichen meine Werbung fortgesetzt hätte. Dass ein Abgeblitzter meines Alters in einem Dorfe für die Spötter nicht zu sorgen brauche, wisse er wohl. Mein Verhalten am Mittwoch entspreche meinem Charakter. Die Aeusserung von Frau Hammel hätte mich selbstverständlich gekränkt und es sei mir nicht möglich gewesen, das zu verbergen, umsoweniger als ich angenommen hätte, besagte Aeusserung fusse auf einer in ihrer Familie stattgehabten Besprechung. Darauf bestritt Herr Pfirter entschieden, dass die mehrerwähnte Aeusserung von seiner Schwiegermutter getan worden und überhaupt die darin enthaltene Ansicht bei irgend jemand seiner Familie vorhanden sei. Sie alle seien einfache Leute, sagte er, und es sei lächerlich, wenn dergleichen getan werde, als ob sie für Luise einen Prinzen erwarten täten. Alles was vor Neujahr und jetzt geschwätzt worden sei, sei Verleumdung und nur deshalb geschehen, um Luise zu schaden. Im Verlaufe der Unterredung fragte ich nun Pfirter, ob er mir Luise zu geben bereit sei und wie diese sich zu mir stelle. Antwort: "Ja Du kannst sie haben, Luise würde sich freuen, wenn Du kämest; schon am Neujahr ist sie infolge Deiner Einladung übergücklich gewesen. Ich glaube auch, Du würdest gut mit ihr fahren, denn Luise ist immer folgsam und arbeitsam gewesen."

Für diese Mitteilung dankte ich Vater Pfirter mit dem beifügen, dass ich Gelegenheit suchen werde, mit Luise zu sprechen. Als wir uns trennten, war die frühere Vertraulichkeit zwischen uns beiden wieder hergestellt.

Georg Pfirter-Hammel war damals der stattlichste Bauersmann in Muttenz und derjenige, der es da aus eigener Arbeit am weitesten gebracht hatte. Er war über 6 Fuss hoch und stark gebaut, hatte ein regelmässiges Gesicht, gerade Nase, ruhige dunkelbraune Augen, schwarzen Schnurrbart und dito Haare. Seine Frau Luise Hammel, hatte er als er sozusagen mittellos war, als junges Mädchen geheiratet. Mit einem Stück Vieh hatte er dann seinen Landwirtschaftsbetrieb angefangen und es durch Fleiss und geschäftlichen Sinn nach und nach zu schönem Wohlstand gebracht. Jetzt besass er ausgedehnten Landbesitz und grossen Viehstand. Er bewohnte ein stattliches Anwesen mit Pintenschiff und öffentlicher Brückenwaage auf der rechten Backseite, ungefähr in der Mitte zwischen Gasthof zum Rössli und Kirche. Daneben betrieb Pfirter wie früher erwähnt eine Steingrube, eine kleine Kalkbrennerei und Handel mit diversen landwirtschaftlichen Produkten. Sein geschäftliches Emporkommen hatte Georg Pfirter viele Neider geschafft, wie das in einem Dorfe, wo einer weniger für sich leben kann als in einer Stadt, wohl begreiflich ist. Wie sagt doch Busch? "Kaum hat wer mal etwas, sind solche da, die ärgert das." Mir war Pfirter sehr sympatisch. Schon mein Vater hatte stets gern mit ihm verkehrt und sich lobend über seine entgegenkommende Geschäftsweise ausgesprochen. Nun hätte ich mir keinen anderen Schwiegervater gewünscht. Seine

Fürsorglichkeit, die ihm im Leben Erfolg zugetragen hatte, wendete Pfirter auch auf mein Verhältnis zu seiner Tochter an. Er sah die von mir nachgesuchte Verbindung als eine glückliche und erwünschte an und suchte sie aus den widrigen Verhältnissen hinaus zu retten, das heisst zu Stande zu bringen.

Das alte Lied von den bösen Zungen bei Liebesverhältnissen konnte nun auch ich singen. Ob die Frauen der Familie Pfirter frei zu sprechen waren von jeder gegenerischen Aeusserung, liess ich bei dem jetzigen Stand der Dinge ununtersucht. Montag, den 24. Februar schrieb ich an Luise folgendes:

Liebe Luise!

Vergangenen Samstag hat mir Dein Vater die bündige und ehrenhafte Erklärung abgegeben, dass er dem besprochenen Dorfgerede fern stehe, und dass überhaupt der Sinn derselben mit seinem Denken und demjenigen seiner Familie im Widerspruch sich befinde. Damit ist die Sache für uns abgetan.

Auf meine Anfrage hin eröffnete mir sodann der Vater, dass er gegen eine Verbindung von uns beiden keine Einwendungen zu machen habe, und gestattete mir, mit Dir hierüber zu verkehren. Nun liegt es an uns, uns über die Zukunft zu einigen, ich setze nämlich voraus, dass auch die Mutter einverstanden sei. Die Gründe, die mich zu Dir geführt haben, sind immer noch voll gültig vorhanden, nun wirst Du mich aber auch begreifen wenn ich Dir sage, dass ich kein Verhältnis unterhalten kann ohne Ziel und dass es daher für uns nötig ist, zu wissen, was wir tun wollen. Ich wollte schon gestern Abend mit Dir hierüber reden, allein die Anwesenheit der Herren Schaub und Emanuel Pfirter waren dem hinderlich und so muss ich Dich nun bitten, mir Gelegenheit zu geben, damit ich einmal ordentlich mit Dir zur Sache sprechen kann. Zeit und Ortsbestimmung überlasse ich Dir, auch ist mir jede Dir beliebige Tages- oder Abendstunde recht; ich denke mir, dass Euere Wohnung der geeignete Ort zu dieser Unterredung sei.

Luise, die Wahl einer Lebensgefährtin ist für mich der wichtigste und einschneidendste Schritt, den ich jetzt zu tun entschlossen bin. Ich kann dich versichern, dass ich mich dessen voll bewusst bin und dass bei mir lange Zeit hindurch gründliche Ueberlegung stattgefunden hat. Ich gedenke Dir bei Einigung zu sagen, welche Erwartungen ich an Dich hege und bitte Dich,

wiederum Einigung vorausgesetzt, mir gegenüber dasselbe zu tun.

Ich bitte Dich, mir entweder schriftlich zu antworten oder mir morgen Dienstag zwischen 8 und 12 Uhr Vorm. unter No. 4257 "Verwaltung auf dem Dreispitz" zu telephonieren, ich werde allein auf dem Bureau sein.

Dein

J. Iselin

Am Dienstag morgen telephonierte mir Luise (Pfirters hatten geschäftshalber eigenes Telephon daheim), dass sie nachmittags in die Frauenarbeitschule nach Basel komme und bereit sei, mich zu treffen. Darauf vereinbarten wir auf 4 1/4 Uhr ein Rendez vous bei der Hauptpost gegenüber dem Schlüsselberg. Wir trafen uns und begaben uns auf die ruhige Pfalz über dem Rhein, wo wir unser Verhältnis besprachen. Luise hatte mir zuerst schriftlich antworten wollen, und sich auf Anraten des Vaters erst nachher zur Zusammenkunft entschlossen. Nun übergab sie mir

das Konzept des angefangenen Briefs, welcher nachstehende Zeilen enthielt:

"Ihr Antrag ehrt mich und die Meinigen, meine Eltern würden Sie mit Freuden willkommen heissen, falls Sie mit meiner grossen Jugend Geduld und Nachsicht haben würden, indem ich noch sehr viel zu lernen hätte, um Ihren Ansprüchen zu genügen.

Auch ich, als Sie mich am Neujahr zum Tanze einluden, war überglücklich, als aber Ihr Brief kam, wie schwer litt ich darüber, in meinem Herzen war ich um ein schönes Ideal ärmer geworden und dennoch konnte ich nicht anders als Sie zu begleiten. Aber als sich der gleiche Akt an der Fastnacht wiederholte, wo ich doch an der ganzen Sache schuldlos war, obschon ich es eigentlich erwartet hatte, unsere geheimen Feinde werden auf diesen Anlass nicht untätig bleiben, und ihre Verleumdungen austreuen, war es doch zu hart für mich, dass Sie ihnen wieder denselben Glauben schenkten und mich so bei Seite liessen, ein ganz Fremder hätte am Mittwochball nicht weniger Notiz von mir nehmen können. Ich empfand es tiefer als Sie vielleicht ahnen, und muss nun vorerst ein wenig vergessen, ehe ich mich wieder mit vollem Zutrauen Ihnen zuwenden könnte."

Zweifellos hatten die Umstände unser Verhältnis verwirrt. Ich befand mich so wenig in begeisterten Stimmung wie sie. Deshalb schlug ich vor, sich über das Geschehene hinweg zu setzen und einander Vertrauen entgegenzubringen. Ich bestätigte ihr, dass ich mit Freuden bereit sei, sie heimzuführen und das Meinige zu ihrem Wohlergehen beizutragen. Luise war, wie ich sah, willens, meinen Antrag anzunehmen, doch sprach sie das nicht geradewegs aus, äusserte vielmehr Bedenken wegen ihrer Jugend und Unerfahrenheit und die Befürchtung, meinen Ansprüchen nicht genügen zu können. Sie war in der Tat noch sehr jung und es war mir von Anfang an klar gewesen, dass sie meine Werbung viel besser begriffen hätte, wenn sie nur ein oder zwei Jahre älter gewesen wäre. Allein Luise war ein umstrittenes Mädchen. Wo in aller Welt verlegt sich da ein junger Mann in meinen Verhältnissen und von meiner Munterkeit aufs Warten und Geduldhaben, beziehungsweise aufs Zusehen, wie andere anzukommen suchen? Ich wollte sie jetzt erwerben und besitzen oder auf sie verzichten. In Bezug auf ihre Befürchtungen beruhigte ich sie, indem ich bemerkte, dass meine Ansprüche punkto Lebensführung jedenfalls einfacher seien, als ihr scheine und dass ich im Überigen fest daran glaube, unser Verhältnis werde sich bei gegenseitiger Pflege zu einem guten gestalten. Letzteres sei auch ihre und ihrer Mutter Gedanken, entgegenete Luise, sie hätten darüber gesprochen und gefunden, dass das gewöhnlich gut herauskomme, was der Vater wolle. So kamen schliesslich völlige Einigung und Handschlag zu Stande. Ich begab mich darauf mit ihr in den oberen Saal der alten Bayerischen Bierhalle in der Steinenvorstadt zu einem Imbiss. Wir sprachen da noch über den Ringwechsel und die offizielle Verlobung und kamen ohne Umstände zum Schluss dass beides miteinander demnächst stattfinden solle; Doch wolle man sich darüber selbstredend mit ihren Eltern verständigen. Ich begleitete Luise später zum Bahnhof und verabschiedete mich da mit der Zusicherung, übermorgen zu ihr und ihren Eltern zu kommen, um das weitere zu besprechen.

Der nunmehrige Besitz des wohlgestalteten vielbegehrten Mädchens und die Wichtigkeit des getanen Schrittes lösten in mir die grösste Freude und zugleich auch eine enome seelische Erregung aus, sodass ich die erste Nacht kaum schlafen konnte.

Am Morgen schrieb ich Luise einen warm gehaltenen Brief, in dem ich sie meiner Freude über unsere Verbindung versicherte und begeisterte Worte bezüglich meiner Zukunftshoffnungen aussprach. Ich war von Jugend auf in Kameradschaft zuverlässig gewesen. Jetzt bei dem wichtigsten Zusammenschluss, war ich erst recht willens, das Meine zu tun, damit der andere Teil mit mir zufrieden sein konnte.

Donnerstag abends begab ich mich nach Muttentz zu Pfirter behufs Erörterung der mit Verlobung und späteren Heirat zusammenhängenden Fragen. In dieser Besprechung, die in der grossen Stube im ersten Stock stattfand, machten nun die Frauen zu meinem grössten Erstaunen Anstände. Die Grossmutter habe ich bereits einigermaßen skizziert. Die Mutter, Frau Luise Pfirter, war eine begabte Frau, doch kalt und schlechtweg eitel, mit mehr Eignung für geschäftlichen als für hausmütterlichen Beruf. Sie hatte üppige Formen und sah gut aus, ihr Blick aber war ohne Offenheit und unstät. Statt meiner Verbindung mit ihrer Tochter, zu der sie doch bereits ihre Zustimmung gegeben hatte, die Wege zu ebenen, kehrte sie jetzt mir gegenüber ihren Hochmut heraus. Wie ich nachher herausfühlte war Frau Pfirter der Meinung, man habe mir die Werbung um die Tochter viel zu leicht gemacht und es sei gut, das zu korrigieren, indem man mich jetzt, mehr oder weniger zum Schein, zurückhalte, die Verlobung zu verschieben suche und den Wunsch äussere, einstweilen nicht ganz gebunden zu sein. Mit dieser, vorher verabredeten Stellungnahme anlässlich der jetzigen Besprechung war die Grossmutter ganz und Luise vermutlich stillschweigend einverstanden. (Es mag da bei den Frauen vielleicht auch der Gedanke gewaltet haben, meinen stolzen Charakter etwas zu beugen, den sie fühlen bekommen hatten. Dass Frauen nach Gefühlen statt nach Vernunftgründen Stellung nehmen, kommt ja so häufig vor!) Als wir beisammen waren - die zwei Frauen, Luise, Vater Pfirter und ich - war ich Ahnungsloser, der ich hier eine kurze Bestätigung der stattgefundenen Verständigung und herzliche Aufnahme in die Familie erwartet hatte, aufs äusserste betroffen, als Frau Pfirter anfang und in umständlichen Wendungen bemerkte, Luise sei noch zu jung, sie hätte Bedenken wegen deren Gesundheit, wir sollten noch warten und uns jetzt noch lange nicht verloben. Da Luise von blühender Gesundheit war und ich ihr gegenüber bereits erklärt hatte, dass ich bereit sei, mit der Hochzeit je nach Wunsch ihrer Angehörigen ein Jahr oder länger zu warten, schienen mir die Bedenken um ihre Gesundheit zum vorneherein nicht aufrichtig. Aber auch sonst fehlte Frau Pfirter jetziger Stellungnahme die Motivierung; es war nicht ersichtlich, wo das auf einmal hinaus musste. Das verdross mich. Ich erhob mich vom Stuhl, gab meinem Erstaunen Ausdruck und erhob den Vorwurf: "Da stellt man uns zusammen und jetzt stösst man uns wieder voneinander!" Die folgenden Worte, die Frau Pfirter und die Grossmutter, die in Verwirrung geraten waren, taten, erweckten in mir den Verdacht, es werde ihrerseits in dem bereits erwähnte Sinne mit mir gespielt. Dasselbe ging bei Vater Pfirter vor, der aufrecht am Kachelofen stand. Er schaute mich und dann die Frauen lachend an und sagte: "Da wird Komödie gespielt, das ist abgekartet!" Jetzt, als die Frauen ihr Spiel einigermaßen entdeckt sahen, wurden sie nur noch eigensinniger und beharrten darauf, unsere Verbindung sei zu eilig erfolgt und ihrerseits sei man dafür, einstweilen noch frei zu sein; ohne dass sie dabei sich Rechenschaft darüber gaben, was für einen

verwirrenden und hässlichen Eindruck das nun neuerding auf mich machen musste. Ich sah, dass Luise, die zu all dem kein Wort gesagt hatte und den Verhandlungen mit Lächeln gefolgt war, über das Spiel unterrichtet war und dasselbe, wenigstens durch passives Verhalten, ermöglicht hatte. Diese Erkenntnis tötete in mir für den Augenblick alle meine Sympathiegefühle für sie. Ich war nahe daran, den Hut aufzusetzen und zu gehen. Allein ich blieb. Kalten Herzens und indem ich unruhig im Zimmer hin und her ging, welches Pfirter fast zu belustigen schien, liess ich nun den Kopf arbeiten. Ich stand da vor der Wahl, entweder mich dem Spiel der Frauen zu beugen oder, die offizielle Verlobung jetzt gegen deren Willen durchzusetzen. Ich kannte mich gut genug, um genau zu wissen, dass der erstere Weg für das Verhältnis zu Luise der Anfang vom Ende gewesen wäre. Meinem Wesen entsprach es, ein begehrtes Mädchen zu erobern, aber niemals es zu erbetteln. Es war bei mir unter den gegebenen Umständen, wo Luise sich passiv verhielt, das heisst sich ihr Verhalten von der Mutter und Grossmutter vorschreiben liess, völlig ausgeschlossen, um sie zu laufen und bei den Frauen gut Kind zu machen, bis es diesen gefallen hätte, ihr Spiel mit mir aufzugeben. Dazu war mir Frauenherrschaft zu sehr verhasst. Der Verzicht auf baldige Verlobung hätte also die Verhinderung aller Vertraulichkeit und von mir aus die unvermeidliche Auflösung des Verhältnisses zur Folge gehabt. Letzteres aber, wogegen sich mein Selbstgefühl sträubte, unter für mich ganz ungünstigen Umständen. Denn zweifellos hätten die listigen Frauen bei dem Dorfgeschwätz, welches wie in allen derlei Fällen unvermeidlich gewesen wäre, mich als den abgewiesenen Teil hingestellt und versucht, mich lächerlich zu machen. So wollte ich, nachdem Vater Pfirter Luise und mich zusammengeführt hatte, denn schliesslich doch nicht hineinfallen. Deshalb entschloss ich mich mit innerem Widerstreben dazu, die offizielle Verlobung jetzt durchzusetzen. Erscheint mir in der Folge die Trennung doch als nötig, dachte ich dabei, so kann dieselbe immer noch erfolgen; viel mehr als jetzt wird es dann nicht zu trennen geben, ist aber einmal unsere Verlobung nicht bloss unter uns, sondern auch in weiteren Kreisen bekannt gewesen, so wird es unmöglich sein, mich im Falle des Rücktritts zu verlachen.--Schnell, aber so klar wie heute gingen mir damals die Gedanken durch den Kopf. Ich nahm darauf wieder das Wort, erinnerte daran, dass Luise und ich einig gewesen seien und führte die weiteren Gründe an, die für baldige Verlobung sprachen, insbesondere meine Abneigung dagegen, im eigenen Dorfe, das heisst bei gegenseitigem Bekanntsein der Familienverhältnisse in meinem Alter eine unsichere Verbindung zu unterhalten. Schliesslich bat ich die Anwesenden, den Entscheid Luise und mir anheimzugeben und uns beide jetzt einen Augenblick allein zu lassen, damit ich mich mit ihr besprechen könne. Während Vater und Mutter darauf eingingen und das Zimmer verliessen, wollte die Grossmutter nicht gehen. Sie blieb hartnäckig sitzen, um neugierig zu hören, wie wir uns nun zu einander stellen werden. Höflich bestand ich aber darauf, dass sie uns allein liess.

Ich war nun aller Begeisterung bar; indessen hatte mich die vorherige gereizte Stimmung wieder verlassen, nachdem Frau Pfirter zum Schlusse Nachgiebigkeit gezeigt hatte. Mit ruhigen Worten schlug ich Luise vor, nicht rückwärts, sondern vorwärts zu gehen und das Vertrauen, das wir einander doch bereits versprochen hätten, wieder aufleben zu lassen. Ohne Opposition

war sie dazu bereit und sprach bloss etwas von Geduldhaben mit ihr. Nach einer Weile kam der Vater wieder zu uns herauf und war hocheufreut, als er unsere Verständigung vernahm. Kräftig schüttelte er mir die Rechte mit den Worten: "Du bist jetzt mein Kind!" Die Frauen dagegen fanden keine Worte der Gratulation.

Der Zwischenfall mit Luise vor Neujahr, derjenige an der Fastnacht und der eben geschilderte Theateraufzug waren eingenartige Einleitungen zu unserer Verlobung gewesen. Allein mein allzeit die Vorhaben frisch angebender Wille setzte sich darüber hinweg und nahm die Bestrebungen, die Sache zum Guten zu führen, wieder auf. Auf den Wunsch der Frauen, in Anbetracht der Jugend Luisens vom Zeitpunkt der Hochzeit jetzt noch nicht zu reden, war ich eingegangen. Nun bemühte ich mich, Gemütlichkeit und Vertrauen unter uns zu schaffen, indem ich bei den folgenden Besuchen mit heiterer Stimmung auftrat und allen Familienangehörigen offen Freundlichkeit entgegenbrachte.

Dienstag, den 4. März wechselten Luise und ich die Ringe; gleichzeitig versandten wir die Verlobungsanzeigen. Bei diesem Anlass schenkte ich ihr eine goldene Uhr mit prächtiger goldener Kette, woran sie grosse Freude bekundete.

Luisens Verlobung schlug ihrem Vetter, Wilhelm Eglin, so aufs Gemüt, dass er eine Woche lang in einem sonderbaren Zustand sich befand. Er arbeitete nichts mehr und benahm sich störrisch, sodass seine Angehörigen daheim mit ihm nichts anfangen konnten und seine Freunde zuhulfe nehmen mussten um ihm zuzureden. Vater Pfirter frug mich, was da zu tun sei, ob er zu Eglins gehen und selber mit Wilhelm reden solle. Mir war die Sache natürlich auch nicht recht, indessen riet ich Pfirter ab, zu Eglins zu gehen, indem ich die Ansicht äusserte, dass er damit die Stimmung Wilhelms vielleicht eher verschlimmern als bessern würde. Wilhelm schickte sich dann auch bald in die Verhältnisse.

Mittlerweile, das heisst mit Beginn des Jahres 1902 war die schweizerische Centralbahn als erste der fünf schweizerischen Hauptbahnen kraft Volksbeschlusses in die Hände der Eidgenossenschaft übergegangen, Die Oberleitung der neuen unter dem Titel "schweizerische Bundesbahnen" betriebenen Unternehmung ward in die Hände der Generaldirektion gelegt, als deren Präsident Pl. Weissenbach und als deren Vorsteher des Betriebsdepartements Jb. Flury, beides bisherige Centralbahndirektoren, berufen worden waren. Das Bundesbahnnetz ward in 5 Kreise eingeteilt, welche ihren Sitz in Lausanne, Basel, Luzern, Zürich und St. Gallen hatten. Als Direktoren des Kreises 2 (Basel) waren die Herren Forster, Frey und Hui gewählt worden. Nachfolger vor Herrn Flury im Betriebsdepartement war Frey, bisher Maschinenmeister der Gotthardbahn.

In Basel war man froh, in Bahnkreisen nicht minder, den wenig kommerzielles Verständnis besitzenden Flury nun wenigsten weiter vom Leibe zu haben. Frey liess sich wohl an, indem er nach allen Seiten guten Willen zeigte, schon anfangs Februar machte er dem Dreispitzgeschäft gegenüber die nötigsten Zugeständnisse. Er bewilligte die von mir verlangte Frist von 12,

statt bloss 10 Tagesstunden für die Behandlung der Eisenbahnwagen und setzte einen vernünftigen Modus fest bezüglich der Wagenstellung für kleinere Gewichte als das tarifmässige Minimalwagenladungsgewicht von 5000 kg, in der Weise, dass wir fortan in gewissen Fällen schon Sendungen im Gesicht von 1200 kg an auf dem Dreispitz in Bahnwagen verladen oder empfangen konnten. Ausserdem liess Frey die von uns beanstandeten Uebergebührrforderungen für bestimmte Transporte fallen und erledigte in entgegenkommender Weise den folgenden Streitfall:

Die Bahn hatte den Standpunkt eingenommen, sie sei nur verpflichtet, Rohmaterialien nach dem Dreispitz zu überführen und da zu übernehmen. Dabei stützte sie sich auf einen irrtümlichen und zugleich nebensächlichen Ausdruck im Vertrag mit dem Kanton. Demgegenüber hatte ich mich in der Folge eifrig gewehrt und mich bemüht, der Bahn die Meinung beizubringen dass sie zur Ueberführung aller Güterarten ohne Ausnahme für unsere Interessenten verpflichtet sei. So hatte sich die Bahn geweigert, einen aus Frankreich gekommenen, nach dem Dreispitz bestimmten Wagen Stroh zu überführen mit der Behauptung, Stroh - das für Stallstreue bestimmt war, sei kein Rohmaterial. Damit war natürlich an uns die Zumutung gestellt, das Stroh mittels Landfuhrwerken im Bahnhof zu holen und es an das mit dem Bahnhof Geleiseverbindung besitzende Etablissement des Empfängers zu führen. -- (hier ein sprechendes Beispiel, was für Torheiten die Bahnorgane sich damals gestatteten, das heisst wie ihr Verhalten dem Dreispitz gegenüber chikanös war.) Darauf hatte ich der Bahn mitgeteilt, dass wir auf der Ueberführung des Wagens beständen und ihr, als sie in keiner Weise nachgegeben, den Wagen einfach am Hals, das heisst im Bahnhof stehen gelassen, und zwar drei Monate lang, sodass durch den langen Aufenthalt des französischen Fahrzeugs in Basel und durch die nachherige Einlagerung des Guts im Lagerhaus zusammen zirka Fr. 300.-- Unkosten entstanden waren. Diese übernahm nun schliesslich Herr Frey zu Lasten der Bahn. Zwar liess er dabei den bisherigen prinzipiellen Standpunkt der Bahn betreffs Ueberführung von Nichtrohmaterialien nicht fallen, solchen aber auch nicht eigentlich mehr handhaben.

Das infolge meiner Verlobung mit Louise in mir lebendig gewordene Zusammengehörigkeits-Gefühl und Luisens schöne Gestalt hatten bewirkt, dass meine Sympathiegefühle zu ihr rasch wieder zugenommen und sich sogar zu heisser Liebe gesteigert hatten. Leider aber fanden meine Liebesflammen an Luise ungeeignete Nahrung. Sie erwies sich als zurückhaltend und von schwer beweglichem Geist. Noch weniger erfreulich fand ich die Verhältnisse in der Familie. Wohl war ein zu Jovialität geneigter Vater da, allein im Innern des Hauses hatte ein von den Frauen ausgehende ungemütliche Stimmung das Uebergewicht. Es war kein Familienleben da. Ich ging gewöhnlich einmal oder zweimal per Woche nach Feierabend und dann selbstverständlich Sonntags hinaus. Dass Luise am Sonntag in der Wirtschaft helfen musste, begriff ich, sonderbar aber schien es mir, dass sie, obgleich ich ihr den nächsten Besuchstag jeweilen vorher mitteilte, jedesmal wenn ich nach Feierabend kam, bis spät im Haus herum zu schaffen hatte und für mich dabei oft erst sichtbar wurde, wenn ich bald auf den Zug zur Heimfahrt gehen musste und ihr auf diese Weise guten Abend und Adieu miteinander zu sagen genötigt war. Dazu zeigte sich in ihrem Hause mir gegenüber ein Mangel an Gast-

freundschaft, wie ich ihm bei meinen allerärmsten Verwandten niemals begegnet bin. Für das Glas Wein, das ich trank wenn ich zur Braut kam, nahm man mir das Geld ab. Niemals lud man mich zum Mittag-, Abendessen oder zum Kaffee ein, nicht einmal am Verlobungstag. Traf ich zufällig die Familie am Tisch oder die Braut sonst in der Stube sitzend, so lächelte sie zwar, sie stand aber nicht einmal auf um mir die Hand zu reichen, gleichviel ob ich allein oder mit Freunden kam. Ebensowenig kam es ihr in den Sinn, mir am 25. März zum Geburtstag zu gratulieren. Der Kontrast an diesem Tag war für mich betrübend. Die Arbeitersfrau, bei der ich in Basel Kost und Logis hatte, schmückte den Tisch mit einem Geburtstagskuchen und mit Blumen -ich ass mit der Familie- dabei gratulierten mir alle aufs freundlichste. Bei der Braut dagegen gab es kein Geburtstagsgedenken. Als ich in ihr Haus kam, bekam ich sie kaum zu sehen; wie irgend ein anderer Wirtshaushausgast trank ich an diesem Abend meinen Schoppen, bezahlte und ging. Auf die Frage meiner Hauswirtin anderntags, ob ich gestern abend bei meiner Braut fröhliche Geburtstagsfeier gehabt hätte, gab ich kleinlaut zur Antwort: "Ja es war gemütlich."

Selbstredend sprach ich über die beschriebenen Verhältnisse insbesondere über die ungastliche Aufnahme mit niemandem ein Wort. Hier muss ich sie aber erwähnen, weil sonst die Schilderung meiner Bräutigamszeit im Hause Pfirter ein unvollständiges Bild abgäbe. Merkwürdigerweise vermochte all das meine Liebesgefühle zu Luisae nicht zu zerstören. Teils schrieb ich ihr Verhalten Erziehungsfehlern zu, mit denen, wenn bei mir auch in anderer Art vorhanden, ich für mich selbst noch genug zu kämpfen hatte. Weiternteils, nämlich hinter ihrer Zurückhaltung und dem ständigen Beschäftigtsein wenn ich kam vermutete ich Verhaltensmassregeln seitens der Frauen, insbesondere der Mutter. Diese hatte die wegen Verheiratung eben ausgetretene Magd nicht mehr ersetzt, sodass Luise offensichtlich punkte Arbeit übermässig bedacht war, sowie diese auch sonst im Banne der Mutter sich befand. Gegen die Mutter empfand ich daher Groll, des sich an einem der nächsten Abende entlud. Als ich da wiederum wie gewohnt bis gegen zehn Uhr in der Wirtstube vergeblich darauf gewartet hatte, Luise, die irgendwo im Hause beschäftigt war, sehen und mit ihr unterhalten zu können, brach mein Aerger durch. Ich ging in die Küche und frug Frau Pfirter in etwas gereiztem Ton, wieso es komme, dass meine Braut für mich keinen Augenblick Zeit habe; wo ich doch, wie sie ja wohl wisse von Basel gekommen sei, um dieselbe zu besuchen. In hochmütigem Tone gab mir darauf Frau Pfirter zu Antwort: "Ja, wir haben halt zu schaffen!" Dementsprechend replizierte ich. Ich ward bitter, kritisierte ihre schlechte Arbeitsorganisation und kehrte im Aerger den Betriebsleiter hervor, in dem ich ihr bemerkte, es sei mir auffallen, dass sie meist müssig herumstehe; wenn es denn in ihrem Hause so viel zu tun gebe, dass man bis abends zehn Uhr in den Zimmern nicht fertig werde, so solle sie selber auch etwas schaffen, zum Beispiel Luise ablösen für die par wenigen Stunden, wo ich in der Woche zu ihr auf Besuch komme. Das trug mir die Antwort ein "Man könnte meinen---! die Worte "wer du seist" unterdrückte Frau Pfirter.

Damit war es begreiflicherweise aus mit der Harmonie zwischen uns beiden. Ich hatte es stets gefühlt, dass ich mit dieser Frau, die erst ungefähr 40 Jahre alt war, auf die Dauer nicht

auskommen werde. Ich stiess da in dem Hause Pfirter auf ein Weiberregiment, wie ich es hinter Vater Pfirters äusserem Auftreten nicht für möglich gehalten hätte. Ich erklärte mir das aus dem Umstande, dass sich Pfirters Schwiegereltern seit der Verheiratung ihrer einzigen Tochter mit ihm ganz in seinen Dienst gestellt hatten, wodurch seine Frau in Verbindung mit ihrer Mutter zu einem Machtfaktor in der Familie geworden war, dem Pfirter teils aus Interesse und teils um des lieben Friedens willen gewähren liess. Etwas Schwäche gegenüber seiner Frau war bei Pfirter insessen unstreitig mit dabei; das war aus der Art, wie Frau Pfirter auf eigene Faust zu handeln pflegte, unschwer zu erkennen. Desto schwerer hatte ich nun, gegen sie aufzukommen. Ihr anfängliches und bisheriges Verhalten mir gegenüber hatte meiner Abneigung gegen sie und dem stattgehabten Zusammenstoss gerufen. Fortan wich sie mir aus, grüsste mich kaum, verschaffte mir aber doch, wenn auch spärlich und widerstrebend, besser Gelegenheit, mit Luise verkehren zu können.

Etwas Licht in die Düsterteit unsers Verhältnisses brachte ein dreitägiger Besuch mit Luise und Vater Pfirter in Solothurn bei Verwandten ihrerseits. Es handelte sich um Zweige der Familie Bouchet, Nachkommen von Frau Hammels Geschwister. Wir wurden überall aufs freundlichste aufgenommen. Ein Verwandter, der aus Liebhaberei photographierte, machte von Luise und mir dort eine ziemlich gute Aufnahme.

Der Monat April und die erste Hälfte des Monats Mai vergingen und bei mir mit dieser Zeit auch alle Freude als Bräutigam Nach und nach hatte ich Einblick erhalten in Luisens Charakter. Ist eine Frauenseele schon an und für sich schwer zu ergründen, so war dies ganz besonders bei Luise der Fall, infolge ihres stillen Benehmens. Hinter ihrer, derjenigen des Vaters ähnlichen Physionomie hatte ich gerades Wesen und hinter ihrer Ruhe Bescheidenheit vermutet. Das war ein Irrtum. Die jetzt, während der Verlobungszeit gemachten Beobachtungen hatten mir gezeigt, dass Luisens Aehnlichkeit mit dem Vater rein oberflächlich war und dass dahinter der Geist der Mutter steckte. Abgesehen von der bereits erwähnten Schwerfälligkeit des Geistes fand ich bei ihr den mütterlichen Hochmut und Eigensinn. Dabei war Luise in vielem zurück, liess sich aber nicht unterrichten, sondern setzte auch den herzlichsten und wohlgemeintesten Ratschlägen Unwillen entgegen; dazu war ihr Benehmen unhöflich und unliebenswürdig geblieben, sodass es mir bis dahin nicht möglich gewesen war, zwischen uns das Verhältnis eines glücklichen Brautpaares zu Stande zu bringen. Ich hatte innige Liebe und als vater- und mütterloser junger Mann, Familienanschluss gesucht, jedoch keines von beiden gefunden. Daher war die Periode meiner Verlobung eine Leidenszeit, die in mir die grösste Unruhe erzeugte und bei meinem damaligen Naturell schliesslich eine geduldige Methode verunmöglichte. Bereits hatte ich Luise in letzter Zeit einige bittere Bemerkungen gemacht und mich ihrer Grossmutter gegenüber, als diese mir darüber Vorwürfe machte, im Verlaufe der Unterredung zu der Bemerkung hinreissen lassen, sie und ihre Tochter hätten nicht Hirn sondern Griessbrei im Kopfe.

Ich besass damals weder genügend Erkenntnis noch die eigene Bemeisterung dazu, Luise unter den gegebenen Umständen durch klug berechnete Zurückhaltung und Vernachlässigung zu gewinnen. Dagegen hatte ich das Gefühl, mir bei ihr durch meine, wenn

auch berechtigten Auflehnungen⁻²⁷⁻ geschadet zu haben. Ich wäre deswegen bereit gewesen, mich über ihre erwähnten Fehler, die schliesslich, wie schon gesagt, bis zu einem gewissen Grade eben doch Erziehungsfehler waren, hinwegzusetzen und mich damit zu verträsten, dass alles anders kommen müsse, sobald wir beieinander seien, wenn ich in ihrem Charakter nicht einen unstätigen Zug entdeckt hätte. Dieser Zug offenbarte mir, dass Luise weder mir noch irgend einem anderen Manne volle treue Gesinnung entgegenzubringen befähigt sei, welche Erkenntnis mir alle Lust nahm, das Verhältnis fortzusetzen.

Ueber diese grosse Enttäuschung bezüglich meiner Verlobung sprach ich zunächst mit meinem verheirateten Schulkameraden Hans Meier, Sekretär der Staatskassenverwaltung in Basel; ich wollte von ihm besonders wissen, wie man mir die eventuelle Lösung meiner Verlobung beim Departement aufnehmen würde. Nachdem mich Hans angehört, sagte er: "Du kannst das Verhältnis ruhig lösen, du brauchst nicht zu befürchten, dass deswegen dein Ansehen bei uns oder beim Departementschef leiden wird." Darauf antwortete ich, dass ich mir die Sache noch weiter überlegen wolle. Ich sprach dann noch mit meiner Schwester Lina, indem ich ihr ebenfalls Mitteilung machte über meine Aufnahme im Hause Pfirter, über Luisens Verhalten und über meine Wahrnehmungen in betreffs ihres Charakters. Dabei eröffnete mir Lina, dass ich ihr da nichts neues erzähle. Meine schlechte Aufnahme bei Pfirters sei von den Leuten genugsam bemerkt worden und bilde längst Gesprächsgegenstand; und was Luise angehe, so habe man von ihr nur geringschätzige Bemerkungen über mich und ihr Verhältnis zu mir gehört, unter anderen auch die, sie sei gezwungen worden, mich zu nehmen. Lina bemerkte dazu, wenn auch Luise dabei mehr habe für sich grösseln, als mich herabsetzen wollen, so würde sie mich doch niemals begreifen, wenn ich sie heiraten täte.

Merkwürdig, als ich meine Einladung zum Neujahrstanz zurückzog, kam Luisens Vater zu mir, um die Sache wieder gut zu machen und Frau Hammel, die Grossmutter, eilte sogar zu meiner, ihr verhassten Schwester Elise mit der Vorstellung, die arme Luise weine den ganzen Tag, ich hätte ihr bitteres Unrecht angetan. Sobald ich aber um Luise warb, sprach diese bei ihren Freundinnen davon in dem Sinne, als ob sie so einen wie ich sei immer noch bekommen könne, und tat dergleichen als ob sie ein Opfer brächte, indem sie mich nehme.

Zu mir selbst hatte Luise vor wenigen Tagen, das heisst etwa Mitte Mai, auf mein Bitten um gefälligere Aufnahme in ihrem Hause unter anderem trotzig bemerkt, mit unserer Verbindung sei es einfach zu schnell gegangen. Schliesslich wurde mir nun auch noch seitens meiner Muttenser Schulkameraden Albert Schaub bestätigt, die Gesinnung Luisens mir gegenüber lasse in ihren Gesprächen mit Freundinnen und beim Spassmachen in der Wirtschaft etc. zu wünschen übrig. Darauf schritt ich zur Tat. Am 21. Mai schrieb ich Vater Pfirter einen ausführlichen Brief, der folgendermassen schloss: "Ich beantrage Dir, die unterm 4. März abhin zwischen Luise und mir geschlossene Verlobung aufzuheben und stelle das Ehepfand hiemit zur Verfügung."

Ich hatte diese vorsichtige Antragsform dem einfachen Verlobungsbruch deshalb vorgezogen, um einer Klage auf Genugtuung vorzubeugen. Bezüglich Frau Pfirter, der ich die grösste Schuld an dem nun nötigen Bruche beimass, hatte ich geschrieben: "wäre eine gute verständige Mutter im Hause, so stünde die Sache jedenfalls anders, aber die Mama weiss selbst nicht, was Brauch

und Sitte ist, weiss gar nicht sich einzurichten, damit jedermann im Hause zu dem kommt, was ihm gebührt und ist jeder guten Herzens- und Gemütsregung feindlich, kann somit auch nicht in der Lage sein, aus den Kindern gute Menschen zu machen."

Pfirter antwortete mir schon folgenden Tags brieflich, dass er von allem, was ich ihm geschrieben, keine Ahnung gehabt hätte und er daher glaube, dies alles bestehe nur in meiner Einbildung. Weiter führte er an, dass er sich bitter in mir geteuscht habe; er habe geglaubt, ich sei ein ganzer Mann und jetzt zeige ich mich als charakterschwacher Mensch, der bösen Verleumdungen Gehör schenkt. Dem Briefe lag eine Erklärung einer sogenannten Freundin Luisens bei, die vorher jene unüberlegte Aeusserung letzterer verbreitet hatte, nun aber sich selbst und Luise als völlig unschuldig hinstellte. Pfirter nahm seine Frau und Luise lebhaft in Schutz und billigte meinem Vorgehen nicht die geringst Berechtigung zu, nahm aber meine Kündigung an, indem er mitteilte dass auch ihrerseits das Ehepfand zur Verfügung stehe. Am folgenden Tag kam er aber noch nach Basel und suchte telephonisch, vermutlich nach Konsultierung eines Rechtsanwalts, um eine Besprechung mit mir auf dem Dreispitz nach, der ich zusagte. Etwa eine Stunde später sagte er, ebenfalls per Telephon, diese Besprechung auf meinem Bureau wieder ab und bat mich, mit ihm am Bahnhof zusammenzukommen, worauf ich einging. Wir fuhren miteinander nach Muttenz und gingen gemeinsam bis vor sein Haus, indem wir unterwegs die Sache erörterten. Pfirter beharrte darauf, dass mein Rücktritt ein durchaus unberechtigter sei, indem alles was ich vorbrächte nur in meiner Einbildung bestünde oder böswillig erfunden worden sei. Er war stark gegen mich aufgehetzt, während ich mich in sehr aufgeregter Stimmung befand und mit bitterer Kritik nicht zurückhielt. So sprach ich meine Verwunderung darüber aus, dass ein so strammer Mann wie er - Pfirter - sei sich in den Händen der Frauen befinde und auf alles schwöre, was diese ihm vorsängen. Unfruchtbar stritten wir hin und her. Da es mir indessen von anfang an klar gewesen, dass zum Verlöbnißbruch meinerseits kaum genügend Rechtsgründe vorhanden seien, blieb ich dabei, die Auflösung des Verhältnisses bloss zu beantragen und erklärte mich bereit, mich mit Luise, wenn sie es wünsche, noch zu besprechen. Beidseits tief verstimmt gingen wir auseinander.

Sonntags morgens den 25. Mai fragte ich Luise telephonisch an, ob sie eine Besprechung mit mir wünsche, was sie verneinte. Ihr Gewissen war eben nicht rein. Noch gleichen Tags sandte sie die von mir empfangenen Geschenke und den Ring in die Wohnung meiner Schwestern mit der kurzen Notiz: "Eine Unterredung wäre mir unmöglich, ich werde Dir schreiben. L." Darauf gab auch ich die von Luise empfangenen Sachen zurück, womit das Paar getrennt war, hinsichtlich dessen hohen Wuchs der Ortsarzt Dr. Hübscher geäußert hatte, Muttenz bringe in hundert Jahren keines so mehr hervor.

Sofort nach dem Bruch verreiste Luise auf einige Zeit nach Solothurn, von wo aus sie mir auf Rosapapier in Rosacouvert folgendes schrieb:

"Jean!

Nocheinmal und zum letzten Mal wende ich mich an Dich, um Dir zu danken für all Deine mir erwiesene Liebe und Freundlichkeit

Mögest Du bei einem anderen Mädchen das Glück finden, das das ich Dir leider nicht zu bieten vermochte. Ich schliesse mit einem herzlichen aufrichtigen Lebewohl.

Luise."

Der Einfluss der venünftigen Solothurner Verwandten auf Luise war in diesen Zeilen unverkennbar. In meiner Antwort spielte ich darauf an, schüttete nochmals meinen tiefen Groll gegen die hochmütige und dumme Handlungsweise der Mutter aus und schloss den Brief mit der Bitte, mir meine an die Adresse der Mutter gerichteten derben Ausdrücke zu verzeihen, zu berücksichtigen, wie sehr ich sie - Luise - geliebt habe und mir zu glauben, dass ich ohne Groll von ihr Abschied nehme.

Anlässlich der kritischen Anstände seitens Luisens Mutter und Grossmutter unmittelbar vor der Verlobung wäre mir die Trennung von Luise verhältnismässig leicht gewesen. Jetzt verursachte sie mir die grössten seelischen Schmerzen, weil die Liebe zu ihr inzwischen tief Wurzel gefasst hatte. Heute aber wo ich dieses schreibe, also neun Jahre später, bin ich froh, dass ich damals mutig genug war, den Verstand über die Liebe siegen zu lassen. Denn meine damalige Ueberzeugung, dass bei Luisens Charakter und den gegebenen Familienverhältnissen die Verbindung niemals eine gute geworden wäre, hat sich seither noch gefestigt. Auch Pfirter hat nicht darauf beharrt, mein Rücktritt sei grundlos gewesen, sonder später seiner Frau und Tochter deutlich an den Kopf gerworfen, sie hätten die Verbindung mit mir auf die dümmste Art zu Grunde gerichtet, Luise solle jetzt heiraten wen sie wolle, er sage kein Wort mehr dazu.

Zu der Zeit, während sich der Bruch mit Luise Pfirter vollzog, - Mai 1902 - nahm mein Chef, Regierungsrat Dr. Paul Speiser-Sarasin, aus Gesundheitsrücksichten seinen Rücktritt von den Staatsgeschäften. Vorsteher des Finanzdepartementes wurde nun an seiner Stelle Regierungsrat Dr. Heinrich David von der freisinnigen Partei, deren Mitglied ich war und noch bin. David hatte vorher das Erziehungsdepartement.

Ich verlor Speiser sehr ungerne. Er war ein hervorragender Chef, klug und erfahren in allen Verwaltungs- und Staatsgeschäften und findig im Lösen von Schwierigkeiten. Neben dem Amt eines Regierungsrates bekleidete Speiser noch dasjenige eines Professors der Rechte an der Universität. Als tüchtiges Mitglied des Nationalrats hatte sein Name guten Klang im ganzen Schweizerland. Trotzdem er der minderheitlichen konservativen Partei angehörte war er Ende der neunziger Jahre anlässlich der Wahl eines Mitglieds in den Bundesrat nur um wenige Stimmen hinter dem siegreichen Kandidaten der mächtigsten (freisinnigen) Partei, Dr. Brenner, zurückgeblieben. Was ich an Herr Speiser besonders schätzte, war seine Zugänglichkeit für Initiative und dass er den guten Kern einer Sache mehr beachtete als die Form sowie dass er, obgleich kein junger Mann mehr, einem notwendigen Kampfe nicht auswich, sondern ihn mit eigenartiger Festigkeit aufnahm und den Gegner gegebenenfalls schlaue anzupacken verstand. Vor allem war Speiser der beste Haushalter für das Gemeinwesen. Es erfüllte mich mit Freude und Stolz, dass er, der wortkarge und reservierte Herr, nach seinem Rücktritt noch nach dem Dreispitz kam, um persönlich von mir Abschied zu nehmen.

Ganz anders geartet als Herr Speiser war der neue Chef, Herr Dr. David. Dieser, ein hochgewachsener schöner Mann mit

-30-

träumerischen schwarzen Augen, war, wie ich bald sah, sehr gebildet, doch nicht zum Regieren geboren. Er war froh, wenn es nichts zu kämpfen und keine Knoten durchzuhauen gab; dafür dichtete er.

David machte gern nach allen Seiten ein freundliches Gesicht, wovon die Verwaltung nicht immer profitierte. Dann war ein ordentliches Mass Trägheit in der Behandlung der Geschäfte bei ihm unverkennbar.

In einem Gedicht betitelt "neuer Basler Totentanz" hat der bekannte Basler Dichter Dominik Müller (Pseudonym von Dr. Paul Schnitz) einige Jahre später alle damaligen Basler Regierungsräte hergenommen und dabei die beiden genannten folgendermassen scharf charakterisiert:

Der Tod zum Polizeidirektor: David)
bei beinahe allen Departementen
Erziehung, Polizei und Renten
bist Du gerutscht nun schon herum.
Komm Rutschmann der Regierung, drum.

Der Polizeidirektor
Ich habe gedichtet und getrachtet,
ich hab den Lorbeer nicht verachtet,
und wirkte, ob Homer auch schlief,
bedeutend und dekorativ.

Der Tod zum Finanzdirektor: (Speiser)
Komm glätte die gefurchte Stirn,
Du warst ein wohlgewunden Hirn,
ganz Finaud, etwas Jesuit
vom hintern oberen Baselbiet.
(Speisers Vorfahren waren heimatberechtigt in Wintersingen)

Der Finanzdirektor:
Kühl und entschieden überlegen,
gereichte Basel ich zum Segen.
Nie sah die Stadt in grösserem Glanz man,
als wenn jeweils ich war Finanzmann.

Daran knüpfte für Herrn Speiser ein anderer irgendwo noch folgendes Sprüchlein:

Manch dutzendmal ward ich gewählt,
hab Anderen ihr Geld gezählt;
Und schont ich auch den Hut beim Grüssen,
mein Ansehn stand auf festen Füssen.

Der Sommer brachte auf dem Dreispitz den Bau eines Lokomotivschuppens nebst Zufahrtgeleise für unsere im Bau befindliche Rangierlokomotive, sowie dem Dreispitz entlang den Bau der elektrischen Trambahn Basel-Münchenstein-Dornach, deren Linie unser Verbindunggeleise Wolf-Dreispitz à niveau zu kreuzen kam, was für uns gemeinsam mit der Strassenbahn die Erstellung von Signalen und eines Läutewerkes zur Sicherung der Tram- und Güterzüge auf der Kreuzung erforderlich machte.

Behufs Abnahme der Kesseldruckprobe sowie behufs Uebernahme der fertigen Lokomotive reiste ich zwei Mal nach Winterthur. Beim letzten Mal führte mich Herr Weber, Direktor der Lokomotiv-

und Maschinenfabrik, im ganzen in Aufschwung und Blüte befindlichen Etablissement herum.

Trotzdem der neue Betriebsdirektor der Bundesbahnen in Basel (Frey) wichtige Differenzen zwischen uns und der Bahn beseitigt hatte, verschlechterten sich die Beziehungen zu den Bahnorganen sehr. Die seinerzeit von oben empfangenen Aufmunterungen, dem Dreispitzgeschäft Schwierigkeiten zu machen, hatte nach und nach die meisten Bahnhofdienststellen erfasst, selbst den Chef des Rangierbahnhofs, Herrn Kappeler, meinen einstigen Gönner. Da und dort durch entschiedene und erfolgreiche Abweisungen meinerseits verärgert, taten die Herren im Bahnhof jetzt von Herzen mit, wo es galt, uns ein Bein zu stellen, wogegen ich indessen niemals aufhörte zu kämpfen. In einem Falle mit den Bahnbauorganen (Bahningenieur und Bahnmeister) kam es Bahnseits sogar zu wüstem Auftreten: Unten im Güterbahnhof am Anschlusspunkt unseres Verbindungseleises befand sich eine Ausweiche, welche beim Bau auf Wunsch der Bahn eingelegt worden war. Dieselbe war unser Eigentum, dort aber meines Erachtens total überflüssig. Um meiner Verwaltung zirka 2000 Franken zu ersparen, wollte ich die Weiche auf dem Dreispitz für die Zufahrt zu unserem neuen Lokomotivschuppen verwenden. Ich bat daher den Bahnbauorganen Hui (oberste Instanz in dieser Sache) schriftlich und mündlich um die Ermächtigung, die fragliche Weiche auf dem Bahnhofgebiet wegzunehmen.

Nachdem Herr Hui seine Einwilligung dazu gegeben hatte, ging ich am 9. Juli früh, nach vorheriger Verständigung der in betracht fallenden Bahnhoforganen daran, die nötigen Arbeiten vorzunehmen, und zwar in der Weise, dass diese dem Betrieb nicht hinderlich waren.

Um 11 Uhr vormittags erschien nun Bahnmeister Lehmann - ein schon älterer Mann mit wallendem Bart - und teilte mir auf dem Arbeitsplatz mit, er habe vom Bahningenieur Auftrag, uns aufzufordern, die Arbeiten sofort einzustellen. Ich setzte hierauf Herren L. davon in Kenntnis, dass die Aenderung auf Grund einer Abmachung mit Herren Direktor Hui vor sich gehe und lehnte es darauf gestützt ab, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Obwohl ich auch einwendete, dass wir ja nur an unserer eigenen Anlage arbeiteten, drohte mir Herr Lehmann mit der Polizei, falls ich mit meiner Mannschaft den Platz nicht verlassen wollte. Mit Rücksicht auf unser Recht und da der Stand der Arbeiten eine Unterbrechung nicht zulies, bestand ich auf meiner Ablehnung. Dies wurde vom Bahnmeister dem Bahningenieur telephoniert, welcher daraufhin Weisung erteilte, die Polizei herbeizurufen. Erst um 3 Uhr nachmittags erschien Herr Lehmann wieder mit der Mitteilung, er sei beauftragt, die Entfernung der Weiche mit Gewalt zu verhindern. Lehmann fügte hinzu, dass er im Falle des Widerstandes mit einer ganze Kompagnie aufrücken werde. Tatsächlich erschien sogleich eine an Zahl der meinigen weit überlegenen Mannschaft und nahm uns die ausgehobene komplette Weiche mittelst eines Güterwagens weg. Solches erlaubte man sich einer staatlichen Verwaltung gegenüber.- Um noch grössere Hässlichkeiten zu vermeiden, setzte ich dem keinen tätlichen Widerstand entgegen, sondern begab mich auf den Spiesshof, wo in Abwesenheit von Direktor Hui dessen Stellvertreter dem Bahningenieur des Bezirks Basel telegraphisch Weisung erteilte, mir die Weiche unverzüglich wieder auszuliefern.

Der Bahningenieur und der Bahnmeister waren gegen mich aufgebracht, weil ich ihnen kurz vorher in die Arme gefallen war, als sie ohne uns zu begrüßen, das heisst widerrechtlich den untern Teil unseres Verbindungsgeleises behufs Einbezug in den Bahnhofbetrieb in Umbau genommen hatten.

Weitere Feindlichkeiten seitens des Bahnhofes brachte dann die Einführung unserer Lokomotive, welche Ende Juli geliefert wurde.

Ich schrieb darauf einen ruhig und sachlich gehaltenen Protest an die Kreisdirektion der Bundesbahnen, indem ich alle seit der Eröffnung des Dreispitzes seitens der Bahnorgane erfahrenen Unbilligkeiten und Vertragswidrigkeiten aufführte und darum bat, die Kreisdirektion möge etwas dafür tun, dass die Beziehungen bessere würden und dass man insbesondere aufhöre, es mir übel zu nehmen und es mich stetsfort entgelten zu lassen, dass ich pflichtgemäss die Interessen der Dreispitzunternehmung in Schutz nehme und deren Rechte wahre.

Von diesem allgemeinen Protest war nun allerdings nicht gerade viel zu erwarten, weil es immer noch zu viel Leute bei der Bahn - bis an die Spitze der Betriebsdepartements - gab, die mehr Lust und Sinn für Streit und eitle Rechthaberei besaßen, als für kommerzielle Erwägungen und für die Rechte der mit der Bahn im Verkehr befindlichen Geschäften. Kritik und Anregung von Aussen vermochten niemals diese Leute zum Nachdenken zu bringen, sondern verletzten bloss ihren Gratel und vermehrten ihre Streitlust.

Weiter brachte der Sommer 1902 die Hochzeit meiner Schwester Elise mit meinem Freund Gottfried Jauslin. Ich war Trauzeuge. Die Veranstaltung fand in ganz bescheidenem Rahmen statt, wie das bei sparsamen Leuten Uebung geworden ist. Fried zog in die Mietwohnung meiner Schwestern Elise und Lina bei Schneidermeister Engler in der Basalgasse ein. Ich hätte für meine Schwester keine bessere Partie, als den friedfertigen und klugen Freund Fried gewünscht.

Im Herbst trat ich zum ersten Mal in den Genuss von Geschäftsferien; bei den Bahnen gab es damals noch keine. Nach der Ferienordnung der Basler Staatsbeamten hatte ich 14 Tage zugut. Ich machte zunächst einen mehrtägigen Aufenthalt bei der mir bekannten Familie des Lehrers Paul Blanc-Trolliet in Cummugny bei Coppet am lieblichen Genfersee. Mit dem Velo, das ich mitgeführt, machte ich tägliche Ausflüge in die Gegend ringsumher, so seeaufwärts gen Nyon, Crassier etc. dann nach Genf und in den angrenzenden französischen Bezirk Gex, wo der vielbesuchte Badeort Divonne liegt. Daneben gab es Gondelfahrten auf dem See, welche ich nie zu machen versäumte, wo sich Gelegenheit dazu bietet. Abends machte man Besuche in bekannten Familien. Sodann ermöglichte mir Herr Blanc eine gründliche Besichtigung des schönen Schlosses Coppet, das im Besitz des französischen Grafen d'Houssonville ist und im Sommer von diesen bewohnt wird.

Anschliessend an diesen zirka zehntägigen Aufenthalt machte ich eine kurze Reise ins Tessin via Bern-Luzern. Ich besuchte Lugano mit Umgegend und darauf noch Bellinzona, wo ich mit einem jungen Geschäftsherrn, Oscar Levy, den ich vom Dreispitz her kannte, verabredetermassen zusammentraf. (Oscar, mit dem ich heute noch befreundet bin, ist der Sohn des bekannten Geschäftsherrn und Politikers T. Levy-Isliker. Levys sind zwar längst Christen, aber, wie der Name weist, väterlicherseits jüdischer

Abstammung.

Aus dem Welschland brachte ich damals die Anregung mit nach Hause, mich selber rasieren zu lernen. So gut wie die Bauersleute in den kleinen Waadtländerdörfchen, wo es keine Coiffeurs gibt, bringst du das gewiss auch zuwege, dachte ich mir, und bist dann der sehr unangenehmen Pflicht enthoben, dreimal per Woche auf die Rasierstube zu gehen und dich von anderen mehr oder weniger sauber einseifen und dazu oft noch schinden zu lassen. Ich erwarb mir Rasiermesser und was dazu gehört und rasierte mich seither ausschliesslich selber und weit besser als die meisten Coiffeurs. Da ich jetzt ziemlich weit von der Stadt entfernt wohne, kommt mir diese Fertigkeit sehr zustatten; Ich spare damit Zeit und Geld und habe die Annehmlichkeit der delikatsten Ausführung noch obendrein.

Vom Wunsch getrieben, womöglich doch noch einen militärischen Grad zu erlangen, machte ich den Versuch, beim Stab der Eisenbahnabteilung anzukommen. Der betreffende Abteilungschef, Oberst Brunner in Bern, antwortete mir aber auf mein Gesuch, dass meine Aufnahme nicht möglich sei. Einmal sei die Zahl der Eisenbahnoffiziere limitiert und es könnten nur solche Beamte in Betracht fallen, die bei einer für den Kriegsbetrieb in Betracht fallenden Eisenbahn dauernd angestellt seien. Angesichts meiner vorzüglichen Zeugnisse tue es ihm leid, mir diesen Bescheid geben zu müssen.

Nachdem ich meinen Austritt aus dem Männerchor Muttenez genommen hatte, weil mir der Besuch der Singstunden dort zu umständlich geworden war, trat ich im Oktober in den Basler Männerchor ein. Da dieser alte Verein sich mit Kunstgesang befasste, worin ich keine Übung hatte, besuchte ich neben den Vereinssingstunden einige Wintermonate die Chorschule der allgemeinen Musikschule bei Lehrer Hegar am Nadelberg.

Dirigent des basler Männerchors war damals Karl Julius Schmidt, ein ebenso feiner wie gemütlicher Musiker und Komponist. Die Singstunden fanden im Kardinalsaal (der jetzt in Geschäftsräume umgewandelt ist) an der Freienstrasse statt und wurden von zirka 120-140 Sängern besucht.

Zum Eintritt in den besagten Gesangverein hatte mich das Bedürfnis, in der freien Zeit auch dann und wann in Gesellschaft zu kommen, gedrängt. Ich hatte damals in meiner freien Zeit und an den Ruhetagen viel gegen die Langeweile zu kämpfen. In Basel besass ich keine eigentlichen Freunde; meine Muttener Jugendfreunde waren jetzt alle verheiratet und selten zu haben. Von meiner Braut hatte ich mich trennen müssen und mein anhänglichster Gesellschafter, Netti, war tot. So fühlte ich mich oft bitter einsam. Die Spaziergänge durch Wald und Feld ohne den munteren Netti waren nicht mehr dasselbe wie früher; ich musste jetzt das treue Tier sehr missen. Wohl brachte mir die Singstunde im Männerchor etwas Kurzweil. Der gesellschaftliche Gewinn aus dem Männerchor entsprach aber zunächst nicht den Erwartungen, einmal weil die Bande unter den Mitgliedern in einem grossen Verein naturgemäss ziemlich lokere sind und dann weil ich selber für neue Freundschaften schwer zugänglich war. Die Verhältnisse wiesen entschieden darauf hin, zu heiraten, allein nach dem Erlebten widerstrebte es mir, rasch von Einer zur Anderen zu gehen. So brach das Jahr 1903 herein, ohne grosse Veränderungen zu bringen.

Zu Ostern besuchte ich den Jugendfreund Wilhelm Willener der mit seiner Familie nach Lenzburg übergesiedelt war. wo er in einem wohlsituierten Kaufhaus Reisendenstelle angetreten hatte und sich nun in guten Verhältnissen befand.

Im Juni verheiratete sich Anna, meine dritte Schwester, in Marseille mit einem Hotelangestellten namens Ernest Beaud, Franzose von Geburt. Die beiden übernahmen dort bald den Betrieb eines kleinen Hotels, wozu Schwester Lina und ich etwelche finanzielle Mithülfe leisteten.

Die Inangriffnahme einer gossen Wasserwerk-anlage mit Filtern am Abhang ob dem Dreispitz durch den Kanton Basel-Stadt brachte Belebung des Verkehrs auf dem Dreispitz. indem sämtliche für das grosse Werk bestimmten Baumaterialien (einschliesslich Kies und Sand für die Betonwände der mächtigen Reservoirs) mit der Bahn auf unseren Geleisen empfangen und von da mittelst Kleinbahn auf die Höhe derBauplätze weiterbefördert wurden.

Mein neuer Departementsvorsteher, Dr. David, war sehr höflich im Umgang. Anreden an mich wie: "Herr Verwalter, womit kann ich dienen?" kamen zum Beispiel bei Herrn Speiser nicht vor. Es war gut mit Herrn David auszukommen, nur musste man ihm nicht viel Arbeit machen. Im Mai hatte ich ihm den Entwurf zu einem Betriebsreglement für die öffentlichen Materiallagerplätze vorgelegt, das gemäss gesetzlicher Vorschrift durch den Regierungsrat zu erlassen war. Herr David machte aber nichts daran; er liess es wie manches andere einfach liegen. Mehr als zwei Jahre später wurde das Reglement dann von einem neuen Chef dem Regierungsrat vorgelegt und in Kraft gesetzt.

In meiner geschäftlichen Stellung war ich sehr selbständig. Der Betrieb und die Haushaltung waren mir ganz anvertraut und doch war ich zuweilen nicht zufrieden dabei, weil es nun Zeiten gab, wo für mich persönlich zu wenig Beschäftigung vorhanden war, was meinem Naturell nicht zusagte. Das junge Geschäft in seinen Anfängen vermochte nach Erledigung der Organisationsgeschäfte nicht, mich vollauf zu beschäftigen, weshalb ich mich sehr nach einer Erweiterung meines Arbeitsfeldes sehnte. Zu Zufriedenheit war und ist mir heute noch ein vollgerüttelt Mass Arbeit fast so notwendig wie das tägliche Brot. Der abgetretene Herr Speiser hatte seinerzeit die Absicht geäußert, das kantonale Salzfactorat noch in meiner Verwaltung einzufügen. Der damalige Inhaber dieses Amtes - Schuler, war ein Mann hoch in den achziger Jahren, der seine Obliegenheiten nicht mehr richtig versehen konnte, weshalb man ihn längst gerne, und zwar mit vollem Gehalt pensioniert hätte. Eines tags teilte mir Herr David mit, die von Herr Speiser früher gehegte Absicht zu realisieren. Ich machte Regierungsrat David darauf aufmerksam, dass wesentliche Ersparnisse an Transportkosten zu machen wären, wenn man das Salzmagazin, das in der Nähe des St. Johantores stand, nach dem Dreispitz verlegte, anstatt solches mittelst Landfuhrwerken in den Salinen Augst und Schweizerhalle zu holen, und dass sich natürlich weitere Ersparnisse aus der Abschaffung des besonderen Salzfactors ergäben. Herr

David nahm diese Anregung, an deren Erfüllung ich neben dem Staat eben mitinteressiert war, mit Erstaunen auf. Er äusserte sich kaum; was er dazu sagte, klang mehr wie Ablehnung. Ich hatte das Gefühl, dass ihm die Anregung deshalb nicht bekam, weil sie von Speiser, das heisst von einem politischen Gegner ausging.

Nach und nach kam ich regelmässig am Samstag abends und etwa auch bei besonderen Anlässen in Basel mit zwei ledigen Herren zusammen, die beide etwas jünger waren als ich, nämlich mit dem bereits erwähnten Oscar Levy, Prokurist in dem grossen Handelsgeschäfte seines Vaters und mit Kurt Seidel, seines Berufs Ingenieur. Ort der Zusammenkunft an Samstagen war das Schweizerhaus am Spalenring oder der neue Gasthof zum Bären in der Aeschenvorstadt. Wir besprachen da zunächst die Tagesneuigkeiten und Anderes und machten darauf gewöhnlich eine Kartenpartie. Das Kartenspiel (Jass) gehörte damals und gehört jetzt noch zu einem mir in Gesellschaft von Kameraden und guten Bekannten sehr angenehmen Zeitvertreib. Viele schelten diese Art der Unterhaltung. Sicherlich aber ist sie besser, als unendliche Kannegiessereien und Schwätzereien. Manch einer täte gescheiter, sich in Gesellschaft an einer gemütlichen Kartenpartie zu beteiligen, als weiter zu reden, wenn der interessante Stoff längst erschöpft ist und dann aus purer Langeweile oft Dinge zu erzählen, die er besser für sich behielte.

An den Samstagen speiste ich fast regelmässig in Muttentz in der Pension Wartenberg zu Mittag, wobei mir eine Pensionärin, Frau Treu, Gesellschaft leistete. Diese, eine schwer melancholischen Anfällen unterworfenen, in meinem Alter stehende Frau, war mir eine sehr angenehme Gesellschafterin. (Sie erschien mit mir nur zu Tische, wenn sie sich wohl fühlte.) Sie war gegenüber praktischen Anforderungen fast ein Kind, im übrigen aber hatte sie eine sehr gute Erziehung genossen und verfügte über umfassende Bildung sowie über ein reines Gemüt. Ihre Art zu reden und über Andere zu urteilen verriet ein seltenes Zartgefühl. Mit ihrem wirklichen Namen hiess sie Emma Dreyfuss - Veit, war also eine Jüdin und lebte von ihrem Mann geschieden. Gerne erinnere ich mich an die traulichen Mahlzeiten und Unterhaltungen mit dieser Frau in der lichten Stube des ruhigen Hauses.

Nach wie vor begab ich mich auch an Wochentagen abends nach Muttentz, zu meinen Angehörigen oder irgendwo zu einem Schoppen. In der kalten Periode, wo das Velo nicht benutzbar ward, ging ich gewöhnlich mit dem letzten in Muttentz anhaltenden Zug, um 10 Uhr 19, heim nach Basel. Fast jedesmal sah ich da Luise Pfirter, meine gewesene Braut. Wie früher brachte Luise jeden Abend ihrer weiter unten im Dorf wohnenden Grossmutter einen Imbiss. Sei es nun aus Absicht oder aus Zufall, kurz Luise war gewöhnlich entweder auf dem Hin- oder auf dem Herwege unterwegs, wenn ich das spärlich beleuchtete Dorf hinab zur Bahnstation ging. Ich ging auf der Hauptstrasse diesseites des Baches. So kamen wir nicht ganz nahe aneinander vorbei, aber doch nahe genug, um von seltsamen Gefühlen erfasst zu werden.

Wäre Luise die Wiedervereinigung erwünscht gewesen? Ich kann es nicht sagen. Bei mir stand fest, dass

meinerseits dahingehende Schritte ausgeschlossen seien.

Zu Grossvaters Zeiten (mein Grossvater Väterlicherseits war anno 1808 geboren) war das alte Dorf Muttentz noch nicht gross. Anno 1860 zählte es nach einem mir zu Gesicht gekommenen Volkszählungsblatt 1707 Einwohner. Zu der Gemeinde gehörte dazumal allerdings noch die Ansiedelung auf dem Birsfeld, welche in dem genannten Jahr nebenher für sich 1431 Ansässige zählte. Noch zu Anfang des Jahrhunderts war aber, wie ich schon früher erwähnt habe, auf dem Birsfeld nur ein einziges Anwesen, nämlich ein Bauernhof und die Gemeinde Muttentz wird da im ganzen vielleicht 1500 Einwohner gehabt haben.

Die Gestalt und Ausdehnung des Dorfes sollen bis dahin mehrere hundert Jahre hindurch fast unverändert dieselben gewesen sein. Die vorhandenen fünf Gassen gingen strahlenförmig von einem Punkte, nämlich von der befestigten Kirche aus nach allen Richtungen. Die Burggasse (Richtung Wartenberg) war zirka 260 m lang; ihr oberstes Haus stand unterhalb der jetzigen Pension Wartenberg. Die Gempengasse war ungefähr 425 m lang; ihre obersten Häuser standen an der Wegscheide nach den Reben und dem Sulz. Die Geispelgasse war etwa 200 m lang; deren oberste Häuser standen an der Wegscheide nach dem Geispel und der Rütihard. Die Baselgasse hatte eine Länge von 222 m; sie ging beidseits mit je einem Haus über den Punkt hinaus, wo ein Fahrweg nach dem sogenannten Sprung und der Rütihard abzweigt. Das Unterdorf war eine breite Gasse von zirka 425 m Länge; sie endete beim Gasthaus zum Rössli, etwas unterhalb der Stelle, wo ein Weg (Rössligasse) nach der sogenannten Breite abzweigt. Hier bildeten also das Rössli und gegenüber der grosse "Hof" (ein Bauernhof) das Dorfende.

Mitten durch das Dorf von der Gempengasse her) floss der Bach in niederem natürlichem Bett, das bei Hochwasser, namentlich im Unterdorf, oft überflutete wurde. Da die Brücken spärlich waren, wurde an zahlreichen Stellen mit den Wagen direkt durch das Wasser gefahren, wenn es, wie gewöhnlich nicht hoch war, während dem Fussgängerverkehr zahlreiche hölzerne Stege dienten. Die Jauche von den Ställen und Misthaufen wurde nicht wie jetzt gesammelt und aufs Feld geführt, sondern in den Bach laufen gelassen. Mit dieser Mischung wurde der Bach regelmässig zum Wässern der in der Niederung gelegenen Wiesengelände benützt.

Abseits der beschriebenen Gassen standen ausser den Nebenhöfen nur die Mühle und die Ziegelhütte, die beiden einzigen Fabrikationsgeschäfte des Dorfes. Erstere, welche längst ausser Betrieb ist, befand sich auf der südlichen Höhe am Bach unterhalb dem Dürrrain und die Ziegelhütte hart hinter dem Dorf beim Gottesacker am Rothausweg. Die im Banne vorhandenen Nebenhöfe, hauptsächlich landwirtschaftliche Betriebe, waren folgende: Das Schänzli und die Schweizerau, beide auf der Anhöhe ob der Birs und rechts am Fussweg nach Basel, (Bis in meine Jugend ging der Fahrweg nach Basel über Birsfelden, bei St. Jakob befand sich bloss ein hölzerner Steg über die Birs für Fussgänger.) welche zusammen mit drei anderen Häusern einen Weiler, genannt

Schänzli, bildeten; Die Hagenenau, am Birsufer 150 m nördlich der Schweizerau und etwa 8 m tiefer als diese; der Birsfelderhof, drunten am Rhein bei der Birmündung; Die Au, eingeschlossen von der Hardwaldung und dem Rhein gegenüber dem badischen Dorf Grenzach; Das Rothaus (ein Herrenhaus mit grossem Pachthof) und das Solbad sowie eine Seilerei in der Schweizerhalle; Hinter wartenberg; ferner der Sulzhof, an der Anhöhe gegen Gempfen; und schliesslich der Rütihardhof, jenseits der Rütihardhöhe ob der Birs nahe bei Münchenstein.

Im Engental, am Waldrand unterhalb dem Lachenköppli, etwa 100 m höher als das Dorf, hat früher noch ein Frauenkloster gestanden. Jetzt sind davon keine sichtbaren Spuren mehr vorhanden. Die Matte, auf der das Kloster gestanden hat, gehörte einst meinem Grossvater, der, wie er mir erzählte, die letzten Mauerreste des einstigen Gebäudes beseitigt hat, um Wiese an Stelle des Gebäudeplatzes zu setzen. Später hat Kunstmaler Jauslin an einer Saalwand des Gasthauses zum Bären in Muttenz ein grosses Bild gemalt, darstellend wie ein junger Elsässer Herr in der Nacht seine Geliebte aus diesem Kloster entführte.

Die Einwohnerschaft von Muttenz bestand fast ausschliesslich aus Bauersleuten. Selbst die Pfarrer trieben teilweise Landwirtschaft (bis in meine Knabenjahre warem dem Pfarrhaus Scheune und Stallung angegliedert, die in ihren letzten Jahren freilich als Feuerspritzenhaus verwendet und vor etwa 30 Jahren ganz entfernt wurden. Auf der sogenannten Dorfmatte war das "Pfarrland", welches dem Pfarrer zu Verfügung stand) und bei den ersten Schullehrern war offenbar schwer zu unterscheiden, ob die Schule oder die Landwirtschaft ihre Hauptbeschäftigung war. Einige Einwohner trieben freilich neben der Landwirtschaft die im Dorf nötigsten Handwerke, zum Beispiel das Wagner-Schmied- Küfer- Hafnerhandwerk. Ausschliesslich auf ihrem Beruf arbeiteten etwa die Schneider und Schuhmacher, die nicht in ihren Wohnungen, sondern auf der "Stör", das heisst abwechslungsweise in den Häusern der Einwohner sich betätigten und da genährt wurden. (Noch in meinem elterlichen Haus wurde das Schuhwerk für die ganze Familie auf der Stör hergestellt. Zuerst durch Schuhmacher Ramstein, später Fehrlers.)

Der Bann Muttenz war sehr gross; er reichte in Richtung süd-nord von den Höhen Schön matt und Rengers matt an den Banngrenzen Gempfen und Arlesheim bis an den Rhein, nordwestlich bis an die Birmündung, und in der Richtung west - Ost vom Birslauf bis zum Lachmatthof an der Banngrenze Pratteln.

Bis in das erste Drittel des vorigen Jahrhunderts vermochte die vorhandene Bevölkerung von Muttenz nicht alles in dem grossen Banne vorhandene Feld voll zu bebauen. Gedüngt und richtig bewirtschaftet wurde nur das Land in der näheren Umgebung des Dorfes und von dem abgelegenen etwa noch solches, das gute Erde aufwies und leicht zugänglich war. Das magere Land, zum Beispiel grosse Stücke im Luzert gegen dem Schänzli und im sogenannten Käppeli gegen Neuwelt wurden nur alle 2 - 3 Jahre bebaut. Die Bergwiesen, nämlich das Wiesengelände im Geispel, Eselhalde, Senimatten, Sulz, Zinggibrunnen etc. wurde bloss geheuet und dabei das Heu in Bündeln zu Tal befördert. Es dünkt uns jetzt komisch, dass die Bauern noch vor weniger als hundert Jahren im Fuhrwerk nicht so geübt waren, dass sie mit Wagen zu Berg fuhren. Der Grund dafür war hauptsächlich das Fehlen von Fuhrwagen. Das Bergfutter und das Holz aus den Wäldern wurden hinuntergetragen bzw. geschleppt, das Holz natürlich in der Regel mittelst Schlitten. Ebenso wurde der Dünger für die Reben auf dem Rücken in den Rebberg getragen, gleich wie umgekehrt im Herbst die Trauben ins Dorf. Der erste welcher das Kunststück vormachte, mit Ross und Wagen in den Berg zu fahren, zunächst um Futter (Heu) zu holen, soll ein Knecht des Schlüsselwirts Mesmer namens Sylvester gewesen sein. Nach und nach unternahm man es, in alle hohen Bannregionen zu fahren und zu diesem behufe dahin ordentliche Fahrwege herzustellen.

Von dem Knecht Sylvester, der ein eigener Kauz gewesen sein soll und in aller alten Leute Erinnerung stand, zirkulierten allerhand Schnurren. Gemeindepräsident Eglin erzählte mir, Sylvester habe 30 Jahre im Schlüssel gedient und von Mesmer nach einem Dorfgerede ziemlich spärlichen Lohn empfangen, so dass deswegen bei seinem Tod folgendes zweideutiges Gedicht entstanden sei:

"Sylvester war ein treuer Knecht,
er dient dem Herren immer recht;
Nun steigt er auf zu Gottes Tron,
Im Himmel bekommt er seinen Lohn."

Persönlich glaube ich zwar nicht recht daran, dass der geschätzte Schlüsselwirt Mesmer und erste Baselbieter Nationalrat Sylvester einen geringeren Lohn hat zukommen lassen, als dieser dazumal anderswo empfangen hätte.

Bevor man mit Wagen und Dünger in das Berggelände fuhr, besorgten das Düngen der dortigen Wiesen die Schafe. Dazumal wurde die Wolle für Strümpfe und Kleider von den Frauen noch selbes gesponnen, gleich wie aus dem Flachs das Garn für Hemden und Bettdücher. (Noch meine Grossmutter mütterlicherseits habe ich oft am Spinnrad zugeschaut wie sie Flachs spann. Zu dieser Zeit waren aber die Schafherde und der Hirte in Muttenz bereits abgetan.) Fast in jedem Hause wurden der benötigten Kleider wegen Schafe gehalten, die zur geeigneten Zeit von einem gemeinsamen Hirten gesammelt und auf die Weiden getrieben wurden. Die Düngung von Wiesenplätzen, für die dem Hirten von den Auftraggebern eine kleine Extragebühr zukam, geschah, wie man heute etwa im Elsass noch sieht, in der Weise, dass der Hirte die

Schafe über Nacht mittelst einer leichten Einfriedigung eingeschlossen, so dass der betreffende Platz bis am Morgen reichlich und gleichmässig mit den Exkrementen der Tiere belegt war. (Ich habe einmal da auf dem Dreispitz einem wandernden Schafhirten auf sein Bitten mit etwa 500 Tieren auf einem eingefriedigten Platz Nachtquartier eingeräumt. Am Morgen war ich aber unliebsam erstaunt über die Menge Mist, die die Schafe dahinten liessen)

Soweit die Schafwolle nicht im Dorfe selbst zu Kleidern verarbeitet wurde, konnte sie beim Tuchweber in Liestal oder Basel gegen Tuch eingetauscht werden, so wie man das Korn beim Müller gegen Mehl umtauschen konnte. In Ermangelung von Fabriken und Verkehrsmitteln und bei der Knappheit des Bargeldes war man darauf angewiesen, sich punkto Nahrung und Kleidung selber zu helfen. Dass dabei sowohl die Nahrung als die Kleidung einfach waren, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Einen breiten Raum in der Betätigung der Muttenser Bürgerschaft nahm zu Grossvaters Zeiten der Weinbau ein. Hatte Muttens den grössten Bann im Baselpier, so hatte es darin auch den grössten Rebberg. Ausgehend vom Brunnenrain bis in den Zinggibrunnen mass das Reb Gelände am vorden Wartenberg 110 Jucharten. (Eine Jucharte = 3600 Quadratmeter). Hinter Wartenberg befanden sich dann noch weitere 10 Jucharten und die Feldreben sollen einen Umfang von zirka 40 Jucharten gehabt haben. Letztere befanden sich in der Ebene oberhalb dem Schänzli am Weg nach dem jetzigen Birsfelden. Ich selbst habe dort keine Reben mehr gesehen, weil die letzteren davon lange vor meiner Geburt ausgemacht worden sind, jenes Gelände heisst indessen immer noch "in den Feldreben." Dass die bezeichneten grossen Reb Gelände viel zu schaffen gaben, ist ohne weiteres klar. Dazu arbeiteten Rebleute von Muttens regelmässig noch in den Reben der Basler vor dem Aeschentor und bei St. Jakob. Immerhin war die Zahl der nötigen Arbeiten in den Reben geringer als jetzt. Infolge Krankheiten werden seit den neunziger Jahren die Reben jährlich 2 - 3 mal im Sommer mit einer chemischen Lauge bespritzt und ausserdem noch geschwefelt, von welchen umständlichen Arbeiten man früher nichts wusste. Nach den Berichten der Alten soll der Weinertrag der Muttenser Reben punkto Menge und Güte oft ein sehr erfreulicher gewesen sein. Da gab es im Herbst bewegtes Leben ins Dorf. Vorerst wurden am Bach die Bockten, Fässer und grossen Zuber verschwellt; ein ganzes Heer dieser Gefässe war da das Dorf hinauf beidseitig am Bach aufgestellt. Die Weinlese selbst dauerte oft bis zu 3 Wochen, wobei die jungen Leute in den Reben und auf dem Heimweg freudig ihre Pistole knallen liessen. In Ermangelung von Verkehrsbeziehungen blieb der Wein meistens im Dorf und war sehr billig, sodass jedermann davon genügende Menge hatte. Natürlich brauste da im Herbst der Sauser nicht nur in den Fässern, sondern gewöhnlich auch in den Köpfen.

Wer wollte, konnte ohne Umstände eine sogenannte "Eigengewächswirtschaft" auf tun und sein entbehrliches Produkt durch Verwirten an den Mann bringen. Bis in meine Jugendzeit gab es alljährlich vorübergehend solche Wirtschaften.

So grosse Rebenertäge, wie sie aus den früheren Jahren von den Alten geschildert wurden, habe ich keine erlebt. Seit meiner Jugend gab es daheim höchstens noch gute Mittelherbste. Gar manchmal klagte der Grossvater, wenn wir miteinander in den Reben arbeiteten (wir hatten an 5 Orten) über den Rückgang des Ertrags, über den ungünstigen Stand der Rebe gegenüber

früher. Merkwürdigerweise hatten die alten Leute die böse Eisenbahn im Verdacht, durch den Rauch und Dampf der Lokomotiven die Reben ungünstig zu beweinflussen. Seither sind infolge des geringen Ertrags schon viele Rebäcker im Berg in Wiesen- oder Ackerland umgewandelt worden. Wären die einzelnen Rebparzellen nicht so klein, so ginge es mit ihrer Umwandlung noch schneller, aber infolge ihrer Kleinheit und teilweise Steilheit ist es vielfach nicht tunlich, Wiese oder gewöhnliches Ackerland daraus zu machen

Ein angenehmes Gepräge gaben früher der Landschaft die grosse Zahl vorhanden gewesenen Nussbäume. An der Landstrasse nach Basel und Pratteln standen diese Bäume in dichter Reihe, und zahlreich, doch mehr zerstreut, im rauhen Boden des Luzert und im Käppeli oberhalb der Birs. Seit den siebziger Jahren ist mit dem Nussbaum leider bedenklich aufgeräumt worden. Die grosse Nachfrage nach Nussbaumholz für Gewehrschäfte und die Notwendigkeit, das Land intensiver zu bewirtschaften, das heisst der Umstand, dass unter dem Nussbaum die Kulturen schlecht gedeihen, sind die Ursachen dieser Aufräumung.

Das gesellschaftliche Leben der Dorfbewohner war, wenn man von dem Sichfinden der jungen Leute absieht, gering. Es war weniger wie jetzt Uebung, abends ins Wirtshaus zu gehen, zumal man zum Durstlöschen das Bier noch nicht hatte. Regelmässige Zusammenkünfte zum Plaudern und Rauchen haben einst auf der Wachtstube der Kirche stattgefunden.

Neben einigen Einsassen (Nichtbürgern) setzte sich die Einwohnerschaft von Muttenz aus folgenden Bürgergeschlechtern zusammen, welche ausnahmslos protestantischen Glaubens waren:

Aebi, Balsiger, Brodbeck, Brüderlin, Brugger, Dietler, Eglin, Gass, Gisin, Glinz, Gschwind, Hammel, Hauser, Heid, Hess, Honegger, Jauslin, Iselin, Levater, Laupin, Lüdin, Lüthi, Meier, Mesmer, Pfirter, Ramstein, Rudin, Schenk, Schmid, Scholer, Schorr, Schneider, Schwob, Seiler, Spänhauer, Stingelin, Stohler, Tschudin, Urech, Vogt, Wälterlin, Wiesner, Weber.

Im Aussterben begriffene Bürgergeschlechter waren: Huber, Pfau und Uerbin.

Als ich anfangs der achziger Jahre als kleiner Knabe auf die Gasse kam und anfing, mir die Dinge zu besehen, hatten sich die Gassen, mit Ausnahme des Unterdorfs, gegenüber der vorhin gegebenen Beschreibung nicht oder kaum merklich verlängert. Am Ende der Burggasse war ein einziges Haus, die Pension Wartenberg hinzugekommen. Die Gempen- und Geispelgasse nur um 3 Häuser an der linken Seite. Im Unterdorf dagegen standen nun unterhalb dem Rössli beidseits des Baches bis zum Eichli (jetzt Warteck) bis da wo der Dorfbach, der innerhalb des Dorfes inzwischen gemauerte Ufer bekommen hatte, rechtwinklig gegen Basel sich wendet, zirka 20 mehr oder weniger neue Häuser. Vier weitere Häuser waren an der Dorfmatte entstanden und bildeten den Anfang an der Prattlerstrasse. An der Hard, in einer Entfernung von annähernd 600 m vom Unterdorfende befand sich die Station der Centralbahn, mein Geburtshaus, nebst der üblichen Stationswirtschaft. Da und dort hatten sich die alten Gassen durch Neben- oder Hinterhäuser verdichtet. Auch auf dem Schänzli waren 2 Häuser hinzugekommen. Sodann war Birsfelden eine selbständige politische Gemeinde geworden, hatte aber von der Muttergemeinde Muttenz sehr wenig Land erhalten. Die Banngrenze zwischen den beiden Gemeinden ging von der Hagnau aus am unteren Ende der

Hard entlang an den Rhein. Das Dorf Muttenz bot also im Ganzen das althergebrachte Bild, mit einer sichtbaren Zugabe im Unterdorf. (Die Unterdorfstrasse wird jetzt offiziell "Hauptsstrasse" genannt.) Im Uebrigen war das weite Gemeindegebiet, abgesehen von den angeführten Nebenhöfen und Birsfelden, noch gänzlich freies, das heisst unüberbautes Wald- und Kulturland.

Seither, bis zu der Zeit, wo ich das Schreibe, hat sich das Dorf aber bedeutend erweitert. Die rapide Entwicklung der Stadt Basel, die jetzt bald 140'000 Einwohner zählt, der beschränkte Platz daselbst, die damit verknüpften hohen Land- und Mietpreise und die Abneigung gegen die kasernenmässige Wohn-

ung der Stadt drängen Viele hinaus in die umliegenden Gemeinden, wo nun hübsche Ein- und Zweifamilienhäuser mit Gärten nur so aus dem Boden wachsen. Am meisten sind diejenigen Gemeinden von der Entwicklung ergriffen, welche bereits Tramverbindung mit Basel haben, so Arlesheim, Münchenstein-Neuwelt, Birsfelden, Binningen, Allschwil und Riehen. Muttenz, das die Tramverbindung noch nicht hat, erweitert sich zuzeit weniger schnell. Indessen ist sein geschlossenes harmonisches Dorfbild doch schon sehr verändert. Am Rothausweg, auf der Breite, auf der Dorfmatte in den Bitzenen, am Bachgraben bis unterhalb der Eisenbahnstation im Dornhag und an der St. Jakobstrasse dem Bach entlang bis zum Abfalter stehen schon durchweg ganze Gruppen neue Häuser, die da zusammen das Bild einer auseinander gelaufenen Schafherde bieten.

Noch zu meiner Knabenzeit gab es nur einge wenige Häuser, die nicht Scheune und Stall hatten. Denn selbst diejenigen Muttenzer, die in der Stadt Anstellung hatten, trieben daheim mit ihren Angehörigen im Kleinen noch Landwirtschaft, wie zum Beispiel mein Vater. Nun sind in der letzten Zeit schon zahlreiche Scheunen und Ställe verschwunden. Die Landwirtschaft wird nach und nach zurückgedrängt. Das meiste Land in der Ebene, sowie am Brunnenrain und an sonstigen schönen Lagen wird von der Spekulation (für Bauplätze) erfasst. Die Bauern, die da Land haben, können es jetzt noch bewirtschaften, sobald es aber die Hand wechselt, ist der Preis für landwirtschaftlichen Betrieb zu hoch, es wird eine Beute des städtischen Einflusses. Begreiflicherweise gehen nun die Bauern selbst unter die Spekulanten, indem sie teures Land hartnäckig behalten und, so weit sie es vermögen, frei werdendes dazu kaufen um den Wertzuwachs zu steigern und dadurch selber zunächst zu gewinnen. Daher und weil viel Land da ist, wird der Kampf mit der Landwirtschaft ein langer werden. Immerhin steht Muttenz jetzt an der Schwelle einschneidender Veränderung. Die Trambahn Basel - Muttenz wird jedenfalls nächstes Jahr (1913) erstellt und, wenn vielleicht nicht gleich, so doch bald bis Liestal weitergeführt. Diese Bahn allein wird Muttenz viele Bauten bringen. Es steht aber noch ein viel grösseres Unternehmen vor der Tür, nämlich die Verlegung des Basler Rangierbahnhofs auf das Muttenzerfeld, in die Schänzli-Feld-reben-Kriegsackerzone. Noch ist hierüber nichts beschlossen und so viel wie nichts vorbereitet, allein meines Erachtens kommt die Bahn nicht darum herum. Der Platz im Wolfbahnhof ist längst zu klein und es wird darüber beständig von allen Seiten geklagt und an den Bahnbehörden betrieben, den Bahnhof endlich zu erweitern. Allein diese sperren sich dagegen, so lange sie können, weil es sich um ein ausserordentlich kostspieliges und wegen der Mannigfaltigkeit der Anforderungen, schwieriges

Vorhaben handeld. Ein grosses Hindernis bietet das breite zu überführende Birstal. Ein anderes Projekt sieht die Verlegung des Rangierbahnhofes auf das Reinacherfeld vor; ich glaube aber nicht, dass dieses zur Ausführung gelangt.

Auf alle Fälle wird Muttenz in nächster Zeit stark in den Strudel der "Entwicklung" gezogen. An Stelle des alten Bauernhofes wird ein Wohndorf treten für Arbeiter, Angestellte, Beamte und Geschäftsleute. Das Dorf wird von der grossen Verkehrs- und Geschäftsstadt Basel umfassen, das heisst mit ihr zu einem einzigen Wirtschaftsgebiet vereinigt, gleich wie die anderen nahe der Stadt gelagerten Gemeinden. Man mag diese Entwicklung und Umwandlung ansehen wie man will, aufhalten kann man sie nicht. Wo eine aufstrebende Stadt mit ihren Bedürfnissen und mit ihrem Geld einsetzt, ist die Landwirtschaft über kurz oder lang geschlagen. Das Bedürfnis der Stadt Basel, die umliegenden Dörfer einst einzugemeinden, das heisst mit ihr zu einem einzigen Gemeindebann zu vereinigen, dürfte später in Basel die Haupttriebfeder dazu werden, die politische Wiedervereinigung mit dem Kanton Baselland anzustreben.

Leider wird von Muttenz, wie anderwärts der Fehler gemacht, dass das vorhandene ebene Gelände ziel- und planlos mit Häusern übersät wird, sodass später für grössere geschäftliche Betriebe zusammenhängendes Terrain fehlt. Zufolge der hohen Bodenpreise werden diejenigen Betriebe, die viel Platz brauchen, nach und nach aus der Stadt gedrängt. Sie sollten daher in den Aussengemeinden ein im voraus für sie bestimmte Stätte finden. Mit vielen Wohnungen ist die Sache nicht gemacht, es müssen auch Handel und Gewerbe da sei. Vor einem Jahr (anno 1911) anlässlich einer gründlichen Studie darüber, wie ich das Dreispitz-Unternehmen zu erweitern gedenke, habe ich Herrn Regierungsrat Speiser auf die Notwendigkeit der Vorsorge bezüglich des benötigten Landes wie folgt aufmerksam gemacht: "Das uns zur Erweiterung auf Kantonsgebiet gegen dem Ruchfeld noch zur Verfügung stehende Gelände umfasst ca 180'000 m². Damit lässt sich noch viel machen; unser jetziger Betrieb umfasst 93'000 m². Immerhing sollte die Christoph Meriansche Stiftung die Landankäufe auf dem Reinacher- und auf dem Muttenzerfeld nördlich der Bahnlinie womöglich fortsetzen, um damit Platz für spätere Verlegung unseres Unternehmens zu bekommen. Die geschäftlichen Betriebe mit Geleiseanschlüssen können nicht in hügeliges Gelände verwiesen werden. Darum sollte sich die Stadt mit ebenem Terrain versorgen, so weit es noch möglich ist.

Auf dem Muttenzerfeld bleibt indessen auf alle Fälle eine prächtige Reserve ebenen Landes, das Hardwaldgelände."

Wenn ich auf dem Wartenberg, dem köstlichen Aussichtspunkt stehe, und nun so in Gedanken über die Zukunft auf die lieben heimatlichen Gefilde, die da in greifbarer Nähe zu Füßen liegen, hinunter sehe, so erfasst mich immerhin Wehmut. Das alte Muttenz wird verschwinden. Alle die wunderbaren Wiesengelände am Brunnrain, auf der Dorfmatte, in den Bitzenen, am Bachgraben, im Dornhag undsoweiter werden ganz übersät werden von einem Sammelsurium von Gebäuden. Schon jetzt ist einzig noch der Brunnrain intakt, die Perle der Wiesengelände. Jeweils im Frühling war es bisher, mit dem frischen Grün der Matten und dem Wald von blühenden Bäumen, der reinste Lustgarten; wie lange noch? Fast ebenso hübsch war es am Bachgraben (zwischen Unterdorf und Bahnstation). Da hatten wir nebeneinander zwei liebevolle Matten

mit Kirsch- und Aepfelbäumen, auf denen ich zur Entezeit sozusagen mit jedem Ast Bekanntschaft machte. Vor etwa 14 Jahren hat der Vater die beiden Matten dem Baumeister Jordan um die hohe Summe von 8000 Fr. verkauft, während er seinerzeit vielleicht den zehnten Teil dafür bezahlt hat. Jetzt stehen drei Wohnhäuser darauf. So wird ein heimeliges Plätzchen nach dem andern umgebracht. Jedesmal wenn mich meine Wanderungen über den Wartenberg oder die Geispelhöhe führen, betrachte ich so recht inniglich die mir aus der Knaben- und Jünglingszeit lieben Dorfbilder, so weit sie noch vorhanden sind, und rege mir die vergangenen in der Erinnerungen wach, um sie so lange als möglich in mir festzuhalten.

Mit der Schilderung meines Lebenslaufs bin ich bis zum Herbst 1903 gelangt. Vom 1. - 18. September hatte ich wieder Militärdienst zu leisten. Der Infanterist wurde damals nicht, wie jetzt alle Jahre, sondern bloss alle zwei Jahre einberufen. Ich war inzwischen, weil dauernd in Basel wohnend, vom Landschäftler Bataillon 52 in das Basler Bataillon 54 II. Kompagnie versetzt worden. Die Besammlung fand in der Kaserne im Klingental statt. Mein Zugführer war Oberleutnant Krebs, Kompagniekommandant: Hauptmann Köchlin, Bataillonschef: Major Bernoulli. Wir bestanden einen mehrtägigen Vorkurs in Liestal mit Quartier in den Kasernen. Ich war gern in Liestal im Militärdienst wegen der zahlreichen Bekanntschaft, die sich da im Regiment aus Stadt und Land zusammenfand und wegen dem fröhlichen Soldatentreiben, das sich, alles nahe beieinander, allabendlich bis zum Zapfenstreich im Städtchen und in den bekannten Wirtschaften entwickelte. Im Vorkurs unter Hauptmann Köchlin hatten wir es verhältnismässig gemütlich, Herr Köchlin (Notar und sonst bekannter Mann in Basel) machte seinen letzten Dienst und liess so viel er konnte gewähren. Eines Morgens zog er mit seiner Kompagnie zu kleinen Uebungen gen Arisdorf über Füllinsdorf. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Als wir oben im Strasseneinschnitt den Anfang des Dorfes Füllinsdorf erreichten, stand da rechts ziemlich hoch über der Strasse im schattigen Garten einen hohe, sympatische Mädchengestalt im lichten Sommergewand und blickte mit ihren hellblauen Augen ruhig auf die langsam ansteigende Soldatenschar herunter. Sie wusste, dass die Mannen von Basel und Baselland sich im Dienste in Liestal befanden und schaute nun, ob sie unter der Abteilung nicht einen Bekannten sähe. Richtig, da war einer. Schang (Jean) Iselin vom Dreispitz! (Ich stand mit dem Mädchen nicht auf "Du", die jungen Leute ihrer Familie sprachen aber unter sich von mir einfach vom "Iseli Schang".) Unsere Augen begegneten sich und wir grüssten einander aufs freundlichste. Mit der Kompagnie zog ich darauf bergan meines Weges, aber das liebeliche Bild von dem jungen Mädchen im strahlenden Morgen unter lauschigen Bäumen hatte sich tief in mir eingepägt, so tief, dass ich den angenehmen Eindruck dieser Begegnung nie vergesse. Oben auf der Höhe im Wald machten wir im kühlenden Schatten Halt. Da kam mein ehemaliger basler Schul- jetzt Amts- und Militärkamerad, Hans Meier, Sekretär des Staatskassiers, aus der Reihe zu mir und erkundigte sich nach Namen und Verhältnissen des Mädchens,

welches mich unten im Dorf so freundlich gegrüsste habe, worauf ich ihm Bescheid gab. Es war Lina Suter, die Stiefschwester von Anna und Luise Suter aus der Schweizerhalle, von denen ich früher schon berichtet habe. Ihr Vater hatte die Seilerei und Landwirtschaft in der Schweizerhalle seinem Sohn Karl übergeben und sich auf dem schönsten Anwesen in Füllinsdorf, das er gekauft, in den Ruhestand versetzt.

Lina war jetzt 18 1/2 Jahre alt. Die Gedanken an sie konnte ich in den folgenden Tagen nicht los werden. Wiederholt hatte ich sie als Kind in der Schweizerhalle und später bei ihrem Schwager Albert Schaub-Suter in Muttenz gesehen. Das erste Jahr nachdem sie aus der Welschland-Pension zurückgekehrt war, hatte ich einmal nach einem Konzertanlasse im Bären in Muttenz viel mit ihr getanzt, da sie meine Tischnachbarin war. Merkwürdigerweise war ich da fast jedesmal in ihrer Uhrkette hängen geblieben wenn wir uns nach dem Tanze trennen wollten, so dass es jeweils nötig war, die Verwicklung zu lösen, bevor wir uns setzen konnten. Das hatte einem alten Bauer, mit dem Dorfname Bäreniggis Hans, der das angesehen, zu der Bemerkung Anlass gegeben: "ich wette, Ihr beide kommt noch zusammen". Lina Suter war aber damals noch so jung, erst 16 Jahre alt gewesen, dass ich an die Prophezeiung nicht geglaubt hatte. Letztmals war ich Ende Juli des laufenden Jahres 1903, anlässlich des kantonalen Schützenfestes in Liestal in ihrer Gesellschaft gewesen. Sie hatte sich dort mit ihrer Schwester Luise, mit ihrer jungen Base Rosa Suter und mit ihrem Schwager Schaub am Feste eingefunden. Als sie sich mit den andern Mädchen auf ein Karussell begeben, hatte ich mich frischfröhlich zu ihr gesetzt und nachher unter eine Gelegenheitskarte vom Fest, die von der Gesellschaft an sie abgesandt worden war, zu ihrer grossen Freude auch meinen Namen gesetzt. Wie ich später sah, hatte Lina die Karte mit meinen Namen sorgfältig aufbewahrt.

Längst hatten die hohe gefällige Gestalt und das ruhige und sympatische Wesen von Lina Suter mich angezogen. Allein es war da auch jetzt noch, wo sie punkto Alter nachgerückt war, ein Häckchen. Neben ihr befand sich noch ihre um zehn Jahre ältere Stiefschwester Luise zu Hause, welche bis dahin vergebens auf mich gehofft hatte. Mit Luise war ich ab und zu, besonders früher, zusammengekommen, und als ich noch schlecht besoldeter Angestellter der Centralbahn war, hatte mir Albert Schaub anlässlich eines zufälligen gemeinsamen Besuchs in Schweizerhalle nahe gelegt, dass Luise (seine Schwägerin) mich gern sähe und dass das etwas für mich wäre. Da ich niemals ein Mädchen, das mir seine Sympathie bekundete, durch direkte Ablehnung oder Indiskretion verletzen mochte, hatte ich die Mitteilung meines Freundes ohne den geringsten Ton von Ablehnung entgegen genommen und bloss geantwortet, dass mir meine Stellung leider noch lange nicht erlauben werde, ans Heiraten zu gehen. Wie ich später erfuhr, hatte Albert Schaub vor und nach meiner Verlobung mit Luise Pfirter die Hoffnung bei Luise Suter auf mich genährt; in derlei Dingen war Albert etwas ähnl. Als junges Mädchen hatte mir Luise ganz gut gefallen, später aber weniger mehr. Sie war klug und tüchtig, hatte aber etwas Scharfes und Hartes an sich, das mich abstiess, so dass ich ganz von ihr absah. Nun schien es mir schwer zu machen, den jungen Lina näher zu treten, so lange Luise ledig im Hause war.

Am folgenden Sonntag nach der Begegnung mit Lina in der Kompagnie führte mich der Weg zufällig wieder nach Füllinsdorf.

Ein Füllinsdörfer Soldat hatte mir gemeldet, dass meine Base Rosalie Marti-Alt in Füllinsdorf, von deren Hochzeit ich berichtet habe, infolge einer Geburt schwerkrank darniederliege. Da wir Sonntag nachmittags beurlaubt waren, pilgerte ich von der Kaserne Liestal aus allein hinauf um Rosalie zu besuchen, daneben hoffend, bei dieser Gelegenheit Lina Suter wieder zu sehen.

Ich fand Rosalie, deren Mann Eigentümer des Nebenhofes "im Einschlag" war, sehr krank vor. Im Fieberdurst hatte sie vorher auf dem Nachttischchen in einem Glas befindliches Kirschwasser, das zum Einreiben bestimmt war, ergriffen und getrunken, wodurch sie ganz gestört war. Der Arzt, Dr. Meier von Frenkendorf war auch gerade da; er hoffte, die Kranke davon zu bringen. Wider Erwarten starb sie aber später an den Folgen dieser Krankheit.

Nach dem Krankenbesuch ging ich das Dorf hinab und sah Lina Suter mit einer Freundin im Garten ihres Hauses unter den Bäumen über der Strasse sitzen. Ich grüsste wiederum hinauf und fragte, ob ich ein wenig Gesellschaft leisten dürfe, was bejaht wurde. Darauf stieg ich ohne weiteren Vorwand die hohe Böschung hinan und erreichte auf einem kleinen Umweg um ein lauschiges Gartenkabinet die Mädchen. Lina Suter empfing mich, der ich militärisch salutierte, mit Freundlichkeit und der ihr in hohem Masse eigenen Anmut. Obgleich sie mich schon gerne sah, dachte sie doch, der Besuch gelte vielleicht nicht ihr und sagte deshalb, nachdem ich mich gesetzt hatte, ihre Schwester sei nicht hier, sie sei in den Ferien in Genf, worauf ich aufrichtig entgegenete, das mache nichts. Ich genoss jetzt in Gegenwart der Mädchen ein köstliches Plauderstündchen, das verschönt war durch das helle Wetter und durch das reizende Plätzchen im Garten, von wo aus man eine prächtige Aussicht ins Ergolztal, auf das gegenüberliegende Frenkendorf und auf die nahen und fernen Jurahöhen geniesst. Je mehr ich dabei Lina beobachtete, desto mehr gefiel sie mir. Sie war sehr gross und wohlgerstaltet, hatte auffallend sanften Gesichtsausdruck, grosse blaue Augen, hohe Stirn, weiche längliche Nase und einen feinen Mund. Sie trug ein leichtes Kleid von Lilafarbe, das mit ihrem leicht blassen, aber jugendfrischen Gesicht gut harmonierte. Dass ich sie wohlgefällig betrachtete, entging besonders ihrer anwesenden Freundin nicht. Schliesslich kam ihr Vater, ein 60 jähriger Mann, zum zweiten Mal Wittwer und ehemaliger Hauptmann der Infanterie herbei, den ich, als simpler Füsilier, stamm militärisch grüsste. Der gute Mann war auch der Meinung, ich hätte Luise besuchen wollen, von der er wusste, dass sie mich sehnlich begehrte. Er war daher über meine Anwesenheit sehr erfreut und liess mich aufs beste bewirten. Es hielt mich bis nachts zurück und begleitete mich dann bis nach Liestal, wo wir zusammen noch einkehrten.

Andern Tags wurde unser Regiment in die Westschweiz befördert zu Uebungen gegen das I-te Armeekorps. Mit der Eisenbahn gings über Olten bis Solothurn und von da zu Fuss zunächst bis Lyss über Bibern-Oberwil. Von Lyss rückten wir in Regimentsübungen weiter nach Südwesten vorbei an Aarberg über den Hageneckkanal ins grosse Moos und da hindurch bis Murten. Von hier - schlachteten wir, immer noch im Kleinen, bis Groley, an der Bahnlinie Fribourg-Payerne, und blieben da zwei Nächte, Samstag und Sonntag. Wir hatten einige Tage sehr schlechtes Wetter. Am Montag rückten wir durch Zuzug auf eine Division verstärkt, 14 Bataillone Infanterie, 6 Schwadronen Kavallerie und 7 Batteri-

en Artillerie, alles unter Oberst-Divisionär Wassmer, gegen das I. Armeekorps, das heisst gegen einen mehr als doppelt so starken Feind, unter Oberst-Armeekorpskommandant Techtermann, vor. Bei nasskaltem Wetter marschierten wir, die eine Hälfte in grösster Eile über Noréaz-Torny-Sédailles, Rossens-Villars bis vor Dompierre, wo der Zusammenstoss erfolgte, während unsere andere Truppenhälfte jenseits des Höhenzuges gegen Romont vorgegangen war und dort an den Feind gelangte. Leider sah ich in dieser mir bekannten Gegend - in der Kirche von Dompierre war ich konfirmiert worden - keinen Menschen, dem ich einen Gruss an meine Bekannten im nahen Seigneux, wo ich französisch gelernt, hätte mitgeben können. Fast ebenso rasch wie wir gekommen, wurden wir nach kurzem Gefecht vom übermächtigen Feind zurückgedrängt, weit verfolgt von reitenden Maschinengewehr-Abteilungen.

An den Höhen von Torny le Petit machten wir Halt, wo wir die ganze Division, uns eingruben und auf diese Weise eine starke Verteidigungsstellung einnahmen. Andern Tags kam es da zu einem sehr interessanten Infanterie- und Artillerieduell. Wir blieben hübsch in unsern, selber errichteten Schützengraben und feuerten drauf los bis die Uebung im allgemeinen Bajonetangriff seitens des Feindes unter den Klängen des Sempachermarsches ihren Höhepunkt erreichte und abgebrochen wurde. Darauf marschierte unser Regiment im Broye Tal zurück. Wir nächtigten, Bataillon 52 und 53 in Avenches und unser Bataillon 54 in Donatyre und wurden am folgenden Morgen von Avenches in die Eisenbahn verladen und via Biel bis Delsberg befördert. Von hier gingen wir am gleichen Tag zu Fuss noch bis Laufen und folgenden Tags, unter Einschaltung einer Gefechtsübung unterwegs bei Dornach-Arlesheim, heim nach Basel.

Während dieses Militärdienstes, auf den Märschen und zu ruhigen Momenten, hatte mir oft das anmutige Bild von Lina Suter vor Augen geschwebt. Immerfort hatte es mich gedrängt, ihr auf Ansichtskarten Grüsse zu senden und ihr damit meine Zuneigung zu bekunden, aber immer hatte ich die Ausführung unterdrückt aus der Erwägung, dass es mir schliesslich doch unmöglich sein würde, im Hause der verschmähten Luise als Werber um deren Stiefschwester aufzutreten. Diese Erwägung behielt in der Folge die Oberhand, so schwer es mir innerlich fiel, die entfachte Neigung zu unterdrücken.

Anfangs Oktober war ich von einem Männerchorfreund in Basel, Emil Merkel, zu Hochzeit geladen. Als Partnerin war mir dazu ein Fräulein Meichsner, Tochter des Tapezierers in den Steinen, ein verwöhntes Stadtdämchen, beigegeben. Die kirchliche Trauung fand in der Pauluskirche statt, die gelungene Ausfahrt in Landauern ging nach Muttenz zu Ramstein im Rebstock und die Abendfeier wickelte sich in der Löwenzunft in der Freienstrasse ab. Meine Partnerin, Frl. Meichsner, behandelte mich bei dem Anlasse wiederholt ziemlich geringschätzig, sah sich aber in diesem Benehmen bald von mir übertrumpft; später sandte sie mir Ansichtskarten und Grüsse. Auf den folgenden Sonntag organisierte der Hofmeister für die jüngeren Leute noch einen Bummel mit Nachfeier in Bottmingen, woran ich mich mit Frl. Meichsener ebenfalls beteiligte.

Bei dieser Hochzeit lernte ich ein Fräulein Rickenbach, die hübsche Tochter des Basler Büchsenmachers dieses Namens, der sich nach Muttenz in den Ruhestand zurückgezogen hatte, kennen. Ich lud sie mit Erfolg zur Cäcilienfeier des Basler

Männerchors, die anfangs Dezember wie gewohnt im Musiksaal des Stadtkasinos am Steinenberg stattfand, ein. Ich hatte die Absicht zu prüfen, ob Fräulein Rickenbach vielleicht zu mir passte. Allein ich konnte mich an ihr nicht erwärmen, obschon sie nach allem was zu sehen war eine gute und präsentable Hausfrau abzugeben versprach. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich jetzt, 1 1/2 Jahre nach der Trennung von Luise Pfirter, weiter zu gedulden und auf den Moment zu warten, wo sich für mich einen passende Lebensgefährtin zeigte.

Beim Finanzdepartement vollzog sich um diese Zeit die Aenderung, dass Herr Wagner, Adjunkt des Statskassiers, plötzlich starb und an dessen Stelle mein Freund Hans Meier nachrückte. Einem kürzlich geborenen Töchterchen von Hans, namens Charlotte, war ich Taufpate. Damals war das Finanzdepartement noch sehr einfach organisiert. Die Staatskasse besorgte nicht nur alle Geldgeschäfte und die Verwaltung der Staatsliegenschaften, sondern war daneben auch die Kanzlei des Departementschefs mit bloss drei Beamten: Statskassier, Adjunkt und Sekretär.

An der folgenden Weihnacht wurde ich von der Anzeige überrascht, dass sich Luise Suter in Füllinsdorf mit Ernst Schaub, Bäcker aus Muttenz, dem Bruder von Albert Schaub-Suter, verlobt habe. Ernst hatte nur wenige Wochen vorher bei Luise angesetzt und die Sache im Stillen betrieben, so dass die Verbindung erst durch die öffentliche Anzeige publik wurde. Nun war der Zugang zu Lina Suter frei.--

Schon eine Woche später, also am Neujahrstage 1904 erfolgte mit Lina die erste und entscheidende Zusammenkunft. Wie an Sonn- und Festtagen gewohnt, speiste ich da in der Pension Wartenberg zu Mittag und ging dann zum schwarzen Kaffee in den Rebstock hinunter. Hier verabredeten der älteste Sohn des Hauses, Emil Ramstein Metzger und ich im Hinblick auf das gute Wetter für den Nachmittag einen Ausflug. Auf die Frage Emils: "gehst Du abends ins Rössli?" (zum üblichen Neujahrstanz) antwortete ich "nein", worauf er entgegnete: "ich gehe auch nicht". Während wir noch im Rebstock sassen und den Kaffee ausjasteten, sah ich Lina Suter mit ihrer Schwester vorbei ins Oberdorf gehen. Vater hatte eingespannt und war mit ihnen zu einer kleinen Neujahrsfeier zu seinem Schwiegersohn Albert Schaub gefahren. Auf diese Weise befanden sich die Mädchen in Muttenz. Für den Fall, dass diese im Sinne hatten, abends ins Rössli zu gehen, war nun mein vorgefasster Entschluss, nicht dorthin zu gehen, schon umgestossen. Immerhin machten Emil und ich zunächst den Spaziergang, zu dem sich auch Büchsenmacher Rickenbach anschloss. Wir gingen via Rebberg-Eglisgraben-Neu Schauenburg-Ebnet nach Pratteln und von da wieder zurück via Lachmatt nach Muttenz in den Rebstock. Hier fand ich Albert Schaub vor, der mir bemerkte, er und Ernst gehen ins Rössli, ich solle auch kommen.

Vater Suter, der nichts weniger als ein gemütlicher Mann war, hatte zu dem Wunsche der Mädchen, die Nacht in Muttenz zu bleiben, nur polternd seine Zustimmung gegeben. "Wer kocht mir dann morgen zu morgen?" hatte er gefragt. Antwort: "Wir kommen morgen früh mit dem ersten Zug heim, oder Du könntest mit dem Fuhrwerk warten, dann fahren wir miteinander heim." Darauf hatte Suter repliziert: "Ja ja die ganze Nacht da warten, das mache ich nicht; geh nur, wenn du (zu Luise) fort gehst, geht die Welt nicht unter und wenn die Andere auch noch geht,

deswegen sterbe ich nicht! Darauf war Suter allein heim nach Füllinsdorf gefahren. Wie nahe das Fortgehen Linas (der anderen) auch schon stand, ahnte er nicht.

Im Rössli fanden wir uns ein, Albert mit seiner Frau Anna und deren Stiefschwester Lina, und Ernst mit seiner Braut Luise. Ich nahm Lina für mich in Beschlag und tanzte den ganzen Abend fast ausschliesslich mit ihr. Mein Entschluss, von dem Mädchen nicht mehr zu lassen, war gefasst. Meine Liebesgefühle für Lina entflamten mächtig, so dass ich sie nicht unterdrücken konnte, aber auch nicht brauchte, denn ich stiess auf Gegenliebe. Ich hielt beim Tanzen die junge weiche Gestalt fest in meinen Armen und bekundete ihr, ohne Andern aufzufallen, so viel ich konnte meine innige Zuneigung, während sie gewähren liess und auf kaum merkliche, aber für mich doch verständliche Weise erwiderte. Ihre Stirne reichte gerade an meinen Mund, sodass es mir möglich war, dieselbe beim drehen in der Menge der Tanzenden manchmal verstohlen mit meinen Lippen zu berühren. Jedenfalls zählten die Stunden dieses Abends zu den glücklichsten unseres Lebens; wir sprachen nichts von Liebe zusammen und wussten es doch, dass wir einander liebten. Gegen den Morgen gingen wir alle in die Wohnung von Albert Schaub in der Basalgasse, wo wir den Rest der Nacht verbrachten. Mir hatten die Frauen ein Kanape zu einem Bett umgewandelt, auf dem ich aber fast gar nicht schlafen konnte, nicht wegen des ungewohnten Betts, sondern wegen der seelischen Aufregung, in der ich mich befand. Unruhig und abgedeckt lag ich einige Stunden in dem kalten Zimmer und zog mir da eine arge Lungenerkältung zu, gegen deren Folgen (Katarrh) ich fast ein Jahr lang zu kämpfen hatte.

Noch am gleichen Tage, das heisst am 2. Januar, griff ich zur Feder und verfasste einen Brief an Lina Suter, in dem ich um ihre Hand warb; ich gab denselben Ernst Schaub, Luisens Bräutigam, zur Bestellung mit. Allein die Bestellung scheiterte und ich verwarf schliesslich den längeren Brief und sandte am 5. Januar per Post ein kurzes Billet doux in ganz kleiner sauberer Schrift folgenden Inhalts: "Frl. Lina Suter! ich kann nicht länger zurückhalten, ich muss es Ihnen sagen, dass ich Sie lieb habe, von ganzem Herzen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich die Gewissheit hätte, Ihr Herz gewinnen zu können! Darf ich um Bescheid bitten? Ihr ergebener J. J."

So wagte ich, der ich jetzt 29 Jahre alt war, gegenüber dem noch nicht ganz 19 jährigen Mädchen ohne Umstände den entscheidenden Antrage ohne lange zu sondieren, wie dieses Vorgehen bei ihr, bei ihrem Vater und sonstigen Angehörigen aufgenommen und wie die Antwort ausfallen werde. Wohl hätte mir Linas Jugend und ihre angeblich zarte Gesundheit, welche letztere ich von ihren Angehörigen wiederholt hatte betonen hören, Bedenken einflössen können, allein Lina gefiel mir so ausnehmend gut und mein Herz hatte dermassen Feuer gefangen, dass das alles stark überwog und ich da bereit war, mich in die dichterische Losung: "Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" zu fügen.

Bei der Empfängerin in Füllinsdorf fand mein Liebesbriefchen die freundlichste Aufnahme. Beim Durchlesen meiner Zeilen stiess Lina vor Luise einen leisen Schrei aus und flüchtete auf ihr Zimmer, um ruhig lesen zu können. Sie war von Sehnsuchts- und Sympatiegefühlen für mich erfüllt, trotzdem ihre verehrte Stiefschwester Luise ihr gegenüber auf dem Heimweg vom Neujahrstanz in Voraussicht, was sich zwischen Lina und mir vorbereitete, sehr abschätzige Bemerkungen über mich hatte fallen lassen.

(Die verschmähte Luise gefiel sich darin, mich zu verdächtigen, als hätte ich sie und andere Mädchen zum Narren gehalten; irgend welche Beweise brachte sie aber dafür nicht vor, Sie war eben eine von denen, die, wo es ihnen beliebt, aus Freundlichkeiten gleich ein Ehepfand machen.) Zwar liess sich die junge Lina jetzt von Luise so weit beeinflussen, dass ihre Antwort an mich noch zurückhaltend ausfiel, im Grunde des Herzens glaubte sie aber Luise nicht und hielt mein Briefchen heilig, indem sie es nachts unter ihr Kopfkissen nahm und es am Tag bei ihren Ausgängen als teures Kleinod bei sich trug.

Sonntag den 10. Januar machte ich Lina daheim in Füllinsdorf einen Besuch, Ich ging nach dem Mittagessen von der Pension Wartenberg aus zu Fuss dorthin. Klopfenden Herzens kam ich um 3 Uhr oben an. "Wie werde ich aufgenommen?" war für mich die Frage. Sie war eben mit dem Vater und einer Freundin am Kaffee, als ich anlätete. Mit vor Verlegenheit geröteten Wangen tat sie mir auf; auch mir stieg das Blut ins Gesicht. Sie empfing mich freundlich und schien im übrigen unbefangen. Darauf trat ich in die Stube, begrüßte Herrn Suter und sagte ihm, dass ich meiner Tänzerin vom Neujahr einen kleinen Besuch abstaten wolle. Suter sagte nicht viel, die freundliche Stimmung, die er mir im vorigen Herbst, als er meinte, mein Besuch gelte Luise, gezeigt hatte, fehlte jetzt bei ihm. Als sich Lina wieder an den Tisch gesetzt hatte, - die Einladung zum Mithalten hatte ich dankend abgelehnt - wechselte sie die Farbe, sie ward bleich und zitterte offenkundig. Mein Besuch und die Scheu seinetwegen vor dem Vater, der für die Jugend kein Verständnis hatte, überwältigten sie einen Augenblick. Das liebe Kind dauerte mich, doch wie schön, wie lieblich sah sie dabei aus! Nachdem Lina den Tisch abgeräumt hatte, setzte sie sich zu mir ans Fenster und da verplauderten wir dann, während sich die Freundin entfernt hatte und der Vater auf dem Kanape eingeschlafen war, eine kurze glückliche Stunde.

Um vier Uhr verabschiedete ich mich. Sie begleitete mich bis vors Haus. Meine Frage, ob ich ein andermal wieder kommen dürfe, beantwortete sie mit einem bestimmten "Ja". Als sie aber wieder in die Stube zurückkehrte, sagte Vater Suter schroff zu ihr: "Lass Dich mit dem nicht ein, der weiss doch nicht, was er will". Lina gab darauf keinerlei Antwort und ich pilgerte dieweil, von dieser Wertschätzung keine Ahnung habend, fröhlich das Baselbiet hinunter gen Muttenz. Es war drollig, Suter meinte weil er in Betreff meiner Absichten nicht im Klaren war, ich wüsste nicht, was ich wollte.

Die folgenden Tage war ich sehr von Unruhe erfasst, wegen der Unmöglichkeit, meine Geliebte zu sehen und mit ihr zu sprechen. Am 18. Januar fragte ich sie nochmals schriftlich an, ob sie Zutrauen zu mir und ob sie mich lieb habe. Ich bat dabei um die Gelegenheit zu einer Unterredung. Umgehend antwortete sie mir auf Rosapapier; sie versicherte mich ihres grössten Zutrauens und sagte mir eine Zusammenkunft auf Sonntag den 24. Januar bei ihrer Schwester, Frau Schaub in Muttenz zu.

Als Lina ihrem Vater von dieser beabsichtigten Unterredung tags vorher Kenntnis gab, gab dieser folgenden Bescheid: "Du bist zum Heiraten noch zu jung, deine Gesundheit ist nicht fest genug, zudem musst du zuerst noch lernen, sowieso könntest du mich jetzt nicht allein lassen, oder wer soll mir denn die Haushaltung besorgen? aus der Unterredung mit ihm gibt es nichts

du brauchst nicht nach Muttenz zu gehen, du musst noch ein par Jahre warten und kannst ihm das schreiben." Darauf erwiderte Lina kein Wort. Der Vater spannte dann das Fuhrwerk ein und fuhr nach Schweizerhalle zu seinem Sohn Karl Suter - Glinz, zu seiner Tochter Emma, die ständig bei ihrer Tante, der Posthalterin Emma Suter dort weilte, um sich mit diesen Personen zu besprechen. Soviel zu bemerken war, kam dabei nicht viel heraus. Es zeigte sich bei den ledigen Schwestern und Tanten überhaupt etwelche Missgunst dagegen, dass Lina so jung anscheinend glückliche Braut werden konnte, was darin seinen Ausdruck fand, dass man gewichtig alle Bedenken wegen Linas Jugend äusserte. Jedenfalls änderte Suter seine Stellung nicht und ich erfuhr noch gleichen Abends in Muttenz bei Schaub, Lina dürfe zur abgemachten Unterredung nicht kommen. Diese Nachricht löste eine recht bittere Stimmung in mir aus.

Indessen widerrief Lina die Zusammenkunft mir gegenüber nicht. Sie sagte das Sonntag vormittag ihrem Vater, mit dem Hinzufügen, sie wolle doch gehen. Antwort: "Gut, so geh und sag ihm das!" (Das was er, der Hauptmann, gesagt hatte).

In der Annahme, Lina könne trotz dem Gerede vielleicht doch kommen, ging ich Sonntag nachmittags nach Muttenz zu Schaub. Um 2 Uhr traf ich dort ein und fand Lina schon vor. Wir waren von ihrem Kommen und ihrem Mut alle überrascht; ihre älteren Mitgeschwister waren ihrem Vater gegenüber nicht so tapfer gewesen. Indessen war sie jetzt sehr bleich vor Bangigkeit und zitterte; mir ging es ebenso, im Bewusstsein der Wichtigkeit der Abmachung, die bevorstand.

Nachdem uns Frau Schaub den Kaffee serviert hatte, begaben wir uns ins Nebenzimmer, wo ich Lina das Wort liess. Sie teilte mir mit, was ihr Vater zur Sache gesagt hatte. Von ihr aus schenkte sie mir indessen Herz und Hand. Da einigte wir uns darauf, unser Verhältnis einstweilen im Stillen zu pflegen und beim Vater besseres Wetter abzuwarten, einigten uns ferner auf die gegenseitige Anrede "Du" und weihten unserer Liebe das erste traute Stündlein.

Freund Albert und seine Frau waren hoch erfreut, als wir geeinigt zu ihnen zurückkehrten. Auch Vater Suter mochte ahnen, dass unsere Zusammenkunft nicht ganz das von ihm gewünschte Ergebnis gehabt hatte, wenigstens fragte er Lina bei ihrer Rückkunft mit keinem Wort über den Verlauf der Sache. Als er aber vernahm, dass wir uns entgegen seinem Willen schon versprochen und dutzis (Anrede "Du") gemacht hatten, machte er wütende Bemerkungen und Gebärden und redete mit Lina ein zeitlang nichts. Am 1. Februar schrieb ich ihm einen in sehr freundlichem Tone gehaltenen Brief, in dem ich ihn um Genehmigung meiner Verbindung mir Lina anging und vorschlug: Verlobung so bald als Möglich, Verehelichung im Frühjahr 1905. Die Antwort darauf wollte ich mir am 11. Februar bei ihm in Füllinsdorf selber holen, was ich ihm schrieb. Suter liess mich aber nicht kommen, sondern antwortete schon am 10. Februar brieflich. Er gab im Prinzip zur Verbindung seine Zustimmung, ebenso zum gewünschten Termin für die Verehelichung, wollte aber von der baldigen Verlobung nichts wissen. Er fasste seine Bedingungen wörtlich wie folgt: "Ich mache ihnen folgenden endgültigen Vorschlag, die Verlobung soll von jetzt an übers Jahr stattfinden, die Hochzeit kann Ihrem Wunsche gemäuss im Frühjahr 1905 stattfinden, während dieser Zeit ist jeder Verkehr einzustellen und die Sache bei sich zu behalten."

Also von jetzt an auf ein Jahr sollte "jeder Verkehr zwischen Lina und mir eingestellt sein, nach Verlauf dieser Zeit aber könnten wir uns fast gleichzeitig verloben und heiraten.- Aus dieser Bedingung leuchteten scharf und klar die hauptsächlichsten Charaktereigenschaften Suters, wie ich sie schon vom Hörensagen und jetzt und später selber an ihm kennen lernte: Kein Verständnis für die Behandlung delikater Angelegenheiten, ein Uebermass von Egoismus und Gedankenlosigkeit sowie Rücksichtslosigkeit gegenüber den Rechten der Jugend. Er passte ihm nun da einmal nicht zwei Verlobungen und die daraus folgenden Besuche miteinander im Hause zu haben. Darin wurde er von Luise noch unterstützt, welche ihm zu verstehen gab, dass sie, so lange sie noch im Hause sei, mich da nicht sehen möge. Rein nur diesen Launen folgend stellte er die Bedingungen, ohne darüber nachzudenken, ob sie mir gegenüber schicklich und ob sie überhaupt erfüllbar seien. Ich ahnte die Beweggründe und war bereit, Ernst und Luise den Vorrang punkto Hausbesuche zu lassen, das heisst meinerseits bis zur Hochzeit der beiden mit Besuchen in Füllinsdorf zurückzuhalten. Ich schrieb deshalb Suter nochmals einen sehr höflichen Brief, in dem ich ihm seine prinzipielle Zustimmung zur Verbindung angelegentlich verdankte und dazu folgendes sagte: "Was die offizielle Verlobung anbelangt, so halte ich es nicht für tunlich, dieselbe länger als bis zu Fräulein Luisens Hochzeit (Mitte 1904) hinauszuschieben. Ich bin überzeugt, dass Sie bis dahin meine Ansicht teilen werden.

Ihren Vorschlag, bis zur Verlobung jeglichen Verkehr einzustellen, bitte ich zurückzunehmen und diese Angelgenheit vertrauensvoll Lina und mir überlassen zu wollen."

Darauf traf prompt folgende schriftliche Antwort ein: "Herrn I. Iselin, Basel: In Antwort auf Ihr Schreiben von vorgestern teile ihnen mit, dass ich an den Ihnen gestellten Bedingungen festhalte und weitere Versuche dieselben zu ändern keinen Zweck mehr haben. Freundlichst grüsst Sie E. Suter."

Das war stark. Es kam dem unbesonnen Manne nicht einmal das nächstliegende in den Sinn, dass es nämlich, da er die Verbindung als eine passende ansah, seine Pflicht wäre, mit mir ordentlich über die Sache zu reden. Noch viel weniger schien ihm der Gedanke aufzugehen, dass ein derartiges Benehmen geeignet sein könnte, das angefangene Verhältnis in Frage zu stellen und das Liebesglück seines Kindes zu zerstören. Denn wie sollte ich das Verhältnis mit Lina pflegen, wenn auf ein Jahr jeglicher Verkehr trotz unserem Nahsein untersagt war und wie sollte die Sache überhaupt gut herauskommen, wenn das Familienhaupt durch widersinnige und demütigende Bedingungen den Frieden unmöglich machte?

Mit meiner Sehnsucht nach Familienanschluss und freundlicher Aufnahme stand ich da wieder vor einer bitteren Enttäuschung. Das Verhalten Suters mir, einem ernstesten, in Vertrauensstellung befindlichen Manne gegenüber grenzte an Grobheit und weckte in mir harte Kampflust. Aber wo sollte das wieder hinaus? In meinem ersten Verlobungsfalle war der Kampf gegen gedankenloses und unfreundliches Benehmen der Anfang vom Ende gewesen: Das konnte auch da wieder eintreffen. Und doch war mir die Sutersche Bedingung betreffend den Verkehr mit Lina einfach unannehmbar, so viel stand fest. Es war mir klar, dass ich so oder so die Schranke durchbrechen werde. Zu meinem Leidwesen befand sich da Suter in günstigerer und ich un günstiger

Position. Lina war noch unündig, also dem Vater zu Gehorsam verpflichtet und was sonst sein Haus anbelangte, so war dieser selbstverständlich Herr darin. Es stand ihm das Recht zu, bis zu Ablauf der bedingten Frist einerseits Lina zu verbieten, mich zu besuchen und andererseits, mir sein Haus zu verschliessen. An sich erschienen mir diese Rechtsmaschen zwar weder stark noch dicht genug, jedoch erfüllte mich das Bewusstsein, es mit einem starrköpfigen Manne zu tun zu haben und vor einem widerwärtigen Kampfe zu stehen, mit unsäglicher Kümmernis und Unruhe, zumal ich fürchtete, Lina könnte vielleicht nicht stark genug sein, um im Verlaufe desselben unentwegt zu mir zu halten.

Meine Hauswirtin, Frau Grosshans, las es mir am Gesicht ab und schloss es aus meinem wortkargen Benehmen am Tisch, dass mich irgendwo der Schuh drückte. Auf Befragen erzählte ich kurz von den ärgerlichen Anständen, mit denen ich nun auch bei meiner neuen Wahl zu tun hatte. Da brach Frau Grosshans in Vorwürfe aus: "Aber Herr Iselin, wie können Sie, der hier in Basel in mancher guten Familie mit offenen Armen aufgenommen würde, sich immer mit diesen dickköpfigen Baselbietern herum-schlagen?" Frau Grosshans machte die Sache nicht so kurz, wie ich hier ausdrücke, aber da liess sich wenig gegen ihre Argumente sagen; im Grunde hatte sie recht. Meine Anhänglichkeit an meine Heimat und die heimischen Leute kostete mich anlässlich der Wahl einer Lebensgefährtin empfindliche Schmerzen.

Trübe Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich sah düster und meinte, schon wieder vor der Trennung zu stehen. Ich redete mit dem Onkel von Lina, mit Herrn Arnold Suter, Inhaber einer Kohlenhandlung auf dem Dreispitz. Dieser war eine in Basel stadtbekannte Persönlichkeit und ich hatte mit ihm bei der Gründung des Dreispitzes viel über die Ausstattung und Organisation des Unternehmens zu konferieren gehabt. Herr Suter tröstete mich, indem er sagte: "Mein Bruder Ernst ist stets so gewesen, er hat immer den Häuptling spielen wollen und stösst alle vor den Kopf, ich verkehre deswegen selber fast nie mit ihm; haben Sie Geduld, wenn der Frühling und schönere Tage kommen, wird er hoffentlich vernünftiger werden."

Ich machte darauf Suter in Füllinsdorf den schriftlichen Vorschlag, Gelegenheit zu einem mündlichen Gedankenaustausch zu geben, worauf er unerwarteterweise sofort einging. Vor der Zusammenkunft traf noch ein Brief von Lina ein, mit der Meldung, ihr Vater sei mir, wie sie gehört habe, viel besser gesinnt als er zeigte, was mich beruhigte.

Am 29. Februar kamen Vater Suter und ich in der Bahnhofrestauration in Basel zusammen, wo wir uns alsbald dahin einigten, dass die Verlobung zur Zeit mit Rücksicht auf Linas Minderjährigkeit noch nicht stattfinden solle, dass Lina und mir hingegen die Freiheit zustehe, miteinander zu verkehren. Suter äusserte den Wunsch, wir sollten uns einstweilen mehr auswärts als daheim in Füllinsdorf treffen. Die Unterhaltung fand seinerseits in trockenem Tone statt, ich merkte, dass er etwas gegen mich hatte. Erst beim Abschied löste sich das Rätsel, indem Suter mir spontan vorhielt, ich hätte seine Tochter Luise zum Nartren gehabt, das heisst Luise Hoffnungen gemacht und sie dann leichthin fahren gelassen. Ich war von diesem Vorwurf verblüfft und ich rief mehr als ich sprach: "das ist nicht wahr!" Darauf gab mir Suter die Hand um nach dem Zug zu gehen und wir trennten uns ohne weiteren Wortaustausch.

Mein früheres Benehmen zu Luise Suter, der Schwester Linas,

hatte nicht die Spur eines engeren Verhältnisses an sich gehabt, und doch tat Luise dergleichen, als hätte ich unrecht an ihr gehandelt, sie niederträchtig sitzen lassen, sie, die es wohl verstand, gleichzeitig mehrere Eisen im Feuer zu halten und rasch von einem nach dem andern zu langen. An ihrer jetzigen Verbindung, die sie unmittelbar auf einen bitteren Misserfolg bei einem Liestaler namens Karl Tüller eingegangen war, hatte sie keine rechte Freude und ihr Vater auch nicht; dabei sollte ich der Sündenbock sein. Suter und ich sprachen nie mehr von der Sache, es ist auch wahrscheinlich, dass er auf meinen energischen Protest hin von derselben eine andere Auffassung bekommen hatte.

Für Lina und mich war jetzt doch der Weg geebnet. Es begann zwischen uns ein reger Briefwechsel. Besuche machten wir einander zunächst bloss jeden zweiten Sonntag; dazwischen trafen wir uns dann und wann bei besonderen Anlässen. Fastnacht 1904 machten wir zusammen im Gasthof zum Engel in Liestal mit Edi Spinnler und seiner Braut Rosalie Suter, beide in Liestal, Bei dem anbrechenden Frühling gab es köstliche Ausflüge zu zweien in die Wälder und Höhen der Gemeinde MuttENZ, Münchenstein, Arlesheim, Gempen, Pratteln, Frenkendorf, Füllinsdorf und Liestal, wo ich mit den Wegen und schönen Punkten so gut vertraut war. Ich verliebte mich sterblich in Lina und war in ihrer Nähe überglücklich. Das geht noch aus meinen Briefen an sie hervor, von denen ich Abdrücke in ein Kopierbuch machte, um einst in meinen alten Tagen von meiner Jugend lesen zu können. Ich liebte das Mädchen dermassen, dass ich mir oft die Lippen an ihm wundküsste und doch nicht genug hatte. Etwelche Trübung der Freude ergab sich mir daraus, dass wir uns zunächst nicht verloben konnten und daher nicht frei genug im Auftreten waren. Die junge Lina scheute sich vor den Leuten, sich mit mir in Füllinsdorf oder wo man sie gut kannte am Tage frei zu zeigen, oder mir entgegen zu kommen wenn ich von der Eisenbahn kam. Das war mir unangenehm, indessen musste ich Geduld haben. Lina hielt im übrigen in Gesinnung und Tat gut zu mir und zeigte sich von der Verbindung hochbeglückt.

Einer jungen Base von Lina, Frieda Haller in Basel, die sich mit Kartenschlagen befasste, jedoch nur zum Spass unter ihresgleichen und natürlich meist über die wichtige Frage, wie es mit dem Liebsten stehe, hatte Lina das, was sich jetzt mit ihr zugetragen hatte, vorausgedeutet, und zwar etwa 4 Wochen vor Naujahr 1904, zu einer Zeit, wo keiner von uns etwas über den Verlauf der Dinge wissen konnte. Die Kartendeutung für Lina hatte, wie sie mir erzählte, folgendermassen gelautet: "Es sind zwei da, die sich gern haben; davon ist ein Schwarzer mit ernstesten Ansichten. Zuzeit ist noch ein Frauenzimmer als Hindernis im Haus. Dieses Hindernis wird aber bald beseitigt, dann kommt er; es geht nicht mehr lange. Deine Zukunft ist gesichert."

Ich betrachtete das Kartenschlagen zwar stets als Unsinn, je nachdem es betrieben wird als lustigen oder nicht lustigen, in diesem Falle ergötzte mich die treffende Deutung.

Ende 1903 hatte ich mit der Führung eines Tagebuches begonnen, in dem ich über mein Leben und Geschehnisse meiner Zeit Einträge machte. Gleichzeitig hatte ich damit angefangen, meine Jugenderinnerungen niederzuschreiben. Zu diesen Arbeiten gelangte ich hauptsächlich aus dem Bedürfnis heraus, mich stets zu beschäftigen. In der mir neben den Beschäftigungsstunden zur Verfügung gestandenen freien Zeit hatte ich mich oft gelangweilt. Ich ging ganz gern dann und wann ins Wirtshaus zu einem Schoppen, da oder im Theater und bei sonstigen Lustbarkeiten alle meine freie Zeit zu verbringen, fiel mir jedoch nicht ein. In Anbetracht meiner Besitzlosigkeit wollte ich auch sparsam sein und legte zum Beispiel von meinem Einkommen von 3150 Fr. pro 1903 den Betrag von 1000 Franken in den Sparhafen. Also hatte mich die Unerträglichkeit der Langeweile und das Bedauern, das ich dadurch empfand und jetzt noch empfinde von Vater, Mutter, Grossvater, kurz von meinen Vorfahren ausser Konfirmationsheften und Belanglosem keinen schriftlichen Nachlass zu besitzen, auf den Gedanken gebracht, meine freien Stunden dazu zu nützen, Aufzeichnungen über mein Leben und meine Zeit zu machen.

Seither, das heisst innert 10 Jahren sind einige Tagebücher voll geworden und mit den Jugenderinnerungen bin ich noch nicht zu Ende gelangt. Es fehlt mir nach und nach immer mehr an freier Zeit. Die Geschäfte meines Amtes haben sich wesentlich vermehrt, daneben habe ich auch Persönliches, Familien- und Vereinssachen und den ziemlich grossen Gemüsegarten zu besorgen, so dass ich jetzt bloss noch während der Winterzeit über die Mittagsstunden an diesen Jugenderinnerungen schreiben kann. Aber ich schreibe daran noch mit der gleichen Liebe wie früher. Die Bücher (Tagebuch und Jugenderinnerungen) sind mir in der Tat wert und teuer geworden. Nicht nur hat mir die Arbeit daran über manche trübe Stunde hinweggeholfen, sondern sie hat mich auch innerlich gehoben und gereift zu gründlichem Nachdenken über mich und Andere. Rechne ich dazu, dass meine Kinder und Grosskinder dereinst an meinen Aufzeichnungen sicherlich eine grosse Freude haben werden, so fühle ich mich für die lange und oft mühsame Arbeit reichlich belohnt.

Wenn ich dazu kommen, will ich in späteren Jahren über die Aufbewahrung meines schriftlichen Nachlasses eine Verfügung treffen. Für den Fall, dass ich nicht zu dieser Verfügung komme und meine Kinder oder Kindeskinde ausser Stande kämen, meine Schriften ordentlich und unzerstört aufzubewahren und zu erhalten, bitte ich sie hiemit, meine Jugenderinnerungen und die im Zusammenhang mit ihnen gemachten Aufzeichnungen über die Gemeinde Muttenz - vorläufig sind es drei Bücher - sowie meine Haushaltungsbücher dem Basler Staatsarchiv zu Eigentum zu übergeben. Das Staatsarchiv würde selbstverständlich alsdann meinen Nachkommen und Verwandten Einsicht in die besagten Bücher gewähren. Solange die Bücher in Verwahrung meiner Kinder und Kindeskinde bleiben, soll das Aufbewahrende die andern zum Lesen derselben zulassen.

Ich bin seinerzeit im Muttenzer Pfarrhaus gewesen um womöglich aus den Lebensläufen, welche gewöhnlich beim Tode Erwachsener von Angehörigen geschrieben und an der Beerdigung in der Kirche verlesen werden, von meinen früheren Vorfahren etwas

zu vernehmen. Allein Pfarrer Obrecht sagte mir, dass keinerlei Lebensläufe im Pfarrhaus vorhanden seien, sondern dass dieselben den Trauerfamilien jeweils wieder zurückgegeben würden.

Bis jetzt findet man in den Gemeinden unseres Baselbiets und selbstverständlich auch anderer Landkantone von seinen Vorfahren was über die Grosseltern hinaus geht in der Regel nicht mehr als die Daten der Geburt, Taufe, Konfirmation, Verhehlung und Tod. Ueber dem Uebrigen schwebt fast undurchdringliches Dunkel. Schade, dass in den Dörfern über das Leben fast nichts geschrieben worden ist. Vor etwa vier Jahren erst hat der Regierungsrat von Baselland angeordnet, dass fortan in jeder Gemeinde von einem fähigen Mann in ein Buch, das vom Staate geliefert wird, Aufzeichnungen über das Dorfleben und über Dorfbegebenheiten gemacht werden .

Januar 1914

Ernst Suter, der Vater meiner Auserwählten, stammte von Eptingen Baselland. Er war aufgewachsen in der Schweizerhalle, Gemeinde Muttenz und hatte daselbst eine Seilerei, Landwirtschaft und einen kleinen Handel mit Spezereien betrieben, daneben war er basellandschaftlicher Salzfaktor. Er besass aus erster Ehe vier Kinder: Anna, Karl, Luise und Emma, und aus zweiter Ehe noch zwei, Lina und Arnold. Zu Hause befanden sich jetzt nur noch Luise und Lina, während Arnold in Basel den Kochberuf lernte; Karl war verheiratet mit meiner Jugendfreundin Elise Glinz, welche beiden Vaters Geschäft in Schweizerhalle übernommen hatten, und Emma weilte beständig bei einer Tante, ebenfalls in Schweizerhalle.

Suters erste Frau, eine geborene Mohler, hatte sich nach der Geburt ihres jüngsten Kindes nahe bei ihrer Wohnung in der Schweizerhalle in den Rhein gestürzt und ist nie mehr zum Vorschein gekommen; sie soll krankhaft schwermütig gewesen sein. Die zweite Frau, Linas Mutter, die mit ihrem Mädchennamen auch Suter hiess, war heimatberechtigt in Rünenberg Baselland und aufgewachsen in Liestal, wo ihr Vater Schlosser war. Sie starb im 50-igsten Altersjahr an Lungenschwindsucht und liegt auf dem Gottesacker in Muttenz nahe hinter meinem Vater begraben.

Meine Lina war geboren am 22. Februar 1885 in Schweizerhalle als Zwilling mit einem Knaben, der bald nach der Geburt starb. Unter der Obhut ihrer sanften Mutter verlebte sie eine glückliche Kindheit. Ihr Vater war ein wohlhabender Mann, hatte ein Vermögen von 90 - 100'000 Franken und ein gutes Geschäft, sodass es in der Haushaltung an Mitteln nicht fehlte. Da ihr Elternhaus auf Muttenzer Bann stand, wäre sie in Muttenz schulpflichtig gewesen, allein der Weg dahin führte durch den Hardtwald und war kein Schulweg für Kinder, namentlich nicht für Mädchen, deshalb sandte Suter seine Kinder mit der übrigen Jugend von Schweizerhalle nach Pratteln in die Schule. Fast alle Niederlassungen in Schweizerhalle befanden sich nämlich auf Prattler Banne. Zur Winterszeit, wenn es das Wetter nicht erlaubte, zum Mittagessen heimzugehen, assen die Kinder bei Schweighausers im Engel oder Pfirter Wirt in Pratteln zu Mittag.

Nach 6-jährigem Schulbesuch in Pratteln trat Lina in die Sekundarschule in Listal ein und fuhr täglich von der Station Pratteln aus mit der Eisenbahn dorthin. Das Mittagessen nahm, sie da bei ihren Grosseltern mütterlicherseits, Suter Schlossers wohnhaft an der Ergolz am sogenannten Erzenberg, ein, wo sie wie zu Hause war. In ihrem letzten Schuljahr, im Januar 1899, starb ihre Mutter während eines Kuraufenthaltes in Davos Graubünden. Im Frühjahr darauf kam Lina in das Mädchenpensionat St. Georges bei Yverdon zur Erlernung der französischen Sprache. In Yverdon wurde sie in der deutschen Kirche konfirmiert. Zu Hause hatte die Stiefschwester Luise die Führung der Haushaltung übernommen. Nach dem Tode seiner zweiten Frau traf Suter das weitere Missgeschick, dass er sein Wohnhaus in Schweizerhalle niederreißen musste weil es sich zufolge der Salzausbeutung durch die nahe Saline gesenkt und schiefe Stellung angenommen hatte. Die Frage der Entschädigung bildete den Gegenstand eines langen und aufreibenden Prozesses gegen die Saline Schweizerhalle, welche die Schadenersatzpflicht bestritt, also behauptete, die Salzausbeutung sei nicht Schuld an der Bodensenkung. Da gab es mehrere Gutachten von Geologen, Gegengutachten und Obergutachten, kurz eine lange und kostspielige Prozedur. Schliesslich musste die Saline einlenken und zahlen.

Aus dem Welschland konnte Lina nicht mehr ins Geburtshaus zurückkehren, dieses war bereits vom Erdboden verschwunden. Der Vater hatte vorübergehend eine Wohnung in Pratteln gemietet (in der ich mit Albert Schaub einmal auf Besuch gewesen). Später kam dann der Kauf der Liegenschaft in Füllinsdorf, nachdem der Sohn Karl den bleibenden Teil des Geschäfts in der Schweizerhalle übernommen hatte.

Das Anwesen in Füllinsdorf war früher der Wohnsitz von Aerzten gewesen, zuerst von Dr. Jenny und nachher von Dr. Meier. Letzterem hatte es Jakob Meier, ehemaliger Bäcker und Rössliwirt von Füllinsdorf, abgekauft. Von diesem erwarb es dann Vater Suter um die Summe von 35'000 Franken. Zum Wohnsitz gehörte ein besonderes Stallgebäude und 5 Jucharten prächtiges Grasgartenareal mit einer Menge von Obstbäumen. Vor dem Haus befand sich ein Ziergarten mit alten Schattenbäumen und einem von Sträuchern und Bäumen gebildeten Gartenkabinet. Durch diese Ausstattung und die überragende sonnige Lage war das ganze ein gar hübsches Heim, das mir als Wohnung meines geliebten Mädchens noch viel reizender erschien. Suter hielt sich da ein Pferd sowie 2-3 Stück Rindvieh und trieb damit um sich zu beschäftigen und die vorhandenen Gebäulichkeiten und das Land zu verwerten etwas Landwirtschaft. Schade für mich und meine Liebesperiode war, dass in dem Anwesen nicht ein dessen Schönheit entsprechender Geist waltete. Luisens versteckte Feindlichkeit gegen mich störte mich weniger, Aug in Aug blieb Luise mir gegenüber durchaus anständig, der Geist Suters jedoch wirkte drückend auf alle, so dass wir uns weder damals noch seither des schönen väterlichen Sitzes recht freuen konnten. Suter war stets ein mürrischer, zu kränkenden Bemerkungen aufgelegter Mann gewesen, in dessen Gegenwart bei seinen Angehörigen keine Heiterkeit aufzukommen war. Gegen mich verhielt er sich fortan besser als seinen Angehörigen und Andern gegenüber, aber zu einem kameradschaftlichen Verhältnis kam es zwischen uns nie, Suter besass dazu keine Eignung.

Mitte Februar 1904, also bevor ich mit Suter zu einer

Verständigung gelangt war, war zwischen Russland und Japan der Krieg ausgebrochen. Der Streit drehte sich um Teile der Mandschurei und hauptsächlich um Korea, welches Land eine un-tüchtige Regierung und Bevölkerung hatte und das nun beide Mächte beehrten und in Besitz nehmen wollten. Mit grossem Interesse verfolgte man von hier aus den Kampf, den besonders Japan mit Schnelligkeit und Entschlossenheit aufgenommen hatte und den es, das kleine Land, gegen das Riesenreich siegreich durchfocht, so dass es Korea, Porth Arthur und die Hälfte der Insel Sachalin in Besitz nehmen konnte. Hier sympathisierte man mehrheitlich mit dem kleinen Japan, dessen erwachter und aufstrebender Bevölkerung man den notwendigen Platz an der Sonne gern gönnte. Heer und Flotte Japans zeigten in Führung und Kampf bewundernswerte Tüchtigkeit, was von dem an Truppenzahl übermächtigen Russland nicht gesagt werden kann.

Mein Bureau auf dem Dreispitz (man hatte vorläufig bloss ein kleines Gebäude mit zwei Zimmern für mich errichtet, für später aber ein Dienstgebäude mit Wohnung vorgesehen) stand jetzt im Grünen. Gleich anno 1901 hatte ich vor demselben Kastanienbäume und links und rechts daneben Akazien, Ziersträucher und Rosen gepflanzt, die nun wuchsen und blühten. So einge-kleidet war es, besonders im Frühling, eine liebliche Arbeitsstätte geworden. Im laufenden Jahr 1904 wurden aber darin nicht allein dienstliche Probleme und Projekte verarbeitet, sondern meine Gedanken weilten oft bei meinem Lieb und mancher Moment wurde verträumt. An Güte liess ich indessen meine dienstlichen Arbeiten durch mein Liebesverhältnis nicht leiden, ich war stets froh, wenn wichtige oder interessante Aufgaben vorlagen, die mich gefangen nahmen und ernstlich beschäftigten. Viel kam ich abends nach dem Nachtessen auf mein trauliches Bureau zurück und schrieb da in der abgelegenen Einsamkeit stundenlang an meinen Jugenderinnerungen; auch meine zahlreichen Briefe an Lina schrieb ich meistens abends und Sonntag vormittag da draussen.

Donnerstag den 23. Juni fand die Einweihung der umgebauten und erweiterten Rathäuser in Basel statt. Der Umbau hatte mehrere Jahre gedauert. Während derselben befand sich das Finanzdepartement mit der Staatskasse mietweise im eidenössischen Zollgebäude Ecke Kirschgarten- Elisabethenstrasse und das Departement des Innern mit der Staatskanzlei im Rollerhof auf dem Münsterplatz. Nun veranstaltete der Regierungsrat eine bescheidene aber doch hübsche Einweihungsfeier, wozu zunächst alle Künstler, Handwerker und Bauleute, die am Werk gearbeitet hatten, sowie die Behörden des Kantons und der Gemeinden und endlich die Chefs der verschiedenen Kantonalen Verwaltungen eingeladen waren. Die Feier begann um 7 Uhr abends und dauerte bis spät in die Nacht. Im Hofe am Marktplatz war das städtische Orchester aufgestellt und musizierte, desgleichen oben im Garten vor dem Archivgebäude an der Martinsgasse die Kapelle Schreiber; ausserdem erfreuten drei Gesangsgruppen die Gäste mit Liedervorträgen. Ich war in Gesellschaft von Hans Meier Adjunkt des Staatskassiers dabei, später gesellte sich Herr Kantonsbau-meister Leisinger auf kurze Zeit erklärend zu uns. Ungezwungen bewegte man sich besichtigend durch alle Räume. An verschiedenen Orten waren Buffets aufgestellt, die die Gäste mit Speis und Trank von vorzüglichster Qualität bewirteten. Nach einem

abschliessenden gemütlichen Hock im Turmzimmer des ersten Stocks gingen Hans und ich heim.

Der Umbau und die Erweiterung des Rathauses hatten enorme Summen gekostet, viel mehr als dafür vorgesehen war. Es war sehr viel Malerei und Ornamentik dazugekommen, kurz, man hatte der Architektur das Hauptwort gelassen, aber - wie das gern so geht, wenn die, die das Werk brauchen müssen, sich nicht energisch zum Worte melden - auf Kosten des Gebrauchswerts. Bald, wenn nicht von Anfang, wurde man gewahr, dass für die zwei Departemente, Finanz mit Staatskasse und Inneres mit Staatskanzlei, die durchaus ins Rathaus gehörten, absolut nicht genug Raum vorhanden war, abgesehen davon, dass die gegebene Gliederung der Räume einer speditiven und leichten Dienstabwicklung hinderlich war. Das viele Geld war fort und schon nach einem halben Dutzend Jahren musste das Finanzdepartement nach einem anderen Domizil Umschau halten.

Sehr umstritten war bei Planaufgabe die Frage gewesen, ob das Rathaus einen Turm erhalten sollte oder nicht. Auf dem Wege des Referendums ward diese Frage vor das Volk gebracht welches sich für den Turm entschieden hatte.

Nun zog mein Chef, Herr Regierungsrat Dr. David, vom Zollgebäude ins neue Rathaus, in das Zimmer unmittelbar westlich neben dem Regierungsratssaal im ersten Stock, wo fortan der Ort meiner dienstlichen Besprechungen mit ihm und den folgenden Departementsvorstehern war.

Im laufenden Frühjahr unternahm ich zwei Reisen, die eine mit meinem jüngsten Bruder Paul nach Seigneux Waadt, wohin ich ihn zur Erlernung der franz. Sprache brachte und die andere an den Thunersee mit meinem Schatz. Lina machte einen mehrtägigen Besuch bei ihrer Pansionsfreundin Frau Martha Gfeller-Leuenberger Architekts in Bern. Da holte ich sie zur Heimreise ab, wir knüpften aber daran einen Abstecher nach Thun. Schon vormittags kamen wir hier an und besichtigten die Stadt. Ich zeigte Lina die Stätten, wo ich vor 10 Jahren einen Monat lang gearbeitet, gewohnt und gegessen hatte. Dann besuchten wir das Schloss und seine historische Sammlung. Im Gasthaus zu Falken über der rauschenden Aare nahmen wir das Mittagessen ein. Hernach mietete ich ausserhalb Thuns ein Schiffchen, ruderte meinen Schatz die Aare hinauf und weit hinaus in den See, wobei wir angesichts der nahen Vor- und Hochalpen ein köstliches Stündchen verbrachten. Auf der Heimreise hatten wir dann noch das Glück, die ganze Bahnfahrt von Thun bis Liestal in einem Coupé 2ter Klasse allein zu sein.

Mitte Juli übermittelte ich Vater Suter in Füllinsdorf den Wunsch, mich im Laufe dieses Monats mit Lina zu verloben und bat ihn um seine Einwilligung dazu. Lina und ich verkehrten nun ein halbes Jahr miteinander und hegten keinen andern Wunsch, als verbunden zu sein und zu bleiben. Um, namentlich wo man uns kannte, miteinander freier auftreten zu können, war die Verlobung jetzt nötig. Wir hatten keine Lust, damit bis Anfang 1905, wie Vater Suter ursprünglich bedungen hatte, zu warten, ja jetzt nicht einmal mehr bis zu Luisens Hochzeit, die sich umständehalber hinausgezogen hatte. Luise, die ihrer Eifersucht gegenüber Lina nicht Herr geworden war, trat jetzt bei ihrem Vater entschieden dafür ein, er möchte uns seine Einwilligung, die schon wegen Linas Minderjährigkeit erforderlich war, bis

sie aus dem Hause sei versagen. Allein Suter liess sich da nicht mehr beeinflussen, bereits hatte er irgendwo verlauten lassen, dass unterer Verlobung nichts mehr entgegenstände, nun billigte er meinen Antrag und liess mir in diesem Sinne durch Lina Antwort zugehen.

Lina und ich bestimmten den 26. Juli (1904) - einen Dienstag zu unserer Verlobung und feierten ihn in Anbetracht aller Umstände allein. Am Vorabend schrieb ich in mein Tagbuch: "Ich weiss selbst nicht wie es kommt, aber ich bin gar nicht himmelhochjauchzend gestimmt." Doch ich liebte Lina unendlich und schritt festen Willens zu dem Bund. Sie kam vormittags 9 Uhr zu mir nach Basel, wo ich ihr zunächst als Verlobungsgeschenk eine goldene Uhr mit prächtiger goldener Kette im Gesamtwert von 365 Franken einhändigte, welcher Schmuck sie natürlich sehr erfreute. Bis die bei Goldschmied Bächler an der Freienstrasse bestellten Eheringe bezugsbereit waren, machten wir einen Gang zur Besichtigung des Münsters. Hier im Innern fing Lina, die wie ich heute ernsten Sinnes war, heftig zu weinen an. Ihre Gedanken weilten bei ihrer toten Mutter, deren Fehlen sie am heutigen Tage aufs bitterste empfand. Daheim führte eine Schwester das Regiment, die ihr die Verbindung mit mir missgönnte und meinerseits war leider auch keine Mutter mehr da, die ihr einigermaßen Ersatz für die Verlorene hätte sein können. So wurde die junge Lina zu dieser Stunde von ihren Gefühlen überwältigt. Ihren Schmerz würdigend beruhigte ich sie und bald siegte der Trost, an mir eine feste Stütze gefunden zu haben.

Nach dem Ringwechsel begaben wir uns mit der Birsigtalbahn nach dem Schloss Bottmingen und von da zum Mittagessen ins Bad Flüh. Bei diesem Anlass ass ich zum ersten Mal in meinem Leben Forellen. Nachmittags besuchten wir die Ruine Landskron und die Klosterkirche Mariastein. Das Wetter war schön, nicht zu heiss und Lina war jetzt ganz heiter, so dass die Wanderung durch die Matten und Aehrenfelder vergnüglich war und sich der Tag in der Hauptsache zu einem recht freudigen gestaltete. Gegen den Abend pilgerten wir noch über Hofstetten nach Ettingen, von wo wir mit dem Bähnchen heimfuhren.

Anfangs August machte Vater Suter einen Kuraufenthalt in Baden Aargau, wo ihn Lina und ich eines Sonntags besuchten. Sodann kam er auch zu einem gemeinsamen Ausflug mit Luise Suter und ihrem Bräutigam, den ich angeregt hatte, um Luise uns gegenüber umzustimmen. Wir spannten ein - Suter hielt ein temperamentvolles Pferd namens Miss - und fuhren gen Eptingen. In Liestal nahmen wir noch Edi Spinnler und Rosalie Suter auf, womit wir drei Brautpärchen zu dem Ausflug waren. Munter trabte unser Rösslein in den Sonntag hinein und brachte uns wohlbehalten ans Ziel, wo wir zur Linde abstiegen und uns ein gutes Mittagessen geben liessen. Hierauf spazierten wir bis in die Nähe der Bölchenfluh und schwangen bei der Rückunft nach Eptingen noch das Tanzbein.

Um diese Zeit fiel mir die erste Vormundschaft zu, nämlich über fünf minderjährige Kinder meiner Vettern Edmund Rudin Bezirksschreiber in Arlesheim und Fritz Rudin Fabrikdirektor Lures, Frankreich. Das damalige basellandschaftliche Zivilgesetz unterwarf unter anderem alle Minderjährigen, welchen bei Lebzeiten der Eltern Vermögen zugefallen, der Vormundschaft. Dieser Fall lag für die besagten Kinder, denen eine Tante einen Teil ihres Vermögens vermacht hatte. Zufolge des übermässig vorsichtigen Gesetzes wurde ich der Vormund von Kindern, die sehr tüchtige und rechtschaffene Väter hatten. Freilich erstreckte sich meine vormundschaftliche Tätigkeit lediglich auf die Wahrung der Interessen meiner Mündel bei der Erbschaftsteilung und dann auf die Erbschaftsverwaltung bis zu ihrer Volljährigkeit.

Dieser Vormundschaft folgte auf dem Fusse die zweite. Am 4. August fand ein Muttenser Schulkamerad, Fritz Schärr-Pfirter, wohnhaft in Muttens, Magazinarbeiter bei der Basler Drogerie Ld. Bernoulli & Cie. einen jähen Tod. Es trank im Geschäft an der Hochstrasse in Basel aus Versehen Kirschlorbeerwasser, das Blausäure enthält, wurde sogleich ohnmächtig und starb an Vergiftung. Obgleich wenigstens eine Mitverantwortlichkeit des Geschäfts an diesem Unfall aus den Umständen unschwer zu erkennen war, zahlte der Prinzipal, der reiche Herr Bernoulli-Von der Thann, für Fritz Schärr, der ein zuverlässiger Arbeiter war, nicht einmal die Beerdigungskosten, Da fragte die Witwe - Luise Pfirter, eine Tochter des Gemeinderats Niklaus Pfirter in Muttens - bei meinen Schwestern, deren Jugendfreundin sie war, an, ob ich nicht so gütig wäre, und mich für sie der Sache annähme. Ich sagte zu und empfahl Luise, um mich zu gehöriger Untersuchung und Verfolgung des Falles zu legitimieren, mich beim Gemeinderat Muttens zum Vogt (Vormund) ihrer Kinder - sie hatte ein kleines Mädchen und ein zweites Kind war unterwegs - zu bestimmen und die Vogternennung durch ihren Vater in Eile zu betreiben, damit nicht die Feststellung des Tatbestandes durch zu langes Warten erschwert und ihr dadurch geschadet werde. Das wurde verstanden und prompt fasste der Gemeinderat Muttens einen bezüglichen Beschluss, den er mir mitteilte. Hierauf wurde ich in der Drogerie Bernoulli vorstellig um von den Oertlichkeiten Einsicht zu nehmen und die Umstände, unter denen Schärr das Gift getrunken, zu erfahren. Ich wurde nur mit Widerstreben zugelassen. Trotzdem konnte ich hier sowie durch spätere Einvernahme des Geschäftslehrlings Paul Schorr und eines Arbeiters, beide aus Muttens, den Tatbestand, den die Geschäftsleitung zu verheimlichen suchte, annähernd feststellen.

In einem Magazinraum wurde in Abwesenheit Schärrens an einer Korbflasche Kirschlorbeerwasser (aqua lauro) das farblos wie Wasser ist, Muster gezogen. Der damit beauftragte Arbeiter namens Meier nahm dazu fatalerweise das Trinkglas, welches dem Personal zum Wassertrinken diente. Lehrling Schorr brachte das Muster im Glas dem Geschäftsleiter zur Besichtigung ins Bureau und stellte es nach Rückkunft dem Arbeiter Meier zum Versorgen wieder hin und zwar an dem Ort, wo gewöhnlich die Trinkwasserflasche stand und der wenigstens nach den Angaben Schorr mir gegenüber, sozusagen die Proviantecke des Personals war. In diesem Moment kam Schärr ins Magazin. Er lachte, als es Schorr mit dem Glase sah; offenbar in der Meinung, dieser hätte frisches Wasser gebracht. Er ergriff das Glas, hielt es zuerst prüfend gegen das Licht, und trank es in der Hitze leer. Als ihm mitgeteilt

wurde, was er getrunken, erblasste er und sagte: "ja war es denn nicht Wasser?" In grösster Angst eilte er noch zum Brunnen, sank dort aber bald bewusstlos zusammen und starb trotz ärztlichen Rettungsversuchen nach ungefähr zwei Stunden.

Dieser Todesfall war eine Folge der gänzlichen Missachtung der bestehenden baselstädtischen Vorordnung über das Halten und den Verkauf von Gift seitens der Firma Bernoulli & Cie. Erstens wurde das Kirschchlorbeerwasser im Essigraum des Geschäfts, statt in einer besondern Giftkammer aufbewahrt. Zweitens wurde, ohne Beanstandung seitens der Geschäftsleitung, zum Musterziehen an Gift ein Trinkglas, statt ein besonderes Gefäss verwendet. Drittens war zum Herumtragen des wassergleichen Gifts im Wasserglas ein Lehrling beauftragt, der die Gefährlichkeit des Ware nicht kannte. Endlich hatte ich festgestellt, dass die Geschäftsleitung die besagte Verordnung, die jedermann, der mit Gift oder giftartigen Stoffen Handel treibt oder sonst Gebrauch macht, in allen Manipulationen solche Vorsicht vorschreibt, dass ein Vermischung oder Verwechslung mit Nahrungs- und Genussmittelndurchaus nicht stattfinden kann, dem Personal niemals zur Kenntnis gebracht und ihm keinerlei sachbezügliche Instruktion erteilt hatte.

In dieser Sachlage hoffte ich, dass die von Amtes wegen geführte Untersuchung des Todesfalles zu einer strafrechtlichen Verurteilung der besagten Firma führen und mir dadurch eine vorteilhafte Unterlage zu dem nachfolgenden Zivilprozess gegeben werde. Die Herren Bernoulli & Cie. hatten mir gegenüber bereits die Schadenersatzpflicht bestritten, weshalb mir zunächst an der strafrechtlichen Behandlung des Falles gelegen war. Ich begab mich auf das Untersuchungsrichteramt und machte mir aus den protokollierten Aussagen der Geschäftspersonals die erforderlichen Notizen. Sodann hatte ich eine Unterredung mit Herrn Staatsanwalt Dr. Müller, den ich auf das grosse Interesse aufmerksam machte, welches wir an einem Strafurteil hatten. Merkwürdigerweise fasste aber die Staatsanwaltschaft nachher einen Dahinstellungsbeschluss, das heisst sie verneinte das Vorhandensein von strafrechtlich Fehlbaren. Schon da hatte ich das Gefühl, man wolle die einflussreiche Firma Bernoulli & Cie. schonen. Da ging ich zu Strafgerichtspräsident Dr. O. Schär, trug ihm den Sachverhalt vor und beklagte mich über das Verhalten der Staatsanwaltschaft. Präsident Schär pflichtete meiner Auffassung bei, er versprach mir, den Fall an Hand der Untersuchungsakten noch näher zu prüfen und ihn vor Gericht zu bringen, sofern ich eine bezügliche Klageschrift dem Polizeigerichtspräsidentium einreiche. Selbstverständlich reichte ich diese Schrift sogleich ein.

Mittlerweile offerierte eine hinter der Firma Benoulli stehende Versicherungsgesellschaft für die Hinterbliebenen Schärns aus Coulanz, wie sie sagte, 1500 Franken, und der Zivilanwalt der besagten Firma Dr. August Wieland, empfahl mir gelegentlich, diese Summe anzunehmen und der Drogerie Bernoulli Decharge zu erteilen, indem er betonte: "Wenn Sie vor Gericht eine Schadenersatzforderung gelten machen, so erhalten Sie, wenn Sie überhaupt etwas bekommen, meines Erachtens jedenfalls nicht so viel." Ich besprach die Sache in einer Abendsitzung mit dem Gemeinderat MuttENZ als Vormundschaftsbehörde, den ich angesichts dieser geringen Offerte um die Ermächtigung zur Prozessführung bat. Gemeindepräsident Eglin, der Vizepräsident der Basellandschaftlichen Obergerichts war, fragte mich: "Was

kann man da verlangen, 4000?" Ich entgegenete, dass ich 12000 Franken verlangen, zuvor aber immerhin den Ausgang des Strafprozesses abwarten wolle. Ich begründete diesen Standpunkt, worauf der Gemeinderat mir zustimmte und ich die Offerte als ungenügend ablehnte.

Ich machte zur Abklärung des Falles noch manchen Gang; so ging ich auch zu dem befreundeten Sanitätskommissär Berger D12 zu dessen Chef, zu Kantonschemiker Professor Kreis, welcher den Fall zuhänden des Gerichts zu beurteilen hatte. Hier fand ich die beste Unterstützung, die beiden Herren untersuchten das Vorkommnis nach allen Richtungen aufs gründlichste und kamen wie ich zu dem Schluss, dass der Tod Schärrens auf die fahrlässige Behandlung des Gifts in der Drogerie Benoulli zurückzuführen sei.

Am 2. September fand die Polizeigerichtsverhandlung statt. Als Richter amteten die Präsidenten Dr. Dr. Hübscher und Schär und Strafrichter Georg Passavant. Die Beklagte war vertreten durch Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Burckhart, die Geschäftsherren Bernoulli und Tschopp und vier Angestellte als Zeugen, die natürlich zu Gunsten des Geschäfts aussagen mussten. Für den toten Schulkameraden stand ich allein da. Die unnoble Gegenpartei begnügte sich hier nicht damit, sich rein zu waschen und alle Schuld und Unvorsichtigkeit Schärren zuzumessen, sondern sie behauptete noch, Schärren habe in dem Glas trinkbaren Schnapps vermutet und durch das Austrinken diebisches Verhalten bekundet. Einigermassen zugunsten des Beklagten Geschäfts sprach noch ein vorliegendes Gutachten vom Vorsteher des Sanitätsdepartements, Regierungsrat Bischoff, (mit dem ich ebenfalls Unterredung gehabt hatte), das dahin lautete, die von mir angerufene Verordnung gelte hinsichtlich des vorgeschriebenen Haltens von Giftkammern und Gefässen nur für Apotheker und Drogerien, nicht aber für Engrosgeschäfte wie das beklagte. Dem widersprach das Gutachten von Prof. Kreis. Den schweren Vorwurf des diebischen Verhaltens tat ich mit dem Hinweis auf die früheren Aussagen der Zeugen, nämlich der Mitangestellten Schärrens, vor Untersuchungsrichter ab: "Schärren war ein sehr solider Mensch, er machte sich gar nichts aus Schnapps. Die Liqueurs und gebrannten Wasser sind in einem anderen Gebäude aufbewahrt, Schärren konnte demnach nicht annehmen, dass in dem Glas so etwas enthalten sei." Alles was früher da und dort über den Tatbestand zugunsten Schärrens gesagt worden war, wurde heute verschwiegen oder bestritten. Allein dem gegenüber blieb ich nicht stumm, ich hatte die Einzelheiten des Falles so gut studiert, dass ich für Schärren richtig einstehen konnte. In der Replik griff mich der gegnerische Anwalt heftig an, indem er den Richtern glaubhaft zu machen suchte, ich hätte mir in der Anglegenheit das Amt eines Untersuchungsrichters angemasst und indem er sonst giftige Bemerkungen an meine Adresse richtete. Meine hier angewandte, seinerzeit bei der Eisenbahn in der Untersuchung von Unfällen erworbene Erfahrung und Gründlichkeit ärgerten die Gegner. Der Vorsitzende, Präsident Hübscher, den ich zufolge der Art, wie er die Verhandlungen leitete und Fragen stellt, im Verdacht hatt, mit Herrn Bernoulli zu sympathisieren, wies die Anschuldigung gegen mich als unbegründet ab. Die Staatsanwaltschaft, hier vertreten durch den 2ten Staatsanwalt Dr. Altermatt, hatte ihre Akten revidiert und erblickte jetzt im Verhalten der Beklagten grobe und strafbare Fahrlässigkeit. Das Urteil gegen die Firma Benoulli lautete auf 50 Fr. Busse

wegen ordnungswidriger Aufbewahrung und Behandlung von Gift. Damit hatte ich für den folgenden Zivilprozess viel gewonnen.

Nun stellte ich schriftlich bei den Herren Bernoulli eine Forderung von 12'000 Franken und erhielt darauf von deren Zivil-

anwalt Dr. Wieland, ein Angebot von 3000 Franken. Gemeinderat Pfirter, der Vater der Witwe, war dafür, sich mit dieser Summe zufrieden zu geben, weil er den Prozess für riskant hielt. Ich für meinen Teil rechnete so, dass uns das Zivilgericht im schlimmsten Falle, das heisst wenn ein erhebliches Mitverschulden des Verstorbenen angenommen werde, die halbe Schadenssumme, also etwa 6000 Franken zusprechen werde. Mit Wärme verteidigte ich diese Ansicht und klopfte in der kleinen Bauernstube in der Gempengasse auf den Tisch gegen den Gedanken, das Zutrauen zu unserer Sache zu verlieren und dem geizigen Gegner, den man vermögenshalber nicht schonen brauchte, gegen ein Almosen springen zu lassen. Die kluge Witwe war sowieso vertrauend auf meiner Seite und Vater Pfirter liess schliesslich gewähren. Ich lehnte das Angebot ab und stellte, da die Witwe Schärri soviel wie mittellos war, beim Zivilgericht Basel das Gesuch um Gewährung des Armenrechts für den aufzunehmenden Zivilprozess, das heisst um Uebernahme der auf meine Schutzbefohlenen aus dem Prozess entfallende Anwalts- und Gerichtskosten durch den Staat. Der stellvertretende Gerichtspräsident Erismann, ehemaliger Centralbahndirektor, der mich vom Dreispitz her kannte, entsprach, nachdem ich ihm in besonderer Sitzung und in Anwesenheit der Gegenpartei dargetan hatte, dass ein ernsthafter Streit vorlag, meinem Gesuch und bestimmte Notar Dr. Glenk als Anwalt. Allein dieser lehnte nach einiger Zeit ab mit der Bründung, er könne den Prozess aus Rücksicht auf Hrn. Bernoulli nicht führen. Dasselbe tat der zweitbestellte Anwalt Dr. Stückelberg, aus gleichem Grunde. Der überall vortretende Einfluss von Herrn Bernoulli berührte mich peinlich. Schliesslich wurde Dr. O. Kully bestimmt, der annahm und dem ich das mit Fleiss gesammelte und zusammengestellt Klagematerial übergab. Wäre mir das Armenrecht nicht bewilligt worden, so hätte ich um Kosten zu sparen auch den Zivilprozess ohne Anwalt durchgeführt.

Am 2. Dezember verschwand der beim Tod Schärri beteiligte und in Muttentz wohnhaft gewesene Handelslehrling Paul Schorr. (P. Schorr war damals etwa 18 Jahre alt, ein vaterloser durch verwaorloste Erziehung verwilderter Jüngling. Er begab sich nach Frankreich. Zuletzt hielt er sich in Marseille auf und nahm dort bei meiner Schwester Anna die Kost. Durch Vererbung von schwacher Konstitution wurde er später krank und starb in Marseille im Alter von etwa 24 Jahren.) Er schrieb den Herren Bernoulli & Cie: Es ist mir unmöglich noch länger in der Gegend zu bleiben, weil sich der Umstand mit der Geschichte von Fritz Schärri befasst. Es wird mir immer nrmachgeredet, ich sei allein Schuld an dem Unglück, was ich mir nicht gefallen lasse. Ich will die Uebeltäter nicht nennen, ich wäre zum Tode geweiht. Ich verlasse die Schweiz und suche mein Glück in einem fremden Lande. Ich bin so gekränkt, dass in der Verzweiflung nicht weiss, was ich machen soll; denn ich will das nicht machen, was ich einem der Uebertäter getraut habe."

Der Gegenanwalt Dr. Wieland, beschuldigte mich nun in der schriftlichen Klagebeantwortung beim Zivilgericht, ich hätte Schorr in die Flucht getrieben, indem ich mich zum Untersuchungsrichter aufgeworfen und ihn einem strengen Verhör unterzogen

hätte. Dabei hätte ich versucht, ihn einzuschüchtern und zu bewegen, der Beklagten ungünstige Aussagen zu machen. Dieser Anschuldigung trat ich schriftlich entgegen. Ich kannte den Schorr von der Kindheit an und hatte auf ihn keinen Druck ausgeübt, sondern ihn einfach angehört, befragt und über die Aussagen genaue Notizen gemacht, aber ohne einen Ton des Vorwurfes ihm gegenüber verlauten zu lassen. Schorr hatte die erwähnten Vorwürfe von den Leuten in Muttenz zu hören bekommen. Er hatte mir nämlich in Muttenz bei der ersten Besprechung in Gegenwart der Witwe Schärr erzählt, Fritz Schärr habe ihm damals das Glas aus der Hand genommen und ausgetrunken. (Vor Untersuchungsrichter hatte er dagegen nachher zu Protokoll gegeben, er (Schorr) habe das Glas auf den Schaft gestellt. Sodann hatte der Magazinchef der Droguerie Bernoulli dem Schwager des Verstorbenen gesagt, er habe gesehen, dass Schärr das Glas, bevor er es ausgetrunken, gegen das Licht gehalten und mit dem Auge auf seinen Inhalt geprüft habe. Diese Erzählung hatte in Muttenz - und bei mir natürlich zuerst - den falschen Glauben erweckt, man habe den Schärr über den Inhalt des Glases direkt getäuscht, das heisst Schorr habe ihm in leichtfertigem Spass das Glas als Wasser enthaltend dargeboten und, da er nicht wusste, dass es Gift enthielt, an die Gefahr nicht gedacht, bis es zu spät war. Aus diesem Glauben hatten die Leute in Muttenz und wahrscheinlich auch die Mitangestellten Schorr gegenüber kein Hehl gemacht, weshalb er sich, von Unruhe erfasst, das heisst die weiteren Gerichtsverhandlungen und unangenehmen Folgen fürchtend, zur Flucht entschlossen hatte.

Erst im Frühjahr, am 31. Mai 1905 kam der Fall vor das Zivilgericht Basel, das von Dr. Alb. Huber präsiert war. Der Gerichtshof nahm mit uns, den Parteien, einen Augenschein im beklagten Geschäft, der Brotherren, sodass wir die allergrösste Mühe hatten, ein annähernd richtiges Bild des Tatbestandes herzustellen. Die Parteivorträge fanden im Gerichtshaus am Bäumlein statt, ebenso die Beratung des Gerichts, die geheim war, das Gericht schrieb in seinem Urteil dem beklagten Geschäft zwei Drittel und dem Verstorbenen einen Drittel des Verschuldens an dem Unfall zu und verurteilte erstes zur Zahlung von zusammen 6740 Franken an die Witwe Schärr und Kinder und zu zwei Drittel der Gerichtskosten.

Ogleich ich persönlich die Ueberzeugung hatte, es gehörte uns mehr, gedachte ich auf Appelation zu verzichten um von dem Gewonnenen für meine Schutzbefohlenen nichts aufs Spiel zu setzen. Wenn uns bei Appelation nur 500 Franken abgezogen worden wären, wäre mir das arg gewesen. Da appellierte der Gegner, der noch weniger zufrieden war als ich, und ich erklärte Anschlussappelation, damit eine Aenderung der erstinstanzlichen Urteils auch zu unseren Gunsten möglich war. Die Verhandlung vor Appelationsgericht fand am 10. Juli statt und erfolgte degilich auf Grund der Akten und Parteivorträge, also ohne Zeugeneinvernahmen. Hier gab jeder Richter sein Votum vor den Parteien ab. Einer, Notar Alioth, wollte uns 11'000 Franken zusprechen, indem er in einlässlicher Begründung darlegte, die Klagepartei habe das Verschulden des beklagten Geschäfts bewiesen, dagan habe dieses für sein Behauptung, Schärr habe seinen Tod durch unerlaubte und fahrlässige Handlungsweise verschuldet, keine Spur eines Beweises erbracht. Die übrigen Richter stimmten für Bestätigung des erstinstanzlichen Urteils. Der weit über die Grenzen hinaus als Rechtslehrer berühmte

Appellationsgerichtspräsident Professor Andreas Heusler verdankte Herrn Alioth sein gründliches Referat, sagte aber, es sei ihm nicht möglich, Schärr von Mitschuld freizusprechen. Dass dieser das fast volle Glas, einen starken Bittermandelgeruch und -Geschmack habende Kirschlorbeerwasser ab einem Schaft ohne Prüfung und ohne abzusetzen, also in einem Zuge getrunken habe, sei fahrlässig gewesen und rechtfertige einen Abzug an der Entschädigung. Mit vier gegen eine Stimme bestätigte das Appellationsgericht das erstinstanzliche Urteil.

Nun appellierte Benoulli noch an das Bundesgericht und ich schloss mich der Appellation wiederum an. Am 3. November vormittags fanden die Verhandlungen in Lausanne statt. Dr. Kully und ich waren am Vorabend hingefahren. Es war ein sonniger wunderbarer Herbstmorgen als wir dem Justizpalast zustrebten, Das reizende Gelände am See und die gegenüberliegenden Savoyer Alpen boten, von der Terrasse des Gerichtsgebäudes aus gesehen, in der Morgenfrische ein Bild von zauberischer Schönheit. Bei der Sitzung waren anwesend die Herren Präsident Jäger, Bundesrichter Favey, Honegger, Ursprung, Ostertag, Schmid und Picot.

Der Gegenanwalt Dr. Wieland, der zuerst das Wort erhielt, sprach von seinem Standpunkte aus sehr gut, unser Anwalt danach aber höchst mittelmässig. Darauf referierte ausführlich Bundesrichter Picot und empfahl Bestätigung der vorinstanzlichen Urteile; ihm, schloss sich Schmid an. Ostertag votierte auf Erhöhung unserer Entschädigung auf 10'000 Franken und wurde unterstützt durch die Richter Honegger und Favey. Meinungsverschiedenheit herrschte hauptsächlich darüber, wie hoch das Mitverschulden Schärrens anzuschlagen sei, wobei man immerhin mehrheitlich der Meinung war, die Vorinstanzen hätten uns, die Kläger jedenfalls zu knapp abgefunden. Ursprung wollte uns auch mehr geben als die Vorinstanzen, aber nicht so viel wie Ostertag. Präsident Jäger gab den Entscheid, indem er auf 8000 Franken für uns abstellte. Der Antrag Ostertag wurde mit 4 gegen 3 Stimmen verworfen und darauf derjenige des Präsidenten angenommen. Ausserdem überband das Bundesgericht alle Prozesskosten, einschliesslich des Honorars für unseren Anwalt, der Firma Bernoulli, weil sie uns kein rechtes Angebot gemacht und dadurch den Prozess allein verursacht hatte.

Hier schmerzte es mich, dass ich das Armenrecht verlangt und nicht selber den Anwalt gemacht hatte. Dr. Kully hatte sich warm geredet, aber den Kern der Sache nicht recht erfasst und hervorgehoben. So hatte er nichts von dem merkwürdigen Verhalten des Lehrlings Schorr, an dessen Stelle gemäss Gesetz unter den besonderen Umständen der Geschäftsherr haftete, erwähnt, nichts davon, dass man Fritz Schärr über den Inhalt des Glases wahrscheinlich direkt getäuscht hatte, trotzdem ich ihm das ausführlich niedergeschrieben hatte, so dass auch das Bundesgericht darauf abstellen konnte, Schärr habe das Glas ab einem Schaft genommen und damit fahrlässig gehandelt. Mir wäre es ein Leichtes gewesen, das vom Gegner gegebene Bild zu zerstreuen und für meine Schutzbefohlenen mindestens 2000 Franken mehr herauszuholen. Den Richtern, denen sonst viel und kompliziertes durch den Kopf geht, kann kaum ein Vorwurf gemacht werden, wenn sie während einer Verhandlung und verwirrender Redeschlacht nicht fortgesetzt alle Einzelheiten aus umfangreichen Akten im Kopfe behalten; es ist darum, wenn man ein annähernd treffendes Urteil will, unerlässlich, vor Gericht einen klaren guten Vortrag zu halten und das hervorzuheben, auf was es ankommt.

Immerhin konnte ich mit 5 % Zins an der Urteilssumme vom Tage des Unfalls an gerechnet, um den zu erhalten ich nachher allerdings noch das Betreibungsverfahren anwenden musste, Luise Schärr nun den Betrag von Fr. 8500 Franken hinlegen. Ich teilte ihr, da sie daheim mit Spannung den Spruch des höchsten Gerichts erwartete, das befriedigende Resultat von Lausanne aus telegraphisch mit.

Der Streit hatte mehr als ein Jahr gedauert und mir neben empfindlichen Gehässigkeiten auch Dank und Anerkennung eingetragen. Gerichtspräsident Dr. Schär im Basel lud mich durch einen Mittelsmann zum Beitritt zur Old Fellowloge (Freimaurervereinigung) ein und Dr. Kully anerbote mir als Verwaltungsrat der grossen allgemeinen Consumvereins schriftlich Kontrollfunktionen bei diesem Unternehmen. Allein umständehalber musste ich beides dankend ablehnen.

Nun muss ich wieder um ein Jahr zurück, in den Herbst 1904. Am 18. September machte ~~ich mit meiner Braut~~ einen Ausflug an den Vierwaldstättersee. Basel ab mit dem Schnellzug 7 Uhr 05 vormittags, Luzern an um 9 Uhr. Von hier begaben wir uns per Schiff nach Brunnen, wo ich ein Ruderboot mietete. Ich ruderte meinen Schatz hinüber ans Urnerufer östlich Treib. Da legten wir an dem steilen, mit Tannen und Moos bekleideten Felsenufer zu einem vergnügten Pikknik an und fuhren später weiter zum Schillerstein und Rütli. Nach einer angenehmen Rast an letzterem Ort kehrten wir nach Brunnen zurück. Es herrschte zu unserer Gondelfahrt warmer Sonnenschein, so dass Lina und ich hellauf waren.

Inzwischen hatten die Brautleute Ernst Schaub und Luise Suter eine Bäckerei mit Wirtschaft, auf die sie ihren Ehestand gründen konnten, gefunden und gekauft, nämlich in Gelterkinden, am Weg nach Ormalingen. So fand denn Dienstag den 20. September in MuttENZ ihre Hochzeit statt. Nach des Ziviltrauung gingen wir - 8 Paare - vom Rebstock aus zu Fuss in die Kirche und machten nachher eine gelungene Spazierfahrt über Münchenstein - Arlesheim - Therwil nach dem Schloss Bottmingen. Der dritte Akt fand im Rössli in MuttENZ statt, wobei der Kreis der Geladenen wie üblich grösser war als zum Kirchgang und zur Spazierfahrt. Ich machte mich da viel lustiger, als ich vorher angenommen hatte, woran hauptsächlich meine hübsche Braut schuld war, die in ihrem weissen Kleid und Hochzeitsschmuck allerliebste aussah und ein beneidenswerter Besitz war. Neben Liedervorträgen brachte ich ein kleines Gedicht vor, betitelt "Die erste Begegnung". Ich schilderte darin, wie und wo ich zum ersten Mal auf meine jetzige Braut aufmerksam wurde. Es war als ich vor etwa einem dutzend Jahren als junger Bursche eines Sonntags von MuttENZ aus zu einem Kameraden nach Schweizerhalle pilgerte. Da traf ich am Nordrand der Hart unter dem sogenannten Rothaushügel, da wo der Fahrweg von MuttENZ gegen das Rothaus aus dem Wald in kurzem Abstieg auf die Ebene mündet, die 7 - 8 jährige Lina Suter, die mit ihren Gespielinnen von Schweizerhalle Blumen suchte und von welcher ich mir halber im Ernst und halber im Scherz ein Blümchen erbat. Die kleine Episode hatt sich mir so gut eingepägt, dass ich sie nicht vergessen hatte. So weit sich die Verse hören lassen, lass ich sie hier folgen:

"Am Waldesrand beim Rothaushügel,
da legt er an dem Schritte Zügel,

und blickt' auf eine Kinderschar,
die Blümchen suchend lustig war.

Es fiel ihm auf ein kleines Mädchen,
das niedlich in noch kurzem Röckchen,
zunächst des Wegs im Grase stand,
ein frisches Sträusschen in der Hand.

Mit Augen himmelblau und lieblich,
das Mädchen gar so hübsch und zierlich,
dazu im Sonntagskleidchen fein,
es war wie heller Sonnenschein.

Sogleich fühlt er sich angezogen,
des Kindes Blick schien ihm gewogen,
Weshalb er freundlich ihm sich naht,
und scherzend um ein Blümchen bat.
Erstaunt schaut ihn an die Kleine,
gab schüchtern ihm der Blumen eine,
die dankend er entgegennahm,
und lächelnd damit Abschied nahm.

Hätt man den beiden dort verkündet,
dass sie das Los dereinst verbindet,
sie hätten sicher kaum geglaubt,
und wie sich da wohl angeschaut?"

Reinhard Ramstein, unser ehemaliger Stammkneipwirt zur Bierhalle und Stiefvater des Bräutigams, sang hier als Jäger ein sehr ansprechendes, von dem kranken Freund Dr. med. Schedler in Dornach gedichtetes Lied betitelt "der letzte Jagdgast". Ramstein war selber auch leidend (Herzschwach) und hatte zufolge Atemnot Mühe, das gefällige Lied fertig zu singen. Er starb wenige Monate später an einem Schlaganfall, 58 Jahre alt, nachdem ihn sein nächster Freund, Kunstmaler Karl Jauslin, im Tode kurz vorangegangen war.

Am folgenden Sonntag nach dieser Hochzeit fand in Liestal die Einweihung des zu Ehren der im Jahre 1653 anlässlich des Bauernkrieges in Basel hingerichteten sieben Landschäftler-Bauern errichteten Denkmals statt. Dasselbe, ein Denkstein aus Marmor, hatte unmittelbar vor dem obern Tor Aufstellung gefunden. Bei diem Anlasse erlitt der 62 1/2 alte Kunstmaler Karl Jauslin aus Muttenz einen Schlaganfall mit teilweiser Lähmung. Er hattedie Bauernfahne aus der Zeit des Bauernkrieges für das Diedensmuseum in Luzern gemalt und sollte sie nun selber im Festzug vor das Denkmal tragen. Er trug dazu historische Kleidung, einen Brustharnisch und, wenn ich mich recht erinnere, auch einen Helm. Mit seiner kraftvollen Gestalt und wallendem Bart war er ein Bannerträger wie man ihn schöner und würdiger nicht hätte finden können. Vor Abmarsch des Festzuges am Bahnhof sank Jauslin plötzlich um und musste ins nächste Haus - ins Hotel zum Bahnhof - getragen werden. Man vermutete, die enge, für ihn ungeeignete Rüstung habe den Schlaganfall verursacht. Erst im Städtchen, in Gesellschaft von Vater Suter, meiner Braut und meines Schwägers Gottfried Jauslin, hörte ich von dem Unfall. Gottfried und ich eilten darauf an das Bett Jauslins, wo wir den Arzt Dr. Peter vorfanden, der wenig tun konnte. Jauslin verlangte, dass man ihn heimbringe; er war halber bewusstlos und sprach sonst so viel wie nichts. Als nach geraumer Zeit

der bestellte Krankenwagen kam, trugen Gottfried und ich den schweren Mann aus dem ersten Stock eine hinderlich enge Treppe hinunter in das Fahrzeug. Der Zustand Jauslins gefiel mir nicht, dessen edles Haupt war fahl bis zum Scheitel, in einer Weise, die mir als Spur des Todes erschien. Daheim Bdlieb sein Zustand noch einige Zeit schwankend, am 12. Oktober, das heisst nach drei Wochen starb er aber in seiner Wohnung am Wartenberg und wurde unter grossen Ehrenbezeugungen auf dem Gottesacker in Muttenz begraben. Er war Junggeselle geblieben und hinterliess bloss zwei Schwestern und eine hochbetagte Mutter.

Jauslin war ab und zu zu meinem Vater in unser Haus gekommen, ausserdem war ich oft, etwa auf Spaziergängen und dann in der Bierhalle Ramstein neben dem Pfarrhaus, in seiner Gesellschaft gewesen. Es war ein zu gemüthlicher Unterhaltung aufgelegter Gesellschafter, daneben immerhin ziemlich leicht reizbar und etwas Sonderling. Seine Stärke lag nicht in der Malerei, sondern im Zeichnen. Wohl schuf er auch Gemälde, aber sie zeigten, dass er da höchster Ausbildung nicht theilhaftig geworden war. In der Jugend war er als Sohn eines Landjägers ein armer Kerl, zuerst Fabrikarbeiter gewesen. Zur Erreichung einer hohen künstlerischen Stufe hätte es ihm sicherlich nicht an innerlichem Stoff gefehlt, das war aus seiner schönen Physiognomie, an seiner hohen Stirn und aus seinen leuchtenden Augen zu lesen. Aeussere Verhältnisse waren es, die ihn zurückgebunden hatten. Immerhin brachte es Jauslin, als Zeichner zur Meisterschaft. Hauptsächlich schöpfte er aus der Schweizergeschichte, zu deren Kenntnis er sich durch fleissiges Studium aufgeschwungen hatte. Sozusagen alle hervorragenden und besonders interessanten Begebenheiten der heimischen Geschichte stellte er im Bilde dar. Dabei zeichnete er die Eidgenossen nicht wie manche Maler der Jetztzeit als verrenkte alberne Gestalten, nein, seine Eidgenossen waren überwiegend Prachtsfiguren, Heldengestalten wie er selber eine war. So wurde sein bildliches Geschichtswerk, das er in zwei Sammlungen von verschiedener Grösse herausgegeben, ein wert-

volles Unterrichtsmittel für die Schulen, hervorragend geeignet um unserer Jugend Freude und Stolz an der Schweizergeschichte einzuflössen.

Dass Jauslin in dem an bedeutenden Männern armen Muttenz der bedeutendste Bürger seiner Zeit war, braucht kaum gesagt werden. Umgeben und begrüsst von einer patriotischen Festgemeinde, mit dem Zeichen der Freiheit in der Hand - so wurde dieser glühende Vaterlandsverehrer dahingerafft.

Wie voriges Jahr besuchte ich auch diesen Winter - jeweils Freitag abends - Vorlesungen an der Universität Basel bei Professor Kozak über Volkswirtschaft und Verkehrswesen. Zu diesen Vorlesungen am Rheinsprung begleitete mich regelmässig Alfred Widmann, Elektroingenieur, der mit mir bei der Familie Grosshans in Pension war. Ausserdem hörte ich jeweilen Mittwoch abends noch Professor und Regierungsrat Burckhardt - Finsler über neuere Geschichte, nämlich über die Sonderbundszeit und die Einführung der Bundesverfassung von anno 1848. Während die Vorträge Burckhardts von A-Z interessant waren, waren diejenigen Kozaks weitschweifig und in der Hauptsache langweilig. Ich bemerkte da, dass über Nationaloekonomie und dergleichen von gelehrten Leuten viel inhaltsleeres Zeug gesprochen und geschrieben wird.

Jedenfalls beeinträchtigte es meine Achtung vor der Universität, dass es da Abteilungen gibt, wo man gewohnheitsmässig dreiviertel Stunden über etwas spricht, was man in wenigen Minuten erschöpfend sagen kann. Immerhin besuchte ich trotz der geringen Ausbeute auch dieses zweite Wintersemester hindurch die Vorlesungen Kozaks standhaft.

Donnerstag abends und Sonntags nachmittags ging ich den ganzen Herbst und Winter regelmässig zu meiner Braut nach Füllinsdorf. Lina war nun mit ihrem Vater allein daheim. Zufolge der vorgenommenen öffentlichen Verlobung war das Zusammengehörigkeitsgefühl bei uns grösser geworden und meine junge Braut schloss sich enger an mich an, was mich sehr befriedigte. Sonntag nachmittags holte mich Lina jeweilen an der Bahnstation Nieder-Schöntal ab. Je nach dem Wetter machten wir darauf Spaziergänge, Besuche oder blieben daheim. Am Donnerstag ging ich mit dem Zug um 5 Uhr 24 in Basel ab. Von anfang November an war es schon dunkel, wenn ich in Nd. Schöntal ankam. Raschen Schrittes durchging ich gewöhnlich diese Ortschaft und stieg jenseits der Ergolz rüstig den Berg hinan. Oben auf dem Hügel rechts am Dorfeingang in dem kleinen parkähnlichen Vorgarten stand eine hohe Mädchengestalt und spähte durch das Dunkel die Strasse hinab; ob er wohl kommt? ja er kommt! das wusste sie gewiss. Wie der Erwartete auftauchte, eilte sie hinab auf die Strasse ihm entgegen und da war dann die Freude des Wiedersehens gross und die Begrüssung beidseits recht herzlich. Regelmässig speiste ich mit ihr und Vater Suter zu Nacht. Während Lina in der Küche das Abendessen bereitete, dieskutierten Suter und ich gewöhnlich die Tagesneuigkeiten. Meist war der Krieg in Ostasien der Gesprächsgegenstand. Suter glaubte an den Erfolg der Russen, ich hingegen an den der Japanesen; am Stand ihrer Rüstung, an der Entschlossenheit und der zielbewussten Art, mit denen letztere den Krieg vorbereitet und aufgenommen hatten, schienen sie mir die Tüchtigeren zu sein.

Gewöhnlich gönnte Vater Suter Lina und mir abends noch ein Stündchen des Alleinseins. Der letzte Zug nach Basel ging schon um 9 Uhr 38 in Schöntal ab und da war uns die Trennung zu früh, ich nahm daher oft den Schnellzug ab Liestal, der eine Stunde später fuhr. Dies verlängerte das Beisammensein um 40 Minuten, anderseits aber auch meinen Weg zur Bahnstation um 20 Minuten. Liestal zu nahm ich von Schöntal aus den Weg dem Fabrikkanal entlang; meist musste ich ihn in grösster Eile durchlaufen, da ich mich von Lina gewöhnlich nicht trennen mochte, bis es die höchste Zeit auf den Zug war. Wie oft standen wir zum Abschied auf der Haustreppe im Garten und nützten da scherzend und kosend die letzten und allerletzten Minuten aus, bis ich mich davonmachen musste!

"Ich sehne mich sehr danach, mich mit Lina vereinigen zu können und ich wollte es wäre schon Frühling und der Hochzeitstag nahe - Geduld - die muss ich jetzt lernen!" schrieb ich um jene Zeit in mein Tagebuch. Bei allen schönen und übergläcklichen Stunden, die ich mit Lina verbringen konnte, fühlte ich mich dann doch hinwiederum in Basel oft einsam und verlassen. Das war namentlich in den ersten acht Monaten unseres Verhältnisses der Fall, bis die Selbständigkeit und das Zusammengehörigkeitsgefühl bei Lina zugenommen hatten. Ein 19jähriges Mädchen kann seinem um 10 Jahre älteren Bräutigam nicht gleich das sein, was etwa ein 24jähriges Mädchen einem

weniger älteren oder ungefähr gleichaltrigen Bräutigam. Das ganz junge Mädchen ist dem gewandtern und mehr erfahrenen Manne gegenüber gewöhnlich schüchtern und zurückhaltend, bei aller Zuneigung hat es eine gewisse Scheu vor ihm, die es ihm nicht ermöglicht, aus sich heraus zu hegen, wie er es wünschte; auch kann es nicht gleichwertige und gleich viel Briefe schreiben wie er und ihm gleichsam auch aus der Ferne nahe sein. Kurz, das junge Mädchen ist dem älteren Bräutigam gegenüber zunächst viel weniger zum Geben als zum Empfangen befähigt und daran kann es mit allem seelischen Schwung nicht viel ändern. Es muss Geduld haben, bis der Geist seines Mädchens selbständiger und entwickelter geworden ist, das heisst bis es sich getraut, ihm mehr entgegen zu kommen und seine Anhänglichkeit zu fördern. Aber dieses Geduldhaben ist schmerzhaft. So ist unter diesen Verhältnissen eine lange Verlobungszeit, besonders wenn man ferne von einander wohnt, für den im Mannesalter stehende treuefühlenden Bräutigam vielfach eine Leidenszeit.

Zufolge der Anmut und jungen schönen Gestalt Linas und meiner grossen Liebe zu ihr war ich in ihrer Gegenwart stets glücklich, ja überglücklich, darauf folgten aber die viel zahlreichern Stunden des Getrenntseins und des Sicheinsamfühlers, die Wartezeit

bis zum Frühling kam mir unendlich lang vor. Ich sehnte mich heftig nach dem Tage der Vereinigung und der endlichen Befreiung aus der Unruhe des Alleinseins, nach dem Tage, wo ich den eigenen Hausstand errichten und die Abhängigkeit in Bezug auf Wohnung, Nahrung, Wäsche und Pflege von fremden Leuten abstreifen konnte. Müde war ich auch des häufigen Verkehrs mit meinem künftigen Schwiegervater Suter in Füllinsdorf. Ich hätte gern an ihm einen guten Kameraden gefunden und er seinerseits hätte an mir den allerbesten haben können. Allein er wollte immer die überlegene Person oder, wie sein Bruder Arnold gesagt hatte, den Häuptling spielen. Das wirkte um so störender als ihm hiezu die Beweglichkeit des Geistes und die Uebung im gründlichen Denken und Forschen fehlten. Seine Stellungnahmen waren zu sehr beeinflusst von Launen, Neigung und Abneigung, kurz, von Gefühlsgründen, mit denen in der Diskussion gewöhnlich nicht viel anzufangen ist. Dabei verdross ihn Widerrede sehr und schaffte eine unbehagliche Situation; man musste sich befleissen, ihm zuzustimmen, wollte man den Frieden nicht stören. Diese armseelige Unterhal-

ungsweise war mir zuwider, ich war daher nie gern allein mit Suter. Sodann war er gelgentlich, selbst in meiner Gegenwart, schroff und gehässig gegen Lina, was mich verletzte. Die demütigende Art, wie er mich am Anfang bahandelt und damit so gedankenlos gequält hatte, hatte ich ihm begreiflicherweise auch noch nicht vergessen, so dass ich auf ihn innerlich nicht gut zu sprechen war. Das fühlte Suter heraus. Aeusserlich schienen wir Freunde, waren es aber innerlich nicht. Immerhin nahm ich mich anstandshalber und um Lina willen stetsfort sehr zusammen, um mit ihm auf leidlichem Fusse zu bleiben.

Mit Suters Zustimmung hatten Lina und ich den 10. März 1905 zu unserem Hochzeitstag bestimmt.

Anfangs Dezember besuchten wir zusammen die Cäzilienfeier des Basler Männerchor im Kasinosaal wo mir Lina in hellem Kleid wiederum eine schöne und angenehme Partnerin war. Darauf beschäftigten wir uns mit der Aufstellung der Bedürfnisse für unserekünftige Wohnung: Schlafzimmer, Wohnzimmer- Besuchszimmer-

und Kücheneinrichtung etc. Wir liessen uns von Schreiner Merk im Sternengässlein in Basel Vorlagen machen und übergaben ihm, nachdem Einigkeit über Gestalt, Mass und Preis dessen, was wir begehrten, erzielt war, die Fertigung aller Zimmereinrichtungen. Die Wohnung mietete ich bei Herrn Gustav Baumann - Schorr an der Bruderholzstrasse No. 14 im Parterre. Baumann, der eine Schwester des Rössliwirts in Muttenz zur Frau hatte, hatte mir diese Wohnung - drei Zimmer mit Mansarde zum jährlichen Zins von 600 Franken - angetragen. Vor und hinter dem direkt der Einündung der Schillerstrasse gegenüber stehenden hübschen Zweifamilienhaus befanden sich zieliche Gärtchen, ausserdem hatte es saubere Nachbarschaft. Wir waren froh über die Gelegenheit, da einziehen zu können.

Es folgten Weihnacht und Neujahr. An ersterer hatten wir nicht viel Freude, da Vater Suter sehr schlechter Laune war. Die Geschenke, die wir ihm daheim machten - ich hatte ihm ein Buch, enthaltend eine interessante geschichtliche Erzählung, gekauft - nahm er mit den Worten entgegen: "alles unnützes Zeug!" und machte darauf Lina eine heftige Szene wegen eines Geschenks an einen Aushilfsknaben, das er missbilligte. Damit war für uns der Zauber des Christabends dahin. Besser ging es am Neujahr. Auf den Sylvesterabend war ich von Suter zu einem Hasenpfeffer eingeladen, den die Füllinsdörfer Jäger im Rössli ihren Angehörigen boten. Ueber Nacht - ich blieb in Füllinsdorf - fiel Schnee und es folgte ein kalter Neujahrstag mit 13° Reaumur unter Null. Nachmittags machten wir einen Besuch in Gelterkinden und abends begaben sich Lina und ich mit Verwandten aus Schweizerhalle noch zum Neujahrstanz nach Pratteln in die Wirtschaft Hägler. Als wir gegen 3 Uhr morgens den Heimweg zu Fuss nach Füllinsdorf antraten, herrschte ganz ungewöhnliche Kälte, etwa 15° Reaumur unter Null, dazu pfiff ein grimmiger Oberwind das Ergolztal herunter, der uns durch Mark und Bein ging. Ich gab Lina die Pelerine von meinem Mantel um sie besser zu schützen.

Im Laufe des Januar fiel reichlich Schnee, sodass das Schlitteln zu seinem Rechte kam. Ich schlittelte wiederholt mit meiner Braut in Füllinsdorf auf der dazu sehr geeigneten Strasse gegen Schöntal hinunter, sodann mit Widmann am Bruderholz (Batterieweg, der seither verändert worden ist) in Basel. Noch zu meiner Knabenzeit schlittelten an Abhängen bloss die Schuljungen und in beschränkter Masse die halbwüchsigen Jugendlichen. Erwachsene hätte man, besonders auf dem Lande, für einfältig gehalten, wenn sie sich an diesem harmlosen Vergnügen beteiligen hätten. Ueberhaupt hatte man da nur ganz geringes Verständnis für die Schönheit des Winters. Die erwachsenen Leute hielten sich an Sonntagen meist bei der Ofenbank oder sonst an der Wärme auf und überliessen das Schlitteln und Schlittschuhlaufen der Jugend. Ans Wandern und Bergsteigen im Winter dachte man schon gar nicht. Nun fing es an, anders zu werden. Zuvörderst in der Stadt erwachten bei den Erwachsenen die Lust an der Bewegung und das Verständnis für die herrliche Winternatur. An stelle der unpraktischen, kistenartigen Schlitten, wie man sie hier in der Gegend von altersher den Kindern gemacht hatte und die nur Platz für eine Person oder höchstens für zwei Kinder boten, traten langsam leichte längliche Schlitten, Davoser genannt, mit Platz für 2 - 4 Personen und das Schlitteln begann ein Vergnügen für Jung und Alt zu werden.

Anfang Februar übergaben Lina und ich unser Eheversprechen

- für ihren Teil wegen ihrer Minderjährigkeit vom Vater mitunterzeichnet - dem Zivilstandsamt Basel zu öffentlicher Verkündung.

Am 4. März feierte ich mit meinen Kameraden meinen Junggesellenabschied im Restaurant zum Römer in der Steinenvorstadt, wo ich damals in Basel regelmässig mit Osacar Levy, Kurt Seidel und Hugo Bankwitz zusammenkam. (Architekt Jakob Stamm, der früher auch in unsern Samstagkreis kam, war jetzt in der Fremde) Ausser den drei Erstgenannten lud ich zu der Feier ein Dr. Roth Chemiker, der oft bei uns war, die Souschefs der Bundesbahn Rothpletz und Bächler, meine Muttenser Jugendfreunde Gottfried Jauslin, Traugott Schmid und Wilh. Willener sowie meinen freundlichen Hauswirt Christian Grosshans. Freund Willy, Reisender, schrieb mir auf meine Einladung: "Ob ich komme? Ha, das wollen wir glauben, und sollte ich tausend Stunden von der alten RheinStadt entfernt sein!" Ich offerierte den Kameraden ein rechtes Nachtessen und Wein nach Herzenslust. Es wurde gezecht, gesungen, allerhand vorgetragen und gelacht, kurz, es war ein richtiger Junggesellenabschied. Nach Schluss segelten Fried, Willi und ich in meine Wohnung an der Bruderholzstrasse, die ich am 1. März bezogen hatte, und verbrachten da den keinen Rest der Nacht.

Das Hochzeitsfest organisierten Lina und ich auf einfache Weise. Der 10. März - ein Freitag - brach an. Nach dem Aufstehen und nachdem meine Toilette fertig war schrieb ich ins Tagebuch: "Es ist 6 3/4 Uhr morgens, in einigen Minuten kommt der Wagen, mit dem ich meine Braut in Füllinsdorf zur Trauung abhole. Draussen herrscht Sturmwind und Regen, seltsame Hochzeitsmusik. Damit Gott befohlen!"

Nach einstündiger Fahrt kam ich mit dem Landauer bei Lina an, die ich bleich und niedergeschlagen, das heisst stark beängstigt vorfand, während ich in fröhlichster Stimmung war. Der Abschied aus dem elterlichen Haus und die bevorstehende Trauung griffen begreiflicherweise die junge Braut an. Unter Beihülfe einer Freundin tat sie sich an mit schwarzseidenem Kleid und mit dem üblichen Brautkranz und Schleier; ich trug ebenfalls schwarze Kleidung mit langen Schössen am Rock und den üblichen Cylinderhut. Als wir in Begleitung ihres Vaters talwärts fuhren, lenkte ich von der Landstrasse aus Linas Blick nochmals zurück auf den jenseitigen Hügel zu dem scheidenden Vaterhaus, dann auf das trübe Wetter und auf ihre gedrückte Stimmung und sang ihr scherzend die bekannte Abschiedsstrophe aus dem Trompeterlied

"Die Wolken fliehn, der Wind saust durch die Blätter,
ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.

Dieser Vergleich wirkte erheiternd. Im Domhof zu Basel (Zivilstandsamt) und im Münster trafen wir mit den Geladenen, bestehend aus den nächsten Verwandten und Freunden, etwa 25 Personen, zusammen. Die zivile Trauung nahm der Zivilstandsbeamte Föhr und die kirchliche Pfarrer Birnstiel vor. Ersterer hielt die gesetzliche, letzterer eine freie, aber ganz ausgezeichnete Rede. Oft habe ich seither an seine treffenden Worte gedacht, die er mit der Mahnung, durch alles hindurch zusammen zu halten, an uns richtete: "Ihr glaubt gar nicht, was für schwere und düstere Momente zuweilen im Eheleben vorkommen!"

Vom Münster gingen wir um 11 Uhr vormittags zum Hochzeitsmahl und zu gemütlicher Vereinigung in den grossen Saal der Rebleuten-Zunft an der Freienstrasse. Feines und reichliches Essen, guter Wein, flotte Musik und genügend Platz zum Tanzen und Spielen wirkten da auf uns ein und entwickelten bald bei allen Anwesenden die vergnüglichste Stimmung, während draussen das stürmische Wetter einer milden Sonne Platz machte. Um 5 Uhr abends übertrug ich die Fortsetzung meiner Gastgeberpflichten im Saal meinem Schwager Jauslin und begab mich mit meiner jungen Frau auf die Hochzeitsreise, begleitet von den guten Wünschen der Zurückgebliebenen. Wir hatten folgende Tour vor: Basel - Genf - Lyon - Marseille - Toulon - Nizza - Monte Carlo - Genua - Mailand Lugano - Basel.

Nach Umkleidung reisten wir um 6 Uhr 45 mit einem Schnellzug der Juralinie ab. Wir fuhren in zweiter Klasse, einmal weil man sich diese Bequemlichkeit auf der Hochzeitsreise wohl gönnen darf und dann weil damals die schnellsten Züge, die man für weite Reisen wählte, die dritte Wagenklasse gar nicht führten. Der Tag begann mit Sturm und Regen, jetzt war es ruhig und heiter und die untergehende Sonne begleitete unseren Zug mit lieblichen Strahlen bis in den Jura hinein. Endlich ganz uns, frei und unabhängig fuhren wir überglücklich in die Welt hinaus.

Nach Aufenthalt und Uebernachtung in Lausanne und Genf kamen wir wohlbehalten in Marseille bei meiner Schwester Anna und ihrem Manne, einem Franzosen, die zusammen ein kleines Hotel betrieben, an. Hier blieben wir mehrere Tage. Eine ziemlich ausführliche Beschreibung des auf der ganzen Reise Gesehenen habe ich in mein Tagebuch gemacht, ich möchte mich deshalb da kürzer fassen. Wir besichtigten verschiedenen Teile der Stadt, das Leben und Treiben darin, Kaufläden, Märkte, Kirchen, den alten und neuen Hafen sowie das Ladegeschäft daselbst, Segler und Dampfer, bescheiden und reich ausgestattete Personendampfer, die Signalstation, Notre Dame der la garde und das im Meer draussen befindliche Château d'If. Zum ersten Mal befanden wir uns am Meer und genossen darum umso mehr dessen wunderbaren Anblick. Eines abends ward uns von der äusseren Hafenmauer aus das eindruckliche Schauspiel zuteil, wie ein grosser Ozeandampfer in der Dämmerung, bereits mit Lichtern versehen, langsam und majestätisch den Hafen verliess und in die Nacht und das weite Meer hinausfuhr. Sodann schaute ich mir in Marseille sowohl als nachher in Toulon die französische Land- und Marinetruppen an. Darüber schrieb ich folgendes auf, das mich heute, anlässlich des europäischen Krieges, besonders interessiert: "Die Soldaten fand ich vielfach klein und gering, ebenso die Offiziere, die dazu meist gelbe und abgelebte Gesichtszüge zeigen. Ob es in Frankreich überall so ist wie im Süden der Republik, weiss ich von mir aus nicht, man spricht aber schon geraume Zeit vom Rückgang und auch von Degenerierung der französischen Bevölkerung.

Die stete Hoffnung der Franzosen, gelgentlich mit den Deutschen abzurechnen, das heisst diesen Elsass - Lothringen mit Waffengewalt wieder abzunehmen, was auch mein Schwager Beaud so sehr wünscht, kann sich offenbar nie mehr verwirklichen, dazu scheint mir das französische Volk jetzt nicht mehr stark genug."

Die Ansicht meines Schwagers und seither noch mancher Militärkritiker, Frankreich allein werde sich noch mit Erfolg mit Deutschland messen können, gründete sich darauf, dass im

französischen Heerwesen seit 1870 enorme Fortschritte gemacht worden wären und dass jetzt ein ganz anderer Geist walte. Heute wo ich dies schreibe - Dezember 1914, haben sich die Kräfte- und Tüchtigkeitsverhältnisse abgeklärt. Seit 4 1/2 Monaten tobt der Krieg, dabei ist es Frankreich, Belgien und England zusammen bisher nicht gelungen, die tief in Frankreich eingedrungene halbe deutsche Armee herauszubringen; die andere halbe deutsche Armee kämpft im Verein mit Oesterreich gegen die Uebermacht Russlands.

Reich an Eindrücken von Marseille, namentlich von dem, was mit dem Hafenbetrieb und Seeverkehr zusammenhängt, und seitens meiner Schwester etwas überfüttert mit ungewohnten und seltenen Speisen (Fische, Austern, Muscheln, Krebse) sozusagen aus allem was im Meere kreucht und fleuchte, fuhren wir nach Toulon weiter. Hier in diesem Kriegshafen ging der von mir lang gehegte Wunsch, Kriegsschiffe zu sehen, in Erfüllung. Neben vielen Torpedoboten lagen im äusseren Hafenteil, zu dem wir mittelst eines Segelbootes gelangten, 6 oder 7 Panzerkreuzer mittlerer Grösse vor Anker. Mit Erlaubnis des betr. Kapitäns konnten wir den "Pothuau" besteigen und gründlich besichtigen. Im Innenhafen sahen wie die grosse Holzfregatte "la belle Poule", ein altes Kriegsschiff mit drei Verdecken, welches seinerzeit die Leiche des in der Verbannung gestorbenen Napoleon I von St. Helena nach Frankreich geführt hat und das zur Erinnerung an den grossen Kaiser aufbewahrt wird.

Auf der Fahrt nach Nizza hatten wir Gelegenheit, die berühmten und vielbesuchten Küstenstriche des Mittelmeeres zu bewundern. Wir mussten uns dabei sagen, dass es von Leuten, die Zeit und Geld genug haben, gar wohl zu begreifen ist, wenn sie sich da aufhalten.

Nirgends gewahrt man besser, dass die Erde rund ist, als auf dem Meere, wenn ein Schiff am Horizont auftaucht, so sieht man davon zuerst nur die Schornsteine, erst nach und nach kommt der Schiffskörper herauf in die Gesichtslinie.

In der Nähe von Cannes trafen wir ein Geschwader von 8 grossen französischen Kriegsschiffen vor Anker. Die Schönheit von Nizza, wo wir im Hotel Français abstiegen, und von Monaco und Monte Carlo, wohin wir mit dem Tram fuhren, fanden wir über alles Lob erhaben. Die Gartenanlagen in Monte Carlo waren das Reizenste, was wir in dieser Beziehung je gesehen hatten. Angewidert wird dagegen der schaffensfrohe und bescheidene Mann von der Anwesenheit unzähliger Berufstagedieben, Schlemmern und Halbweltdamen und besonders noch von der Art, wie in den Spielsälen, die wir eingehend besichtigten, mit dem Geld umgegangen wird. Auch das jahrmarktmässige Abschliessen von Tauben zum Zeitvertreib wirkt abstossend.

In bester Erinnerung bleibt einem neben vielem andern der gute Wein, den man im Süden fast durchwegs bekommt, zu den Mahlzeiten wird verhältnismässig viel davon getrunken, er ist aber zuträglich, dass selbst meine Frau, die daheim keinen trinkt, auf der Reise ziemlich und mit Vorteil davon genoss. Da begriff ich den schwäbischen Fidelmann, der den köstlichen ausgereiften Tropfen des Südens ins Schwabenland wünschte, an Stelle des Sauren, der dort in der Heimat rann.

Auf der Eisenbahnfahrt nach Genua kamen uns vereinzelt auch italienische Kriegsschiffe zu Gesicht. In Genua besichtigten wir hauptsächlich den berühmten Gottesacker mit seinen erhabenen

Grabmonumenten und dann den Meerhafen, den ich äusserst belebt, noch belebter als denjenigen im Marseille fand. Ein Wald von Masten war da. Wie schon in Marseille sah ich hier, dass die Warenbeförderung in der althergebrachten Weise mittelst Segelschiffen auf dem Meer noch einen weit grösseren Umfang hat, als wir auf dem Binnenlande annehmen. Auf der langen Gondelfahrt, geführt von einem gesprächigen Schiffer, trafen wir zufällig noch die "Hohenzollern", die grosse schöne Yacht des deutschen Kaisers Wilhelm II vor Anker, welche in Begleitung des armierten Aviso "Sleizner" auf den Kaiser und die Kaiserin wartete, die auf der Eisenbahn über den Gotthard unterwegs waren und eine Mittelmeerfahrt vor hatten.

Nach eintägigem Aufenthalt begaben wir uns nach Mailand zum Besuch der Stadt, des Doms und des Friedhofs; auch da übernachteten wir nur ein Mal. In Lugano gab es die letzte Gondelfahrt unserer Hochzeitsreise. Ich ruderte meine Frau hinüber ans jenseitige Seeufer nach Caprino, woselbst wir uns eine Flasche aus einem der bewährten Astikeller geben liessen. Wie übernachteten in Lugano zweimal und hatten Musse, uns die Stadt und Umgebung anzusehen. Zur Erinnerung liessen wir da im Reisekleid eine gute Photographie von uns machen.

Dann ging es durch den Gotthard heimwärts in den jungen Hausstand.

Die Reise hatte zwei Wochen gedauert und 530 Franken gekostet. Ich hatte eine schöne Summe aufs Budget gesetzt. Mit Logis und Verpflegung in den Hotels waren wir überall gut bestellt gewesen und nirgends überfordert worden.

Auch hatten wir anhaltend günstiges Wetter gehabt und uns gesund und wohl befunden, so dass wir von der Reise hoch befriedigt waren.

Meine Frau brachte mit in die Ehe	5'200 Fr.
Ich brachte in die Ehe	5'600 Fr.
zusammen	10'800 Fr.
	=====
Hievon gingen folgende Kosten ab:	
Für Mobiliar, Küchengeschirr, Leinenzeug und diverses	4'823 Fr.
Für Hochzeitsfeier (nach Abzug eines Beitrages des Schwiegervaters und der Hochzeitsreise	817 Fr.

	5'640 Fr.
Somit verblieben uns als Barvermögen	5'160 Fr.

Dezember 1914.

Mein Schwiegervater hatte seine Tochter Emma von Schweizerhalle zu sich nach Füllinsdorf genommen und führte so seinen Haushalt da weiter.

Mit einem Monatseinkommen von 275 Franken begannen Lina und ich unsere Haushaltung an der Bruderholzstrasse. Lina war anfänglich im Stillen in Sorge gewesen, mir nicht gut genug kochen zu können, da sie in mir einen im Essen anspruchsvollen

Mann vermutet hatte. Nun war es ihr, wie sie sagte eine grosse Erleichterung, zu konstatieren, dass das Gegenteil der Fall war, dass ich einfache Mahlzeiten am liebsten hatte und mich mit jedem Gericht zufrieden gab, sofern es nicht unsorgfältig zubereitet war. Lina zeigte übrigens für ihr Alter schon viel Verständnis für die Küche und für schmackhafte Zubereitung der Speisen; sie hat mich in dieser Beziehung stets aufs beste befriedigt, so dass ich bis jetzt nirgendwo so gern ass und mich so wohl dabei befand, wie daheim.

Auf dem Dreispitz konnte ich einen kleinen Landstreifen zu einem Gärtchen herrichten, in dem ich anfang, für uns das nötige Gemüse zu pflanzen: Bohnen, Erbsen, Salat, die Kohlarten, Rettiche, Gurken, gelbe Rüben, Zwiebeln, Tomaten und später Rhabarber und Kartoffeln; daneben kultivierte ich auch Himbeeren, Erdbeeren, Johannis und Stechelbeeren. Lina brachte dann und wann an schönen Tagen auf Geschäftsfeierabend (um 6 Uhr abends) ein kurzes Nachtessen hinaus, das wir zusammen schnabulierten. darauf nahmen wir in Ruhe bis es dunkelte die nötigen Gartenarbeiten vor. Ich sammelte da im Gemüsebau die nötige Erfahrung um ihn in der Folge mit Vorteil weiterführen zu können.

In unserer schön gelegenen und ruhigen Wohnung an der Bruderholzstrasse gefiel es uns gar gut.. Ich blieb abends viel daheim bei Zeitungen und Büchern. Etwas lässig besuchte ich den Männerchor, regelmässig dagegen ging ich weiter in die Gesellschaft der Samstags-Kameraden, die da jetzt waren Levy, Stamm und Bankwitz (Prokurist einer chemischen Fabrik); ab und zu erschien noch Wilhelm Frey, Kaufmann, Kurt Seidel war in eine Stelle in Baden eingetreten und kam nur noch selten. Die Zusammenkünfte fanden wieder im Schweizerhaus statt, später dann - bis heute - in der Restauration des Hotels Continental beim Centralbahnhof.

Zuweilen lud ich diese Kameraden auch zu mir nach Hause ein. Sonntags machten Lina und ich gewöhnlich Ausflüge zu Verwandten im Baselbiet oder sonst in die Umgebung. Sorgen hatten wir beide keine. als die kleinen flüchtigen, wie sie nun einmal vom Leben nicht trennbar sind. Ein Urteil über die Ehe ist in den Flitterwochen natürlich verfrüht, so viel sah ich aber im Laufe der Zeit, dass, sofern nicht mangelndes Zusammenpassen oder Krankheiten sie beeinträchtigen, die Ehe die beste Grundlage für ein befriedigendes Leben des Mannes ist.

Im Frühjahr 1905 erwartete man mit höchster Spannung die weltgeschichtlich bedeutendste Seeschlacht im fernen Osten zwischen der japanesischen und russischen Hauptflotte. Japan war bei Port-Arthur und in der Mandschurei über die russische Armee siegreich gewesen und hatte die russische Port-Arthur-Flotte vernichtet, so dass es im Osten Herr des Meeres war und von daheim aus seine Landarmee in der Mandschurei ungehindert verproviantieren und unterhalten konnte. Da sandte Russland sein baltisches Geschwader unter Admiral Roschestvensky von Petersburg aus via Aermelkanal Mittelmeer - Suezkanal nach dem Osten um Japans Flotte zu vernichten und Japans Landarmee von der Heimat abzuschneiden. Gelang dieser Streich, so war die siegreiche japanesische Armee geliefert; von der Munitions- und Lebensmittelzufuhr abgeschnitten, musste sie der Gefangenschaft entgegensehen, womit natürlich der Verlust all des erfochtenen Landes (Korea und Port-Arthur) verbunden war. Diese furchtbare Katastrophe von ihrem Lande abzuwenden, war nun Aufgabe der japanesischen Flotte, die unter Admiral Toyo

in der Koreastrasse bei der Insel Tsuschima den Feind erwartete. Samstag den 27. Mai um Mittag kam die russische Flotte bei der Koreastrasse zum Kampfe an, nachdem sie die für eine Kriegsflotte ungeheuer lange und beschwerliche Reise überstanden hatte. Ihre Schiffszahl war kleiner, als die der japanesischen Flotte, sie überwog diese aber an der Zahl grosser Schlachtschiffe, 7 gegen 4. Mit dem Befehl zum allgemeinen Angriff signalisierte Toyo allen seinen Schiffen und Seeleuten den Umständen gemäss: "Von Eurem Verhalten in diesem Kampfe hängt das Schicksal des Reiches

Toyo kreiste die russische Flotte ein, seine Schiffe gewannen rasch die Feuerüberlegenheit und als es Abend war, war die russische Flotte geschlagen, teils versenkt und teils gefangen; nur einige unbedeutende Schiffe hatten sich nach dem russischen Hafen Wladivostock flüchten können. Roschestvensky war gefangen, Mit dem Ende dieser Seeschlacht war der Krieg zwischen Russland und Japan zu Gunsten der letzteren so viel wie entschieden. Als Seemacht war Russland, das ehedem als solche in Europa im dritten Rang gestanden, für längere Zeit erledigt.

Privatim hatte ich um jene Zeit ziemlich zu tun mit einer Schiessanlage für den Schützenverein Muttenz, dessen Mitglied ich war. In einer Sitzung, der ich nicht beigewohnt hatte, hatte der genannte Verein die Errichtung eines Schützenhauses, von dem aus man schoss, und im Abstand von 300 Meter - eines zugehörigen Scheibenhauses beschlossen. Die Einrichtung war in der sogenannten Fröscheneck, am Weg Muttenz - Neuwelt, bestimmt und auf 12'000 Franken veranschlagt, welche Summe man zur Hälfte durch eine Anleihe zu Lasten des Vereins und zur andern Hälfte aus einem Beitrag der Gemeinde Muttenz aufzubringen gedachte. Meines Erachtens war die beschlossene Lösung weder in praktischer noch in finanzieller Hinsicht ernsthaft durchdacht. Der Verein bestand überwiegend aus Leuten, die auf den Batzen schauend mussten und da war es mir unverständlich, wie er - Präsident war Schullehrer Gysin, bei dem ich noch in die Schule gegangen war - so leicht eine Ausgabe von 12'000 Fr. beschliessen konnte. Ich beantragte, auf den Bau eines Schiesshauses zu verzichten und an Stelle des projektierten oberirdischen Scheibenhauses, dessen Gebälk und Dach durch das draufschliessen notgedrungen raschem Verfall preisgegeben und das deshalb eine veraltete Einrichtung war, eine Tiefbaulösung zu suchen, wo nichts über die Erde ragte, als während des Schiessens die Scheiben. In Anbetracht, dass die Schiessübungen der gewehrtragenden Mannschaft in der Schweiz zur militärischen Ausbildung gehörten, vom Bunde durch Bezahlung der Patronen für die obligatorischen Schüsse subventioniert waren und in Anbetracht, dass schon bei der damaligen Treffsicherheit der Gewehre und der Artillerie das versteckte Schiessen (aus Schützengräben oder mindestens aus liegender Stellung) absolut geboten war, vertrat ich die Meinung, die Schiessübungen sollten möglichst feldmässig, auf freiem Terrain, und nicht in einem Schützenhaus mit Hochparterre, also sozusagen aus einer Stube vorgenommen werden; höchstens wäre ich für die Erstellung einer einfachen Bedachung zum Schutze gegen Regen zu haben gewesen. Was den Scheibenstand anbelangte, musste die Ueberlegenheit der von mir vorgeschlagenen Tiefbaulösung ohne viel Worte jedermann klar sein. Meine Vorschläge hatten nicht nur eine zweckmässige Lösung der ganzen Schiessanlage im Auge,

sondern garantierten noch eine Ersparnis von ungefähr 7'000 Fr, welche Beigabe für einen vermögenslosen Verein und eine Gemeinde mit verhältnismässig geringer Steuerkraft wohl beachtenswert war.

Mein Eingreifen begegnete zunächst heftigster Opposition in formeller Beziehung: Die Vereinsleitung stellte sich auf den Standpunkt, ihr Projekt und die Detailpläne seien vom Verein genehmigt und müssten nun ausgeführt werden. Allein letzterer entschied mehrheitlich in meinem Sinne und erklärte sich mit neuem Studium einverstanden. Nachher stellte es sich heraus, dass meine, eigentlich selbstverständliche Idee betreffend Struktur des Scheibenstandes auch schon anderorts in einem Schützenverein entstanden und bereits in Verwirklichung begriffen war. Im Laufe des Studiums gefiel diese Lösung dem Schützenverein MuttENZ und dessen Vorstand so gut, dass die Opposition dagegen verstummte und deren Ausführung beschlossen wurde. Das Schützenhaus brachte ich nicht zu Fall, wohl sprach ich weiter dagegen und ersuchte auch schriftlich den Präsidenten Gysin, namentlich mit Rücksicht auf die fehlenden Finanzen auf dem Projekt nicht zu beharren, allein erfolglos. Aus Wankelmut der Mitglieder blieb dann mein Antrag in diesem Punkte in Minderheit. Darauf wurde mir im Verein mit Lehrer Gysin und meinem Schwager Schaub die Bauleitung übertragen, sodass ich mit der Sache weiter zu tun hatte und manches Mal mit dem Velo in die Fröscheneck eilen musste. Neben den MuttENZer Schiesstand ist später auch der Birsfelder zu stehen gekommen, da die Gemeinde Birsfelden auf ihrem beschränkten Gebiet für ihre Schützen keinen geeigneten Platz mehr hatte.

Daneben beschäftigte mich eine dritte Vormundschaft, nämlich über drei Kinder aus erster Ehe meines Veters Walter Iselin, Zugführer der Birsigtalbahn in Oberwil, die mir auf Verlangen Walters übertragen worden war. Vor mir war ein Anderer Vormund gewesen, aber mit Walter in Uneinigkeit geraten. Ohne Schwierigkeiten gelang es mir in der Folge, die Vermögensteilung und Landabtretungen in Oberwil, die in Frage standen, zu Zufriedenheit aller Teile zu erledigen.

Im geschäftlichen ist die wichtige Änderung zu verzeichnen, dass mein Chef, Regierungsrat Dr. David, das Finanzdepartement verliess und durch den neu in den Regierungsrat tretenden Dr. Hans Burckhardt - Fetscherin ersetzt wurde. Dieser bekleidete vorher das Amt eines Zivilgerichtsschreibers und war Vertreter der konservativen Partei. Er war ein guter zugänglicher Chef, der gründlich arbeitete und mit den Rückständen von David aufräumte; ein gefestigter Regierungsmann wie Speiser war er hingegen nicht. Rasch bereinigte und vollendete er das von mir vorgelegte Betriebsreglement für den Dreispitz.

Mit der Bundesbahn hatte ich weiter Differenzen über Wagenfristen, Zollbehandlung, Anerkennung der auf unserer Geleiswaage ermittelten Gewichte, über Mitbenützung eines grossen Teils unseres Verbindungsgeleises durch den Bahnhof Basel und über gegenseitige Untersuchung der Eisenbahnwagen hinsichtlich Beschädigungen, was alles viel zu schreiben gab. Einhergehend damit vollzog ich mit meinen Leuten die erste Geleiserweiterung südlich der Dornacherstrasse.

Am 16.17. und 18. Juli besuchte ich mit dem Basler Männerchor das eidgenössische Sängerkonvent in Zürich, wo wie im leichten Kunstgesang mit dem von Körner geschaffenen und von Hegar vertonten Bundeslied: "Freudig treten wir zusammen mit der Lieder hohem Gruss" den ersten Lorbeerkrans errangen. Wir kamen, nahezu 160 Mann stark, frühmorgens in der Festhütte, die am Seeufer beim Ausfluss der Limmat stand, mit unserem Wettgesang an die Reihe, nachdem wir den grössten Teil der Nacht im Festleben verbracht hatten. Wir waren aber nichts weniger als in katzenjämmerlicher Stimmung, sondern sangen die schwierige Komposition unter unserem feinen Dirigenten C. Julius Schmidt mit Freude und elektrisierender Begeisterung, so dass uns die Zuhörerschaft mit rauschendem Beifall und die Kampfrichter mit dem ersten Preis belohnten. Das Urteil der Kampfgerichts gipfelte in den Sätzen: "Die Auffassung war mustergültig. Bemerkenswert war der auffallend schöne Chorklang, der Verein verfügt über ein aussergewöhnlich klangschönes und zugleich vortrefflich ausgeglichenes Stimmenmaterial. Der Vortrag war von hervorragender Disziplin, dabei temperamentvoll und von Geist durchdrungen." Freilich hatten wir uns vorher den allzu kurzen Schlaf nicht mit einer schwappigen Brühe, sondern mit einem Glas feurigen Weines aus den Augen gescheucht. Das ganze Fest, das von über 8000 Sängern besucht war, nahm dank dem schönen Wetter und den grossartigen Darbietungen Zurichs einen flotten Verlauf. Wir beteiligten uns daran, wie gesagt, drei Tage und hatten Quartier in der Safranzunft. Im engern Kreis genoss ich die Festfreuden mit Stephan Gutzwiller, Banksekretär gebürtig von Therwil, und Gerichtspräsident Stampfli von Dornach, der Aktivmitglied unseres Vereins war.

Ende August musste ich mit dem Basler Bataillon 54 wieder auf 18 Tage zu den Herbstmanövern des II. Armeekorps einrücken. Wie üblich besammelten wir uns in der Klingentalkaserne, diesmal unter Major Sozin; mein Kompaniekommandant war Hauptmann Joos. Wir fuhren mittels Eisenbahn nach Olten und bewegten uns von da in Gefechtsübungen nach Gränichen im Aargau, wo wir 6 Tage unsern Vorkurs (Soldatenschule und Uebungen im Kleinen) absolvierten. Nachher kamen wir in Gefechten und Gefechtsmärschen bis nach Bern über Kolliken, Oftringen, Rothrist, Pfaffnau, Melchnau, Madiswil, Ursenbach, Affoltern i.E. Sumiswald, Zollbrück a.d. Emme, Lützelflüh, Biglen, Worb, den Deutenberg und Ostermundigen. In angenehmer Erinnerung ist mir Zollbrück geblieben,

wo wir einen prächtigen Sonntag verblieben und Alpenaussicht hatten. Darauf folgte am Montag aufsteigend über Rüderswil (vorbei am Leuenberger-Denkmal) eine wunderbare Höhenwanderung angesichts der in vollster Reinheit vor uns liegenden Hochalpen über den Holzisberg - bis zirka 900 m Höhe - gegen Biglen. Die Wanderung durch das schöne Gebiet des Emmentals machte unsere

langen und mühsamen Märsche erträglicher. Zum Schluss kämpfte das ganze II. Armeekorps zwei Tage lang gegen eine etwa 15'000 Mann starke, aus allen Waffengattungen zusammengesetzte Division, die sich, um uns den Weg nach Bern zu verlegen, am Deutenberg verschanzt hatte. Wir, die wir fast doppelt so zahlreich waren, wie diese gegnerische Division, nahmen den Deutenberg ein. War das jeweils ein Freude, wenn es in einem Truppenzusammenzug zum letzten Mal Gefechtsabbruch blies und damit das Ende der Mühen winkte! Von irgendeinem Punkte gab der Trompeter der Man-

überleitung das bekannte Zeichen, das von Stellung zu Stellung von allen Musiken und Trompetern abgenommen und weitergegeben wurde. Darauf erschollen von Hügeln zu Hügeln aus Wiesen und Wäldern aus tausenden von Kehlen die freudigsten Bravorufe der Mannschaft, wogenartig weitergehend und in der Ferne verhallend. Am letzten Tag fand zwischen Ostermündigen und Bern die grosse Truppen - Revue durch den Kriegsminister, Bunderat Müller, mit Defilieren vor demselben und den übrigen Mitgliedern des Bundesrates sowie den Vertretern ausländischer Heere statt. Für mich war das der letzte Wiederholungskurs im Auszug. Auf dem Dreispitz war ich während dieser Zeit (Abwesenheit) vertreten durch Herrn Eugen Bürgin, Sekretär des Staatskassiers, den nachmaligen ersten Verwalter der vom Staate getrennten evangelisch reformierten Kirche.

Das Jahr 1906 brachte vom 1. März an die Angliederung des Salzfactorats des Kantons Baselstadt an mein Amt, nachdem der alte Salzfactor Schuler pensioniert worden war. Alle Schweizerkantone haben das Salzmonopol, das heisst den Alleinverkauf des Salzes, auf dem eine Steuer erhoben wird. In Basel gelangte der Sack Kochsalz von 100 Kilogramm zu 20 Franken zum Verkauf, davon blieben der Staatskasse ungefähr 15 Franken als Gewinn. Daneben gelangte - zu halbem Preis - noch Viehsalz, das auch zu gewerblichen Zwecken benützt wurde, und zweierlei Tafelsalz zur Ausgabe. Gewerbetreibende, wie die chemischen Fabriken, die wagenladungsweise reines Salz brauchten und bezogen, genossen weitgehende Preisermässigung. Dem Viehsalz wurde Russ beigemischt, damit es nicht als Kochsalz verwendet werden konnte. Der Reinertrag des Staates Basel aus dem Salzgeschäft belief sich damals auf 185'000 Fr. im Jahr. Das Salzmagazin befand sich an der Ostocke der Pestalozzistrasse / Klingelbergstrasse, unweit des St. Johantores. Nach bestehender Vorschrift des eidgenössischen Militärdepartementes und des Regierungsrates musste darin stetsfort ein zweimonats-Bedarf, damals 1800 bis 2000 Säcke, gehalten werden, für welchen Bestand der Salzfactor verantwortlich war. Die Abgabe des Salzes im kleinen an das Publikum erfolgte durch 22 gleichmässig im Stadtrayon verteilte Salzauswäger und je einem in den Landgemeinden Kleinhüningen, Riehen und Bettingen. Die sackweise Abgabe durch den Salzfactor an die Salzauswäger, Landwirte und Industrielle etc. aus dem Magazin fand jeden Montag Vormittag, teils gegen Bezugschein und teils gegen bar statt. Die Zufuhr erfolgte in der Hauptsache mittels Fuhrwerk aus den Salinen Kaiseraugst und Schweizerhalle und kleinernteils mittelst Eisenbahn aus den Salinen Rheinfelden und Rhyburg bei Möhlin. Diese vier Salinen bildeten damals schon einen geschlossenen Geschäftsverband. Die Saline Augst ist seither eingegangen, weil sie durch die Stauwehr am Rhein unter Wasser kam; sie stand unterhalb der Ergolzbrücke am Ufer der Ergolz, da wo jetzt dieser Fluss in den gestauten Rhein mündet.

Nun wurde also der Gedanke Speisers, den besonderen Salzfactor eingehen zu lassen und dessen Geschäfte der Lagerplatzverwaltung zu übertragen, von Regierungsrat Burckhardt verwirklicht. Für mich hatte diese Uebertragung eine finanzielle Besserstellung zur Folge, wenn auch nicht ganz die, welche ich erwartet hatte. Die Ausgabe des Salzes besorgte ich selber und befand mich daher fortan jeden Montag Vormittag im Salzmagazin im St. Johannquartier, wohin ich per Velo oder per Tram fuhr. Die Hilfs-

arbeiten liess ich durch meine Leute besorgen. Es war vorgesehen, das Salzgeschäft nach dem Dreispitz zu verlegen und ich hatte Auftrag, die Verlegungsfrage zu studieren und darüber zu berichten, insbesondere auch darüber, ob man ein neues und grösseres Magazin bauen, oder das alte mitverlegen wollte. Durch Besuch sämtlicher Salinen und durch Beobachtungen im eigenen Magazin und Betrieb machte ich mich rasch mit dem Wesen des Salzgeschäftes, mit den Platzfragen und sonst allem Erforderlichen vertraut.

Zu gleicher Zeit wurden weitere, im St. Johannquartier gelegene staatliche Objekte in meine Verwaltung eingegliedert, nämlich die in den Jahren 1901/1902 gegründeten kantonalen Industriegeleise am St. Johannbahnhof. Dieser Bahnhof war in den besagten Jahren noch von der ehemaligen Centralbahn erstellt worden, und zwar

bloss für den Güterverkehr. Anschliessend daran hatte der Kanton Baselstadt vorläufig zwei Industriegeleise errichte, um Handel- und Gewerbetreibenden Gelegenheit zu geben, sich daran niederzulassen. Einstweilen waren vier Anschliesser da: Chemische Fabrik Schweizerhall, Allgemeiner Consumverein, Ernst Schoch Eisenhandlung und Salmenbräu Rheinfelden, die zusammen schon einen recht beträchtlichen Bahnwagen-Verkehr hatten. Meine Aufgabe bestand in der Verwaltung, Beaufsichtigung und Unterhaltung der Geleise, sowie in der Ordnung künftiger Geleiserweiterungen und der Vertragsverhältnisse neuen Anschliessern gegenüber. Vorerst musste ich jetzt das Finanzielle ordnen, da das Baudepartement, welches die Geleise bisher in Obhut hatte, nur Geld dafür ausgegeben, aber seit den ersten Betriebsanfängen, das heisst seit mehr als vier Jahren von den Benützern keine Gebühren erhoben hatte. Die Ausstände beliefen sich auf über 8000 Franken

Die eine Geleiseanlage befand sich und befindet sich heute noch hart an der elsässischen Grenze und reichte mit ihrem Ausziehgeleise, das Bahn und Kanton gemeinsam und zu gemeinsamem Gebrauch erstellt hatten, sogar auf elsässisches Gebiet hinein; sie lag somit in mehr als einer Stunde Entfernung vom Dreispitz. Die regelmässige Bewegung vom oberen Ende Basel - Dreispitz an das untere war mir in der Folge recht angenehm, einmal ist es an und für sich geisterfrischend, mannigfaltige und verschiedenenorts gelegene Aufgaben zu haben und zum andern hatte ich mir ja längst eine Ausdehnung meines Wirkungsfeldes gewünscht.

Das Jahr 1906 brachte Basel den ersten Spatenstich zu einem Rheinhafen für den Güterverkehr zu Wasser von und nach Deutschland. Dieser Hafen, oder besser gesagt diese Schiffslandungsstelle am Rhein kam unterhalb des St. Johantores unmittelbar an die elsässische Grenze zu liegen. Ein Ingenieur namens Rudolf Gelpke in Basel hatte seit längerer Zeit durch Vorträge und grossen Eifer die Initiative ergriffen, den Güterschleppverkehr auf dem Rhein, der sich seit etwa einem Jahrzehnt in Deutschland bis nach Strassburg und Kehl hinauf ausgedehnt hatte, auch auf der Oberrheinstrecke Strassburg - Basel auszuprobieren und dauernd einzuführen. Da die Steigung des Rheins oberhalb Strassburg eine viel stärkere ist, als unterhalb, schaute mancher die Sache zweifelnd an. Immerhin bewilligte die Basler Regierung die nötigen Beiträge zu Versuchsfahrten, die von der Firma Johann Knipp-scheer, Schlepp-reederei in Ruhrort, mit einem für die Bergstrecke geeigneten Schleppdampfer zum ersten Mal im Jahr 1904 aufgenommen wurden. Der Dampfer schleppte einen an einem

Drahtseil angehängten Güterkahn, der mit 300 Tonnen beladen war, mit einer Geschwindigkeit von 6 Kilometer in der Stunde bergan. Im Jahr 1905 brachte Knippscheer mehrere Schleppzüge mit zusammen 3150 Tonnen, (zirka 300 Eisenbahnwagen-ladungen) nach Basel. Die Versuchsfahrten, die nicht ohne Missgeschick verliefen, zeigten, dass der Rhein, das Vorhandensein geeigneter Schleppdampfer und streckenkundiges Personal vorausgesetzt, bei gutem Wasserstand, also während der Schneeschmelze in den -Alpen vom Mai - September, ohne Stromregulierung schiffbar ist, immerhin natürlich nicht mit demselben Nutzeffekt wie unterhalb Mannheim. Man sah ferner, dass durch Stromregulierung, das heisst durch regelmässige Ausbaggerung der Fahrrinne über den zahlreichen sich verschiebenden und Neubildenden Kiesbänke auf der Flusstrecke die Fahrperiode wesentlich verlängert werden kann. Gestützt darauf und in Anbetracht, dass sich die Schifffahrt bis Basel als eine für Basel und die Schweiz sehr erstrebenswerte und belebende Verkehrseinrichtung darstellte, bewilligte der Basler Grosse Rat auf Antrag des Regierungsrates den erforderlichen Kredit für die Errichtung einer Landungsstelle und die Subventionierung weiterer Versuchsfahrten. Gleichzeitig gründete sich mit Sitz in Basel ein "Verein für die Schifffahrt auf dem Oberrhein" mit Altregierungsrat Speiser an der Spitze, der sich zur Aufgabe machte, die Schifffahrtssache zu unterstützen und zu fördern.

Es war vorgesehen, unsere Industriegeleiseanlage am St. Johannbahnhof via Kohlenstrasse bis an die besagte Landungsstelle am Rhein zu erweitern behufs Uebernahme und Uebergabe der Schiffsgüter die Basel transitierten. Von daher winkte mir also schon jetzt neue Arbeit und ich beobachtete darum mit grossem Interesse den Bau des kleinen Hafens und die weiteren Fahrversuche auf dem Rhein.

Seit längerer Zeit begehrte ein grosser Teil der Einwohnerschaft von MuttENZ eine Tramverbindung mit der Stadt Basel, da die Zahl und Lage der Lokalzüge der Bundesbahn den Bedürfnissen nicht mehr genügten und weil den MuttENZern durch die entfernte Lage der Bahnstation vom Dorfe die Benützung der Eisenbahn sowieso unbequem war. Die Elektrizitätsgesellschaft Alioth & Cie in Münchenstein hatte sich mit dem Gedanken getragen eine Trambahn Basel - MuttENZ zu erstellen und eine Betriebsgesellschaft zu gründen. Aegerlicher Weise scheiterte das Vorhaben an Basel, das die Linienführung auf seinem Gebiet via St. Jakobstrasse nicht zulassen wollte, angeblich weil diese Strasse bis zum Wolfbahnhof erst frisch mit einer kostspieligen Neupflasterung versehen worden war. Auf eine andere Linienführung wollte sich Alioth & Cie. nicht einlassen, weshalb sie von dem Projekte zurücktraten. Auf Anregung von Landrat Ramstein zum Rebstock, der sich in MuttENZ am meisten um das Zustandekommen der Trambahn bemühte, taten sich in MuttENZ einige Männer zusammen: Gemeindepräsident Jb. Eglin, Vizepräsident Fr. Schorr Landrat Ramstein, Landrat Christen (ehemaliger Regierungsrat, jetzt ein hochbetagter Greis) vom Schänzli, A. Brüderlin Bornhauser und meine Wenigkeit. Wir waren zwar auch der Meinung, Basel sollte die direkte Linienführung vom Aeschenplatz via St. Jakobstrasse zulassen und eine Trambahn, deren spätere Weiterführung nach Liestal gewiss war und die darum eine mög-

lichst direkte Linienführung nötig hatte, nicht spiessbürgerlich auf Umwege verweisen. Allein man spürte, dass in Basel, wenn vorläufig auch nicht offen, der feste Wille vorhanden war, die Bahn via Hardstrasse zu verweisen, um damit den guten Steuerkräften im St. Albanquartier die längst begehrte Tramverbindung zu geben. War es Alioth & Cie., so folgerten wir, die in Basel Einfluss haben, nicht gelungen, gegen dieses Vorhaben aufzukommen, so wird das uns noch viel weniger gelingen. Muttenz selber war es ja vor allen Dingen darum zu tun, dass es überhaupt eine Tramverbindung mit Basel bekam, wobei die Linienführung in der Stadt und die Frage, wer den Bau und Betrieb derselben übernahm, bloss von sekundärer Bedeutung waren. Wir beschlossen daher eine Eingabe, die ich am 27. März 1906 verfasste, an den Vorsteher des Finanzdepartements, Regierungsrat Burckhardt, dem die Strassenbahnen unterstanden, in dem Sinne, Basel wolle Hand zur Erstellung einer Trambahn Basel - Muttenz bieten, welche von Basel aus ihren Ausgang in St. Jakob nähme und deren Bau und Betrieb auf der ganzen Strecke, eventuell gegen gewisse Garantien von seiten der Gemeinde Muttenz, vom Kanton Baselland übernommen würden. Regierungsrat Dr. Hans Burckhardt nahm die Eingabe mit Wohlwollen auf, aber es zeigte sich bald, dass sie das gewünschte Resultat nicht zeitigen werde. Als Gegner traten die Einwohnerschaft von Liestal und der basellandschaftliche Regierungsrat auf, die massgebenden Kreise Basellands und seiner Hauptstadt waren dagegen, Baselstadt die Konzession für die Linie Basel - Muttenz zu erteilen, da sie die sofortige Ausdehnung der Linie bis nach Liestal beehrten und dabei ein von der Basler Strassenbahn getrenntes, selbständiges Unternehmen im Auge hatten, das den Grundstock zu einem späteren Basellandschaftlichen Tramnetz bilden sollte. Zudem wollte man in Liestal nicht eine gewöhnliche Trambahn, sondern eine sogenannte Ueberlandbahn, die sich von der ersteren darin unterscheidet, dass sie grössere und stärkere Wagen und festeren Geleisebau hat und dadurch schnellere und bequemere Fahrt bietet, In einer mündlichen Besprechung sagte mir Regierungsrat Burckhardt, dass wir den Tram nächstes Jahr schon bekämen, wenn es sich bloss darum handelte, ihn bis Muttenz zu machen. Es war verständlich, dass Basel kein Konzessionsgesuch für die Erweiterung seines Tramnetzes bis Muttenz bei Bundesrat einreichen mochte, so lang die Regierung in Liestal gegen die Erteilung der Konzession war; Bis Liestal wollte Basel einstweilen durchaus nicht bauen, zumal die Rendite des besten Stückes - Basel bis Muttenz - für die ersten Jahre nicht sicher war.

Was Liestal begehrte, fand ich an und für sich ganz männlich. Ich habe schon oft die Beobachtung gemacht, dass es im Baselbiet nicht an Ideen fehlt, grosszügige Geschäfte zu machen, wohl aber gewöhnlich, wie bei dieser Trambahn, erstens am Geld, das Geschäft zu bauen und zweitens an der nötigen Kundschaft, es zu erhalten. Wollte man durchaus trotzdem es nicht nötig und nicht ratsam war, jetzt schon bis Liestal bauen, so neigte ich selber eher der Ueberlandbahn zu, die ich den gewöhnlichen Tram, mit seinen kleinen, unruhig laufenden Wagen und seiner langen Fahrzeit für weit weniger befähigt hielt, für die längeren Strecken ab Pratteln und Liestal den Personenverkehr an sich zu ziehen, das heisst die Bundesbahnen zu konkurrenzieren. In Muttenz war man geschlossen gegen die Ueberlandbahn. Da aber niemand vorhanden war, der eine Bahn bis Liestal bauen und betreiben wollte, kam die Angelegenheit nicht über die Diskussion

hinaus. In einer späteren Periode zeigte sich die Gesellschaft der Birseckbahn Basel - Arlesheim - Dornach bereit, eine Tramverbindung Basel - Pratteln mit Abzweigung von ihrer Linie in Neuwelt zu erstellen, mit der Versicherung, die Weiterführung bis Liestal zu übernehmen, sobald die genügende Frequenz sich zeigte. Mir schien diese Lösung eine besonders glückliche, weil sie neben der Garantie von Muttenz nach Basel - Aeschenplatz via Neuwelt gleich schnell wie über St. Jakob zu fahren, in Neuwelt eine Verbindung des oberen Baselbiets mit dem Birseck, nämlich mit der Tramlinie nach Arlesheim und derjenigen nach Reinach und Aesch bot. Merkwürdigerweise fand dieses für Baselland ideale Projekt nirgends rechte Unterstützung. In Basel verhielt man sich ablehnend und in Muttenz war man bestimmt dagegen, weil da neben den wirklichen Interessen noch die starke Macht der Gewohnheit über St. Jakob wies. In Liestal blieb man mehrheitlich dabei, sofortigen Bau der Bahn bis Liestal und zwar über St. Jakob zu verlangen. Die Linienführung über St. Jakob wurde auch von Fachexperten empfohlen. Die Oberhand in der Sache behielten die Liestaler und ihr Anhang. Mit ihrem Projekt hielten sie die andern zurück. Die Folge davon ist, dass heute mehr als neun Jahre nach unserer Eingabe an die Basler Regierung nach gar nichts gemacht ist. Der Leidtragende dabei ist die Gemeinde Muttenz. Alle Basel umgebenden Gemeinden haben seit Jahren Tramverbindung mit der Stadt, sogar die ausländischen Gemeinden St. Ludwig, Hüningen und Lörrach, nur Muttenz nicht. Ein wideriges Geschick! Begreiflicherweise gaben seither in Baselland, besonders in Muttenz, die Tramprojekte unheimlich viel und fortwährend zu diskutieren. Wenn man in eine Wirtschaft kam, stiess man stets auf das nicht enden wollende Thema.

Grosse Erbauung und Belehrung brachte mir im Sommer 1906 die Lektüre der Gedanken und Erinnerungen von Fürst Bismark (1815 - 1898), der Schöpfer des geeinigten Deutschland, die dieser in seinem Alter "den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft" in 2 Bänden verfasst hat. War ich schon von dem was ich von ihm wusste, ein Verehrer des grundgescheiten, genialen Staatenlenkers, mit seinem starken Willen und sicherem Augenmass für das Erforderliche der Gegenwart und Zukunft, so wurde ich es durch das tiefere Eindringen in seine Arbeiten und sein Leben noch viel mehr. Die Bücher sind eine Fundgrube von geschichtlich hochinteressantem, von persönlichen Zügen des Verfassers sowie von Fürsten und andern wichtigen Personen, abgesehen von seinem erfolgreichen Wirken für Preussen und Deutschland, wofür Bismark für das Reich unvergesslich bleiben muss und in den Rang der grössten Deutschen gehört, ist er für jedermann ein leuchtendes Beispiel von Kraft und Stärke, mit denen er all die Widerstände aushielt und überwand, die ihm fortwährend von einflussreichen Gegnern, Neidern und Hassern, von Diplomaten, Höflingen, militärischen Kreisen und von Frauenpolitik am Hofe bereitet wurden; die kleinen Sorgen des gewöhnlichen Mannes müssen diesem geringfügig, ja oft lächerlich erscheinen, wenn er an die grossen Sorgen und Kämpfe eines solchen Mannes denkt. In diesem Sinne und um Hinblick auf sein ganzes Schaffen, wo gesundes Ziel und Mass die Leitgesetze waren, halte auch ich, als Republikaner, das Andenken Bismarks hoch. Anlässlich meiner ersten Reise nach Frankfurt am Main kaufte ich mir dort zur Erinnerung ein versilbertes Zündholzschächtelchen mit dem eingestanzten Bildnis

des Fürsten, das ich stets brauche.

Anfangs September 1906 machte ich eine Ferienwanderung im Bündnerland, zu welcher ich durch die Lektüre der Bündner Erzählungen Conrad Ferdinand Meyers "Jürg Jenatsch" und J.C. Heers "König der Bernina" mächtig angeregt worden war und als Wanderkameraden meine beiden Schwäger Gottfried Jauslin in Muttenz und Carl Suter in Schweizerhalle gewonnen hatte. Wir besuchten zunächst Chur und fuhren darauf weiter nach Thusis, wo unsere Fusswanderung auf der Splügenstrasse durch die Viamalasschlucht begann. Wir pilgerten dann aufsteigend durch das herrliche, einsame Tal des Averserrheins bis hinauf zum höchsten Weiler Juf, der sich in 2133 Meter Höhe befindet. In vollen Zügen genossen wir auf diesem Weg das Rauschen der Wildwasser, die hehre Gebirgsnatur, die kühlenden Forste und sonnigen Weiden sowie die Pracht der Alpenflora. So wunderbar ein solches Tal dem Besucher erscheint, so spärlich bietet es seinen Bewohnern das Auskommen, das sich lediglich auf Viehwirtschaft gründet. In Inner Ferrera, wo wir in dem einzigen Gasthäuschen nächtigten, fragte ich die Tochter des Hauses: "Was machen denn die Männer den langen Winter hindurch, wo Ihr völlig eingeschneit seid, da oben?" Antwort: "Sie pflegen das Vieh, machen Käse, daneben sitzen sie in die warme Stube und vertreiben sich die Zeit mit Kartenspielen, Erzählen, Pfeifenrauchen und derartiger Unterhaltung; viele wandern aus in die weite Welt und dann kehrt davon keiner mehr zurück in die ärmlichen und beschränkten Verhältnisse hier." Das Tal hat erst seit kurzer Zeit ein 3 m breites Poststrässchen bis Cresta; vorher war es nur durch einen Pfad zugänglich, der, wenn der Averserrhein ziemlich Wasser führte, nicht einmal mit einem Stück Vieh gangbar war. Von Juf gingen wir über den Stallerberg (2584 m) hinüber nach Stalla (Bivio), zogen andern Morgens vor Tag beim Mondschein die Julierstrasse hinan und frühstückten oben im Hospitz.

Auf der Höhe ob Silvaplana angekommen schauten wir entzückt hernieder auf den Strahlenglanz uns zu Füßen liegende Engadin mit seinen lieblichen blauen Seen und seiner Rieseneinfassung von Bergen. Noch am selben Tag erklimmen wir von Pontresina aus den Piz Languard (3266 m), dessen Schutzhütte, die nahe bei der Spitze sich befindet und von einem Hüttenwart bedient war, wir kurz vor der Dunkelheit erreichten. Wir waren sehr vom Wetter begünstigt. In schier greifbarer Nähe vor uns stand die Königin des Ostens, die Berninagruppe, daneben waren wir rings umgeben von ungefähr gleich hohen Bergen wie der Piz Languard. In die Schweiz wie weit ins Tirol hinein und nach Italien sah man nichts als Berge, ein Heer von Spitzen, so dass man den Eindruck hatte, als gäbe es keine Ebene in der Welt. Als einziges sichtbares Zeichen von Leben und Verkehr in diesen Bergen war von unserer Höhe aus die unter uns liegende Berninastrasse zu sehen, die hinüber ins Puschlav führt. Andern Morgens erhoben wir uns zum Sonnenaufgang, der später gefolgt war von einem Nebelmeer. Langsam bildeten sich die Nebel in den Tälern, gewannen an Ausdehnung reichten sich durch alle Lucken hindurch die Hand und strebten so weit wir sehen konnten zu einem Meere vereinigt gleichmässig in die Höhe; immer kleiner wurden vor unseren Augen die überragenden Bergteile bis das Meer schliesslich auch uns erreichte und uns auf der obersten Bergspitze einhüllte. Bald war das interessante Naturschauspiel

vorüber und wir stiegen zu Tal mit Chiavenna via Bergell als nächstes Ziel. Bei St. Moritz trennte sich Karl Suter von uns, um von da mit der Post zu fahren; er war übermüdet, weil zu beschwerlichen Märschen ungeübt und zu schwerfällig. Fried und ich wanderten guter Dinge abseits von der Landstrasse auf herrlichen Waldwegen südlich der drei Seen entlang über Sils nach Maloja und dann hinunter in das stark abfallende Bergell. In Borgonovo machten wir um 9 1/2 Uhr, als es längst Nacht war, im kleinen Dorfgasthaus Halt, nachdem wir in Vicosoprano, wo wir nächtigen wollten, keine Unterkunft gefunden hatten. Wir waren von der langen Wanderung so staubig und hergenommen, dass uns der Wirt hier für mittellose Handwerksburchen hielt und zögerte, uns Quartier zu geben. Als ich aber bemerkte, wir seien hungrig und müde und dazu eine ungeduldige Mine machten, lenkte er ein. Seine Frau bereitete uns darauf ein sehr gutes Nachtessen, welches uns im Verein mit einem guten Tropfen Veltliner bald wieder auf den Damm brachte. Andern Morgens waren wir um 5 Uhr schon wieder auf den Beinen um weiter zu Tal zu pilgern, entlang der tosenden Maira. Das wunderhübsche Bergell mit seinen lieblichen Kastanienhainen und interessanten Dörfern hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht. In Chiavenna vereinten wir uns wieder mit Karl um abwechslungsweise per Bahn und Schiff über Varenne, Menaggio, Porlezza nach Lugano zu reisen. Hernach besuchten wir noch Bellinzona, dann von Göschenen aus die Schöllenschlucht und Andermatt. In letzterem Ort suchte wir zwei Muttenser Kanoniere der Gotthardbefestigung auf, Jakob Jauslin, Frieds Bruder und Johann Aebi, Schulkamerad von mir. Darauf ging es heim.

Die Anstände, die die Bundesbahnverwaltung dem mir unterstellten Dreispitzgeschäft machte, lebten neu auf. Auf den 1. Dezember wollte die Bahn einseitig das von mir eingeführte Wagenauslieferungsverfahren, das auf Uebereinkunft beruhte aufheben und an seine Stelle ein neues, schikanöses setzen. Bisher schrieb der Bahnhof an jeden nach dem Dreispitz bestimmten beladenen Wagen den Warenempfänger an und bestätigte diese Anschrift auf einem Zugszedel (Wagenverzeichnis), so dass unser Manöver die Wagen sogleich nach Zugseingang verteilen konnte. Nun wollte uns die Bahn die Züge ohne Wagenverzeichnis und -Anschrift, also ohne jegliche Bekanntgabe der Warenempfänger übergeben und uns damit in die Zwangslage versetzen, die Auslieferung der Wagen erst nach Einlösung und Vorweisung der Frachtbriefe vorzunehmen. Damit ging aber viel von der kostbaren und verhältnismässig kurzen Entladefrist verloren, weil die Frachtbriefe erst 2 - 3 Stunden nach Zugseingang von den Bureaux erhältlich waren, während anderseits die Entladefrist sofort nach Zugseingang auf dem Dreispitz zu laufen begann. Daneben mussten wir mit unseren Rangierlokomotive in ständiger Bereitschaft sein, um jeden Warenempfänger seine Wagen auszuliefern, wenn er mit den Frachtbriefen kam. Das war für uns eine unannehmbare Methode. Nach meinen genauen Erhebungen war deren Einführung nicht vom Bahnhof, weder vom Repräsentanten der Elsass Lothringer Bahn, noch von den Organen der Bundesbahn als notwendig erachtet und beantragt worden, der Schachzug stammte vielmehr direkt von Bundesbahndirektor Frey. Ein ausführlicher schriftlicher Protest meinerseits dagegen nützte nichts. Am 1. Dezember (Samstags) sollten uns die Güterzüge seitens des Bahnhofes erstmals auf die gedachte Weise übergeben werden. Auf Freitag abend lud ich sämtliche Betriebsinhaber auf dem

vorüber
nächstes
um von da
beschwerliche
ich wanderten
herrlichen Wald
nach Maloja und
In Borgonovo
im kleinen Dorf
wir nächtigen
waren von der
uns der Wirt
zögerte, uns Quartie
hungrig und müde
er ein. Seine Frau
Nachtessen, welches
Veltliner bald wieder
wir um 5 Uhr schon
pilgern, entlang der
mit seinen lieblichen
hat einen bleibenden
vereinten wir uns wieder
und Schiff über Varen
reisen. Hernach besuchten
aus die Schöllenschlucht
wir zwei Muttenser Kanon
Jauslin, Frieds Bruder
Darauf ging es heim.

Die Anstände, die die
stellten Dreispitzgeschäft
Dezember wollte die Bahn
auslieferungsverfahren, da
und an seine Stelle ein
schrieb der Bahnhof an jed
ladenen Wagen den Warene
schrift auf einem Zugszede
Manöver die Wagen sogleich
Nun wollte uns die Bahn die
Anschrift, also ohne jegl
übergeben und uns damit in
lieferung der Wagen erst
Frachtbriefe vorzunehmen. Dam
und verhältnismässig kurzen
Frachtbriefe erst 2 - 3 Stunden
erhältlich waren, während ander
nach Zugseingang auf dem Dreis
mussten wir mit unseren Rangler
schaft sein, um jeden Warene
wenn er mit den Frachtbriefen kom
bare Methode. Nach meinen gene
und nicht vom Bahnhof, weder vom
Lehringer Bahn, noch von den Org
wendig erachtet und beantragt wor
Vielmehr direkt von Bundesbahndirektor
schriftlicher Protest meinerseits d
1. Dezember (Samstags) sollten uns die
Bahnhofen erstmals aus die gedachte
am Freitag abend nach sämtliche

Dreispietz zu einer Besprechung in der Rebleutenzunft ein, ging aber zuvor noch zu Herrn Bahndirektor Frey in den Spiesshof um ihn zu Rücknahme seiner schnellen Verfügung zu bewegen. Dieser Schritt war vergeblich, Frey liess nicht mit sich reden und konnte gar nichts vernünftiges zur Begründung seiner Verfügung vorbringen. Erregt erhob ich mich am Schluss der Unterredung mit der Frage; "Sie beharren also auf Ihrem Vorhaben?" und fügte auf Bejahung hinzu: "Nun wenn es nach meinem Kopfe geht, erhalten Sie morgen die passende Antwort darauf." Dann ging ich davon. Abends erschienen alle Betriebsinhaber in der Rebleutenzunft. Ich setzte ihnen die Verhältnisse in ausführlichem Vortrag auseinander und fand sogleich die allseitige Bereitwilligkeit, sich gemeinschaftlich gegen das Vorhaben der Bahn aufzulehnen. Wir erwogen gründlich die verschiedenen Möglichkeiten des Handelns und deren Tragweiten und einigten uns schliesslich auf den Antrag, den ich in die erste Linie gestellt hatte, nämlich auf die gänzliche Einstellung des Bahnbetriebs auf dem Dreispitz für so lange, als die Bahn sich weigerte, und die Güterzüge ohne Bekanntgabe der Wagenempfänger zu übergeben. Wir empfangen damals 3 - 5 Züge im Tag und gaben ebenso viele zurück. Samstags früh um 7 Uhr führte ich diesen Beschluss aus, indem ich den ersten Zug nicht in den Dreispitz einfahren liess, sondern vor Signal stellte und Rangiermeister, der ihn führte, eine schriftliche Erklärung über meine Haltung einhändigter, worauf dieser mit dem Zuge zurückfuhr. Auf dem Dreispitz waren wir fest entschlossen, im Kampfe beharrlich zu sein und nötigenfalls im Bahnhof Basel so viele Wagen auflaufen zu lassen, bis der Bahnhofbetrieb darin erstickte.

Dieser Streik verursachte grosses Aufsehen im Bahnhof und bei der Bahndirektion. Zuerst liess diese sondieren, ob meine Massnahme von den auf dem Dreispitz niedergelassenen Betrieben gebilligt werde und gab, als ihr dies in vollem Umfange bestätigt werden musste, noch am gleichen Tag nach, indem sie den Zugverkehr nach unseren Bedürfnissen wieder in Gang setzte. Indessen gebar dieser Streik einen neuen. Direktor Frey suchte sein Unterliegen damit zu rächen, dass er dem Dreispitz fortan die beladenen Wagen erst nach Einlösung der Frachtbriefe übergeben liess. So musste der Bahnhof jetzt alle Wagen bis nach Einlösung der Frachtbriefe beiseite stellen, was für ihn eine grosse, völlig nutzlose Rangierarbeit und erheblichen Zeitverlust für die Wagen bedeutete. Uns gegenüber war dieses unsinnige Verfahren total vertragswidrig, da die Lieferfrist erst erfüllt war, wenn die Wagen auf dem Dreispitz ankamen und somit rechtlich die Frachtbriefeinlösung vor diesem Zeitpunkt nicht verlangt werden konnte. Allein hier liessen wir dem Gegner die Freude an dem Spiel, da er sich selbst damit enorm schädigte, ohne uns fühlbar zu treffen. Den Versuch Freys, uns mit dem Zeitverlust der Wagen zu belasten, wobei meist ausländisches Wagenmaterial in Betracht kam, für die die Bundesbahn Zeitmiete zahlen musste, wies ich beharrlich ab. Täglich präsentierte der Bahnhof fortan bei uns eine Menge bezügliche Standgeldforderungen, und täglich wies ich diese ab. Dieser Anstand dauerte neben andern 4 1/2 Jahre lang, nämlich bis Mitte 1911. Bis dahin liefen die Standgeldforderungen aus dem besagten Verfahren auf viele tausende von Franken auf. Der verlierende Teil war die Bahn, das heisst alle die Forderungen fielen dahin und es erfolgte - nach dem Tode Freys - über eine Reihe von streitigen Punkten eine uns günstige Verständigung. Freilich die 4 1/2 Jahre des tiefgehenden

Streites waren eine lange Frist. Dass mir dabei die Geduld gelegentlich ausging, beweisen folgende Zeilen meinerseits an den Chef der Güterexpedition des Bahnhofes Basel vom 14. April 1910 über die Wagenrückhaltung: "Dieser Streitfall besteht bekanntlich seit dem Jahr 1906. Seither haben wir daraus resultierende Standgeldforderungen im Gesamtbetrage von mehreren Tausend Franken bestritten und Ihnen zurückgewiesen. Für einen gewöhnlichen Sterblichen dürfte ein halbstündiges Studium des Bundesgesetzes über die Rechtsverhältnisse der Verbindungsgeleise und des Vertrags zwischen Kanton und Bahn genügen, um zu begreifen, dass Ihr Standpunkt in dieser Sache völlig unhaltbar ist. Nun befinden Sie sich seit 3 1/2 Jahren in der für eine öffentliche Verwaltung unpassenden Stellung, weder den Mut zu haben, Ihren Standpunkt zum Siege zu verhelfen, noch ihn aufzugeben.

Dass einer fortfährt, einem andern Forderungen zu stellen, die dieser prinzipiell bestritten und als niemals akzeptabel bezeichnet hat, und so weit geht, diese Forderungen 3 1/2 Jahre hindurch unter ausführlicher schriftlicher Darstellung jedes Einzelfalles täglich wiederholen und sich täglich damit abweisen zu lassen, dürfte sonst in der ganzen Welt nirgends vorkommen. Es blieb den Schweizerischen Bundesbahnen vorbehalten, diesen Rekord der Gedankenlosigkeit und Zeitvergeudung zu schlagen."

Neujahr 1907 rückte heran. Das Jahr 1906 war für meine kleine Haushaltung das erste volle Rechnungsjahr. Von meinem Jahreseinkommen von rund 4400 Franken verwendete Lina und ich 3200 Fr. zur Befriedigung der gemeinschaftlichen Lebensbedürfnisse, 200 Fr. für meine Lebensversicherung und 1000 Fr. legten wir in den Sparhafen. Das war gewiss keine schlechte Wirtschaft.

Im Winter 1906/07 fiel eine Unmenge Schnee in der Schweiz. An vielen Orten im Jura zwischen Genf und Basel erreichte derselbe eine Höhe von 2-3 Meter, so dass der Verkehr da und dort sehr schwierig war. Um Basel herum war die Schicht nicht hoch, doch so, dass man gut schlitteln konnte, woran ich mich mehrmals vergnügte.

Das beginnende Frühjahr leitete einen unerfreulichen Handel mit meinem Schwiegervater Suter in Füllinsdorf ein. Suter beabsichtigte, seine Liegenschaften in der Schweizerhalle sowie seine landwirtschaftlichen Grundstücke in den Bäumen Muttenz, Pratteln und Augst, umfassend zusammen 17 Jucharten oder rund 61'700 Quadratmeter an seinen Sohn Carl Suter - Glinz, Seiler und Landwirt zu verkaufen. Nun unterlag nach damaligem basellandschaftlichem Recht der Verkauf von Grundbesitz vom Vater an ein Kind, der Zustimmung der übrigen Kinder. Wie es auf dem Land in derlei Fällen gern gemacht wurde, wurde nur der fertige Kaufvertrag bei Wein ohne vorherige Aufklärung zu sofortiger Unterzeichnung von Vater Suter und Karl unterbreitet. Während meine Schwäger, die Brüder Albert und Ernst Schaub sich dem an Opposition in der Familie nicht gewöhnten Schwiegervater gegenüber keine nähere Prüfung des ganzen Kaufgeschäftes auszubedingen getrauten, konnte ich mich nicht dazu entschliessen, der Abtretung einer ganzen Reihe von Objekten, deren nähere Verhältnisse ich meist gar nicht kannte, da einfach gedankenlos meine unterschriftliche Genehmigung zu erteilen, um so weniger.

als ich von Vater Suter wusste, dass er gelegentlich nicht genau war und nicht immer glücklich operierte. Ich lehnte es darum ab, sogleich zu unterzeichnen und erbat mir die Ueberlassung des Kaufvertrages auf einige Zeit um die einzelnen Verhältnisse vorerst studieren zu können. Die Versuche Karls und Suters, mich von dieser Stellungnahme abzubringen, nützten nichts, ich unterzeichnete nicht, sondern setzte die Ueberlassung des Vertrags zum Studium und zur nachherigen Besprechung durch.

Nun sah ich, dass Karl die zahlreichen Liegenschaften nicht nur billiger erhielt, als sie Vater Suter vor vielen Jahren erworben hatte, sondern dass er dabei ein kostspieliges Objekt, nämlich das Wohnhaus in der Schweizerhalle, im Bauwert von 24'000 Franken, in dem die Tante Emma Suter wohnte und das Post- und Telegraphenbüro hielt, vom Kauf ausnahm und in einer Weise herauschälte, dass es ihm später unfehlbar auch zufallen und freigestellt sein müsste, uns dannzumal dafür zu geben, was ihm beliebte.

Karl war Seiler von Beruf. Ich hatte nichts dagegen, dass er die mit diesem Beruf zusammenhängenden Gebäude und Betriebsmittel vom Vater sehr billig erhielt, Den ganzen landwirtschaftlichen Grundbesitz dagegen brauchte er nicht notwendig, diesen begehrte er, weil er sicher war, dass er ihm durch die Steigerung des Verkehrswertes der einzelnen Landstücke von selbst und in aller Stille ein Vermögen einbringen werde. Das Postgebäude in Schweizerhalle war umringt von dem durch Karl zu übernehmenden Land. Karl und Vater Suter liessen diesem Gebäude nicht einen einzigen Quadratmeter freien Landes, so dass das sauber gebaute Haus buchstäblich entblösst, das heisst von Karls Betrieb eingeklemmt und dazu in der Wasserversorgung, von einem Motorzugbrunnen, welcher sich in Karls Liegenschaft befand und von diesem allein betrieben werden konnte, abhängig war. Das Schicksal dieses Gebäudes stand mir klar vor Augen: es musste später unter bedeutendem Verlust und Verdruss für uns Karl zufallen, der es allein für einen Andern brauchbar ausstatten konnte. Durch frühe Geschäftsübergabe seitens des Vaters und durch die besagten Landabtretungen war Karl auf Kosten der übrigen Geschwister übermässig bevorzugt, so dass mir die Art, wie man uns nun das Postgebäude übrig liess, als unfeiner Schlich erschien. Darum schrieb ich Vater Suter, dass ich mit den Landabtretungen an Karl nur einverstanden sei, wenn dieser das mit den Liegenschaften in Schweizerhalle zusammenhängende Postgebäude ebenfalls und zwar zu den Erstellungskosten übernehme. Merkwürdigerweise weigerte sich Suter meinem Verlangen Rechnung zu tragen und antwortete mir sogleich, dass er, falls ich meine Unterschrift nicht gebe, die Liegenschaft einem dritten verkaufe, der sie dann Karl zufertige, wobei man meine Unterschrift nicht brauche. Darauf machte ich einen andern Vorschlag, von dem ich annahm, dass er beiden Teilen dienlich sei und fügte dem Brief hinzu, dass ich Sanntag den 7. April nach Füllinsdorf kommen werde, um Suter und Karls Antwort entgegen zu nehmen. So wie die Dinge lagen und wie wir Vater Suter kannten, nahmen meine Frau Lina und ich an, dass dieser keinerlei Entgegenkommen zeigen und dass er daher bei der beantragten Besprechung zwischen ihm und mir wahrscheinlich zum offenen Bruch kommen werde. Wir erwogen, ob man es wolle darauf ankommen lassen. Ich war unter keinen Umständen dazu zu bringen, meine Unterschrift unter einen Vertrag zu setzen, mit dem ich oder meine Angehörigen und Schutzbefohlenen hintergangen wurden. Lina und ich waren einig, dass man

die versteckte Benachteiligung nicht hinnehmen könne, ohne sich dagegen zu wehren und dass es unserem geraden Wesen besser entspreche, eine klare Situation zu schaffen, das heisst nötigenfalls die Freundschaft zu künden, als die Dinge gehen zu lassen und nachher heuchlerische Zufriedenheit an den Tag zu legen..

Am genannten Sonntag begab ich mich nach Füllinsdorf und traf da Suter, ferner den Schwager Karl, seine Frau, Elise Glinz. und die Schwägerin Emma Suter. Wie erwartet kam ich in eine üble Atmosphäre. Suter sagte gleich zur Einleitung: "Es gibt nichts anderes" (als was sie vorhatten). Hiegegen war mit keiner Vernunft aufzukommen. Die ganze Gesellschaft fuhr mit Worten und Gebärden über mich her; Karl besonders offenbarte eine sehr unfeine Gesinnung. Vergeblich setzte ich die wohl studierten Verhältnisse ruhig auseinander mit dem Bestreben, eine befriedigende Lösung zu erreichen; ich machte damit Suter nur wütend. Er schimpfte mich Advokat und weigerte sich, im Geringsten entgegenzukommen. Als er meine ausdrückliche Frage, ob das sein letztes Wort sei, mit ja beantwortete, erhob ich mich und sagte, dass mir ihr Verhalten uns gegenüber betrügerisch erscheine und mit freundschaftlichem Verkehr nicht vereinbar sei, ich wolle mit ihnen fortan nichts mehr zu tun haben und es solle keines mehr von ihnen zu mir ins Haus kommen. Darauf ging ich erregt davon, innerlich fast froh, nun von dieser unkameradschaftlichen Gesellschaft klar geschieden zu sein. Ungeachtet des Regens lief ich über Frenkendorf den Berg hinan in die Waldungen bei Neu Schauenburg und nachher gen Muttenz um auf dem langen Höhenweg mit meinen Gedanken ungestört zu sein und innerlich zur Ruhe zu kommen.

Seit einiger Zeit spürte ich beständige Schmerzen in den Gedärmen, die nicht aufhören wollten und schon an mir zehrten, so dass mein Aussehen zu leiden anfang. Wenn ich auch als Ursache dieser Erkrankung bloss chronische Erkältung und innere Entzündung vermutete, entstanden in meinem zur Winterszeit ungesunden und zügigen Bureau auf dem Dreispitz, das als Provisorium leicht gebaut und allen Winden ausgesetzt war, so ängstigte mich, da mein Vater an Krebskrankheit gestoben war, doch nebenher der Gedanke, es könnte sich um Anfänge dieser schlimmen Krankheit handeln und damit der Anfang vom Ende gegeben sein. Dieser geheime Kummer wegen meiner Gesundheit war mit ein Grund, warum ich die Interessen meiner jungen Frau, die ihrer Niederkunft entgegensah, bei meinem Schwiegervater so angelegentlich in Schutz nahm.

Ende Januar 1908, also 10 Monate nach dem geschilderten Auftritt nahm Suter wirklich den angesagten Scheinkauf vor, indem er die Liegenschaft Jakob Glinz, Bäcker, dem Schwiegervater Karls, verkaufte, welcher die Verpflichtung übernommen hatte, solche seinerseits Karl zuzufertigen. Nun machte ich im Verein mit meinen Schwägern Albert und Ernst Schaub von dem damals in Baselland noch geltenden Zugrecht Gebrauch. Wenn Eltern Liegenschaften, die sie von ihrem Vorfahren übernommen hatten, verkauften, so konnte sie ein Kind zu dem in Fertigungsportokoll angegebenen Kaufpreis an sich und damit wieder in den Familienstamm ziehen. Obgleich die Gegner meiner Ausübung des Zugsrechtes verschiedene Hindernisse in den Weg legten, erwies sich in der Folge mein Schachzug doch als wirksam. Mit den Brüdern Schaub hatte ich einen geheimen Vertrag über die

gemeinsame Uebernahme der gezogenen Liegenschaft abgeschlossen. Karl Suter, der bald meine gemachten Vorschläge als annehmbar ansah, wäre zu einer Verständigung nun bereit gewesen, allein seine Frau, Elise Glinz, meine einstige Jugendfreundin, die sich inzwischen zu einem scharfen und führenden Weib entwickelt hatte, hintertrieb die Verständigung. Sie verstand es, Papa Suter zu flattieren, der für derlei empfänglich war, und da sie denselben nun einmal ganz auf ihrer Seite hatte, schien es ihr nicht nötig, in etwas nachzugeben. Nach langem Hin und Herschreibereien gab aber Vater Suter, einsehend, dass er sich mit dem ganzen Geschäft verrannt hatte, am Ende selber nach. Wir einigten uns schliesslich darauf, dass Karl neben dem Vater zu einem bestimmten Preis das halbe Eigentum am Postgebäude übernahm und dass fünf grössere Landstücke mit steigendem Verkehrswert vom Verkauf an Karl ausgenommen wurden. Nachdem Suter ausdrücklich loyalen Vollzug der Uebereinkunft zugesagt hatte, zog ich mein Zugsrechtsbegehren bei der Fertigungsbehörde zurück und Karl bekam das Vereinbarte zu den festgesetzten Preisen. Selbstverständlich hatte dieser herbe Streit die Freundschaftsbande zwischen uns gänzlich zerrissen; wir blieben noch auf zehltreiche Jahre geschiedene Freunde. Selbst meine Frau besuchte ihren Vater längere Zeit nicht mehr. Wir haben indessen diese reinigende Auseinandersetzung seither nie bereut.

Ende Oktober 1916.

Im Mai 1907 beantragte ich dem Finanzdepartement und dem Regierungsrat die Bewilligung des erforderlichen Kredits für die Errichtung eines Bureaue Gebäudes mit Wohnung für mich - den Verwalter - und eines geräumigen Schuppens zum Unterbringen von Materialien und Gerätschaften auf dem Dreispitz. Das Dreispitzunternehmen war nun wirtschaftlich genügend gefestigt und für die Zukunft sichergestellt, so dass ein passendes Dienstgebäude am Platze war. Neben den dienstlichen Verhältnissen war es besonders meine Gesundheit, die ein rechtes Bureaue Gebäude dirngend erheischte. Von der beständigen Zugluft im Provisorium hatte mein Körper von unten bis oben gelitten. Abhülfe war an der Zeit. Der Aufbau einer Dienstwohnung für den Verwalter war mit Rücksicht auf die Notwendigkeit einer ständigen Aufsicht auf dem grösser werdenden Gebiet zum vorneherein empfehlenswert. Mein Antrag fand, wie zu erwarten stand, gleich wohlwollende Aufnahme.

Das laufende Jahr hindurch beschäftigten mich Studien über die Organisation des Basler Rheinhafens zu St. Johann. Zuerst handelte es sich um die Schaffung eines Vertrags mit der Schweizerischen Bundesbahn über die Ordnung des Bahndienstes für die Hafestation und des Verkehrs zwischen diesem und dem Bundesbahnhof St. Johann. Das Finanzdepartement und daneben auch die Rheinschiffahrtskommission hatten mich ersucht, Vorschläge über die Grundzüge eines solchen Vertrages zu machen. Die Geleiseverbindungen und Schiffladungsanlagen waren in Arbeit und die Regierungsbehörden standen im Begriffe, den Hafenbetrieb einer privaten Gesellschaft zu verpachten, welcher Dr. Jur. Roth, Sohn des ehemaligen Schweizer-Gesandten in Berlin, vorstand. Ich erstattete Vorbericht und erbat mir die Erlaubnis, einige deut-

sche Flusshäfen besuchen und da die Verhältnisse noch näher studieren zu können. Am 21. Februar trat ich unter Führung von Regierungsrat Wullschleger eine solche Reise an, an der auch die Mitglieder der Rheinschiffahrtskommission L., Isliker Kaufmann und Dr. Geering Sekretär der Basler Handelskammer teilnahmen. Wir besuchten die Rheinhäfen von Kehl, Strassburg und Mannheim. Während es sich für mich speziell um das Studium der Beziehungen der Häfen zur Eisenbahn handelte, war es den anderen Herren mehr darum zu tun, einen allgemeinen Ueberblick über die Hafenebetrieb zu erlangen. Ich hatte meine Materie gründlich vorstudiert und die Fragen alle notiert, so dass ich nichts Wichtiges zu ergründen vergass und nachher meine Aufgabe erfüllen konnte.

Im Basler Grossen Rat fand sich Opposition dagegen, den Hafenebetrieb einer privaten Gesellschaft zu übertragen. Es gab viele Leute, die der Meinung waren, es sei mit diesem Betrieb, der in Basel neu war, ein Geschäft zu machen, das der Staat nicht vergeben dürfe, jedenfalls seien die Interessen des Staates in den Konzessionsbestimmungen, die Reg. Wullschleger aufgestellt hatte, der privaten Gesellschaft gegenüber nicht genügend gewahrt. Da die Opposition sich in der Presse angekündigt hatte, hatte mich Herr Wullschleger auf der Heimfahrt von Mannheim um meine Meinung zur Sache befragt, worauf ich ihm geantwortet hatte, dass ich die Ansicht der Opposition nicht teile, sondern gegenteils der Meinung sei, die Hafengesellschaft werde nie im Stande sein, die ihr auferlegten Leistungen und Verpflichtungen voll zu erfüllen. Regierungsrat Wullschleger machte dem Grossen Rat von dieser meiner Ueberzeugung in der Weise Mitteilung, ich sei der Meinung, die Interessen des Staates seien in der Konzession genügend gewahrt. Der Grosse Rat erteilte die Konzession. Meine Rechnung hat bis jetzt gestimmt. In den 8 bisherigen Betriebsjahren hat die Hafengesellschaft dem Staate gegenüber ihre Verpflichtungen nie voll erfüllen müssen und hat trotzdem durch den Betrieb fortwährend Geld (bis Ende 1915 98'000 Fr.) verloren.

Da die Anbahnung der Rheinschiffahrt bis Basel für die ganze Schweiz von Wichtigkeit war, ging der Stand Basel die Eidgenossenschaft um die Bewilligung eines Bundesbeitrages an die Errichtung des Hafens an. Darauf bestellten die beiden Räte - National- und Ständerat - je eine Kommission zur Prüfung des Begehrens. Auf Veranlassung der Basler Regierung fand am 24. Mai mit den Herren dieser Kommission eine Dampferfahrt auf dem Rhein von Basel bis Strassburg statt, um die nun schiffbar zu machende Wasserstrecke zu besichtigen. Ausser den Mitgliedern des Regierungsrates und dem Staatsschreiber waren dazu eingeladen Direktor Miescher vom Gas- und Wasserwerk, Kantonsingenieur Bringolf, Ingenieur Roth, Dr. Gering und meine Wenigkeit. Die Abgeordneten der Bundesversammlung waren geführt von Bundesrat Ruchet, der noch einige Oberbeamte seines Departements beige-

zogen hatte. Um 8 Uhr früh fuhren wir bei der Totentanzfähre ab und hatten eine herrliche Fahrt. Es war so eingerichtet, dass wir unterwegs einen mit Gütern nach Basel bestimmten Schleppdampfer und angehängtem Frachtkahn (zusammen Schleppzug genannt) begegneten, auf dem Ingenieur Gelpke, der Anbahner der Rheinschiffahrt nach der Schweiz, sich befand. Als wir einander in Sicht bekamen, wurden auf dem Schiffszug Gelpkes freudige Böllerschüsse gelöst. Diese Begegnung hatte den Zweck,

den Räten die Betätigung des Schleppdienstes, das heisst der Güterbeförderung auf dem Rhein zu veranschaulichen. Nachdem Gelpke in unser Schiff hinübergestiegen war, fuhren wir weiter zu Tal. Unter den anwesenden Mitgliedern der Bundesversammlung befanden sich einige bekannte Eidgenossen, sodass eine ganz interessante Gesellschaft beieinander war. Aus Auftrag der Basler Regierung war der Wirt des Stadtkasinos, Herr Clar, auf dem Schiff, der alle Teilnehmer mit feinen Speisen und Weinen bewirtete. Unterwegs kam mein Chef, Regierungsrat Burckhardt - Fetscherin, zu mir und versprach dass er mir das beantragte Dienstgebäude auf dem Dreispitz verschaffen wolle. Um 3 Uhr nachmittags, nach 7 stündiger wohlgelungener Fahrt, landeten wir im Hafen von Kehl gegenüber Strassburg. Das Schiff hatte 19 Kilometer pro Stunde zurückgelegt.

Noch einer kleinen Episode dieser Fahrt gedenke ich. Ich sass auf dem Vorderteil des engen Schiffsraumes, als einige Minuten die Regierungs- und Nationalräte Eugen Wullschleger und C. Chr. Burckhardt - Schatzmann unmittelbar vor mir standen und sich kurz unterhielten. Schon die Gegensätze dieser Männer forderte das Interesse des Beobachters heraus: einerseits Wullschleger, der streitbare Führer der Basler Arbeiterpartei, ein grosser, fester Mann mit breitem Gesicht, in Kleidung und Auftreten nichts weniger als einem Regierungsrate gleichend, der sich nicht scheute, im schönen Rathause ein hässliches rotes Nastuch, wie es bei Arbeitern und Bauersleuten üblich ist, aus der Tasche zu ziehen und zu gebrauchen, anderseits der feine, schlanke, noch jugentlich scheinende Burckhardt, Vertreter der Basler Aristokratie und konservativen Partei, vielleicht der gewandteste, arbeitsamste und geistig höchststehende Vorsteher des Justizdepartements, den Basel jemals besessen hat, der an irdischen Gütern ebenfalls sehr reich war und in seinen Jungen Jahren das Glück hatte, zu Bismarks Zeiten auf der Schweizer Gesandtschaft in Berlin Schule zu machen. Drollig an diesem Zwiegespräch war nun, dass Burckhardt sich bei Wullschleger darnach erkundigte, wie es jetzt dem "Vorwärts" finanziell gehe. Dieses ist das Kampfblatt der Sozialdemokraten Basels, das gelegentlich schonungslos gegen die "Bourgeois" und "Geldsäcke" kämpft und oft in Geldnöten sich befand. In seiner ehrlichen Art und mit heiterm Lachen entgegenete Wullschleger, dass es ordentlich gehe, aber noch besser ginge, wenn er, Burckhardt, da vielleicht etwas tun wollte, worauf dieser ebenfalls lachend, verneinend den Kopf schüttelte.

Vor 1 1/2 Jahren, im Februar 1915 hat sich C. Chr. Burckhardt - Schatzmann das Leben genommen, indem er sich in der Hard in den Rhein stürzte. Er hatte sich die Taschen mit Steinen beschwert und wurde erst 14 Tage später in einer Untiefe gefunden. Es hiess, Burckhardt habe diesen Schritt in einem Anfall geistiger Umnachtung getan, was allgemein geglaubt wurde. In der Stadt herrschte Bestürzung und mich selbst erschütterte das tragische Ende dieses vornehmen Mannes und blanken Kämpfers aufs tiefste. Vom Rhein wurde der Leichnam, des sich im kalten Wasser gut erhalten hatte, direkt in das Totenhaus des Wolfgottesackers gebracht, wo mir ihn der alte Gottesackeraufseher Hufschmied, dessen Nachbar ich bin, im Stillen zeigte. Auf meine Frage, ob schon jemand von der Familie Burckhardt da gewesen sei, antwortete Hufschmied mit "nein", er habe die Blumen, mit denen der Tote diskret bekränzt war, gestiftet. Es war mittags

2 1/2 Uhr, als ich ihn sah und am vorigen Abend war der Tote gebracht worden. - Wenn man einen unbekanntem Selbstmörder bis zur Beerdigung am Totenhaus eines Gottesackers aufbewahrt, so ist das verständlich, dass man aber dem hochangesehenen Magistraten, der auch in der Bundesversammlung, wie der Nationalratspräsident sagte, dasjenige Mitglied war, das zu den höchsten Hoffnungen berechnete, in seinem herrschaftlichen Sitz bis zur Bestattung kein Plätzlein mehr gönnte, berührte mich aufs peinlichste. Welch schmerzlicher Kontrast: da lag der begüterte, geistvolle Mann von aller Liebe entblösst als Armer im Totenhaus. - Ich bin heute noch der Meinung, dass Burckhardt weniger aus geistiger Umnachtung, als weil er daheim mit den Seinigen den Frieden nicht hatte und als ehrlicher Mann keinen Ausweg mehr fand, in den Rhein gegangen ist. Zur Bestattungsfeierlichkeit, die imposant verlief, fand sich seine schöne Frau nicht ein und lange Zeit nachher blieb das Grab Burckhardts vernachlässigt. Am zweiten Ostertag, wo sonst alle besuchten Gräber neu bekränzt waren, fand ich das Grab Burckhardts immer noch leer. Eines Abends, als ich aus der Stadt heimwärts nach dem Dreispitz ging, ging vor mir her die Witwe Burckhardts mit ihrem erwachsenen Sohn in der Richtung nach dem Gottesacker. Die beiden kamen in Trauerkleidung von St. Alban herauf und für jederman musste es ersichtlich sein, dass sie nach dem Grabe des Gatten und Vaters pilgerten. Draussen aber, wo sie annahmen, dass sie niemand mehr kannte, schlugen sie sich vor dem Gottesacker abseits gegen Reinach hinaus, von wo sie dann bei der mithin eingetretenen Dämmerung beliebig wieder zurückgehen konnten. - Damit war offenkundig bloss ein Gang zum Grabe vorgetäuscht. Burckhardt hatte sich auf den Tod vorbereitet und einen Brief an seine Angehörigen hinterlassen, den er dem Vernehmen nach auf dem Wege zum Rhein in Birsfelden zur Post gegeben hatte, so dass man von seinem Tode überzeugt war, ehe man die Leiche fand. Ich glaube bestimmt, dass Burckhardt als Meister der Klarheit, diese in seinem letzten Brief nicht vermissen liess. Wenn er seine Frau nicht hätte treffen wollen, hätte er die höchstes öffentliche Aufsehen erregende Todesart, bei der noch das Risiko bestand, dass die Leiche gar nicht mehr zum Vorschein kam, gewiss nicht gewählt.

Kurze Zeit vor seinem Tod hatte ich eine Besprechung mit Regierungsrat Burckhardt in seinem Bureau im Mentelinhof auf dem Münsterplatz mit nachfolgendem Korrespondenzwechsel. Ich suchte schon lang die Möglichkeit, die von unseren Platzmietern im Dreispitzareal errichteten Gebäude zu belehnen. Die Juristen und das Grundbuchamt wollten aber die zur Sicherstellung der Darlehen nötige Form der Durchführung nicht finden, wehalb ich selber einen Weg ausfindig machte und vorschlug. Ich brachte persönlich meine Studienakten Burckhardt, der mir nach deren Durchsicht zustimmte und meinem Vorschlag die erforderliche Ergänzung verlieh. Des Krieges halber ist nun aber das Postulat immer noch unerfüllt. (Oktober 1916).

Der Bundesbeitrag an den Rheinhafen - teils 40, teils 50 % der Baukosten - wurde bewilligt. Mit Herrn Levy - Isliker wurde ich später nochmals zu einer Reise an verschiedene Hafentstädte beordert und zwar speziell zum Studium der für den Güterumschlag geltenden Tarife. Wir besuchten die Häfen von Frankfurt am Main, Mainz, Ludwigshafen, Mannheim, Karlsruhe, Kehl und Strassburg. Das Zusammenstellen und Abklären aller Tarifsätze

war bei den verschiedenartigen Verhältnissen keine leichte Sache, ich unterzog mich aber dieser Arbeit gerne, da für mich die Reise nach den interessanten Städten und Handelsplätzen ein äusserst willkommenes und freudiges Ereignis war.

Am 17. Juni brachte meine junge Frau ein Mädchen zur Welt, dem wir den Namen Johanna gaben. Es war eine schwere Geburt, die Mutter drohte zu verbluten. Meine Schwester Elise amtete als Hebamme. Es gelang mir, rasch einen geschickten Frauenarzt herbeizurufen, der die am Rande des Lebens befindliche, rettete. Bis sich Lina genügend erholt hatte, besorgte an ihrer Stelle meine Base Emmy Iselin die Haushaltung. Die kleine Johanna erwies sich anfänglich als ein arger Schreihals, der der Mutter keine Ruhe gönnte. Da setzte die väterliche Erziehung ein. Ich liess die Kleine jeden Abend aus dem Schlafzimmer entfernen und in ihrem Stubenwagen im Nebenzimmer unterbringen. Hier durfte sich dann niemand mehr um sie kümmern, sie mochte schreien so lang und so heftig sie wollte. Wenn die gute Mutter in der Befürchtung, es fehle dem Kind etwas, sich anschickte, aufzustehen, hielt ich sie einfach zurück. "Die Nacht ist für alle zum Schlafen da, daran wollen wir das Kind gewöhnen" sagte ich. Als Johanna merkte, dass das Schreien absolut nichts nützte, gab sie es vollkommen auf und rasch hatten wir an ihr das brävste Kind nachts. Fortan schlief sie durch und wenn sie morgens erwachte, spielte sie zufrieden bis man sie aufnahm. Selbstverständlich war Lina von diesem Ergebnis schliesslich hochbeglückt, zumal die Kleine in der Folge tagsüber äusserst lebhaft war und ihr zu schaffen gab. Diese Erziehungsmethode möchte ich allen Eltern empfehlen.

Unsere gebräuchlichste Kinderwagentour an schönen Sonntagen, an die wir uns gerne erinnern, war über Neuwelt und jenseits der Birs abwärts in die Gartenwirtschaft. Feigenwinter beim Schänzli am Muttenger Dorfbach, wo wir uns bei etwas z'Obe und nachfolgender Cigarre gütlich taten und nachher über St. Jakob heimkehrten. Das Kind brachte viel Sonnenschein in unser Haus, wir mochten auf Spaziergängen in die Kinderwagen Anderer schauen soviel wir wollten, wir glaubten nirgends ein so schönes und heiteres Buschi wie das unserige zu entdecken. Johanna gedieh und machte ihrem Papa bald unendlich viel Freude. Wenn ich zum Mittagessen heimkam, so erwartete mich regelmässig die Mutter mit dem Kind auf den Armen unter der Haustüre. Anfänglich erkannte mich die Kleine erst auf drei Schritte, dann aber immer auf grössere Distanz; aber sobald sie mich erkannte, brach sie stets solchermassen in Jubel aus, dass jedermann, der das sah, von der grossen Freude des kleinen Kindes höchlichst ergötzt war. An Hanny und später an Bethli erfuhr ich es, dass die kleinen unbefangenen Kinder einem die grössten und reinsten Freuden bereiten, die das Leben zu bieten vermag. Meine beiden Mädchen waren und sind stets noch zu Fröhlichkeit und hellem Lachen aufgelegt. Was wir als gute Kameraden zum Amusement zusammen schon für Dummheiten und Narredeien betrieben haben und noch treiben, darf ich als ernsthafter Mann kaum schildern. Auch ich komme zum Schluss, dass drei Punkte die männliche Glückseligkeit ausmachen: eine sympathische Frau, Kinder und erfolgreiche Tätigkeit.

Anfangs 1907 demissionierte mein Chef, Regierungsrat Burckhardt - Fetscherin, um die Stelle eines Bankdirektors zu über-

nehmen. Darauf liess sich Professor Dr. Paul Speiser - Sarasin auf Wunsch seiner Partei nochmals in den Regierungsrat wählen, übernahm wieder das Finanzdepartement und wurde damit neuerdings mein Chef. Fast gleichzeitig trat auch Staatskassier Linder schwerer Krankheit halber vom Amte zurück und wurde ersetzt durch den Kassier der Kantonalbank Theophil Baumann.

Während dieser Zeit fand die Verlegung des kantonalen Salzmagazins von der Pestalozzistrasse (St. Johann) nach dem Dreispitz statt um dasselbe der Geleiseverbindung teilhaftig werden zu lassen. Ich hatte diese Verlegung im Interesse des States warm empfohlen. Ueber die Zeit des Umzuges besorgte ich die Salzausgabe im Lagerhaus der Bundesbahnen im Wolfbahnhof. Am 15. Juli eröffnete ich das Salzmagazin auf dem Dreispitz.

Im August trat ich einen dreiwöchigen Ferienurlaub an und begab mich ins Bad Ramsach bei Läfelfingen. Fortwährend litt ich an starker Verschleimung der Därme, welche sich durch schmerzhaftes Drücken und durch stete Neigung zu Durchfall äusserte. Ich hatte bereits alles Mögliche probiert um die Krankheit zu heilen, aber alles war vergeblich gewesen und mein Körpergewicht nahm zusehends ab, was für mich um so fühlbarer war, als ich im Verhältnis zu meiner Grösse sowieso zu wenig Körpergewicht hatte. Ich bin, auf blossen Füssen gemessen 182,5 Centimeter gross und wog damals bloss noch 128 Pfund oder 64 Kilogramm.

In Ramsach befand ich mich gesundheitlich eher weniger wohl als zu Hause. Ich machte dort die interessante Bekanntschaft mit Herr Alexander von Leontieff aus St. Petersburg, dem Vater der russischen Studentin Tatiana Leontieff, die im Jahr vorher in einem Hotel in Interlaken den Rentier Müller aus Paris erschossen hatte, in der irrigen Meinung, er sei der grausame russische Minister Durnowo, den zu töten sie übernommen hatte. In einem grosses Aufsehen erregenden Prozess war Tatiana von einem bernischen Geschworenengericht in Thun bloss zu 4 Jahren Gefängnis verurteilt worden, welche Straf sie im Kanton Bern abbüsste. Vater Leontieff, ehemaliger Vicegouverneur in Sibirien und im Ural, hatte zufolge der revolutionären Tätigkeit seiner Tochter seine Stellung in Russland aufgeben müssen und Tatiana dort aus dem Gefängnis freibekommen unter der Bedingung, mit ihr Russland zu verlassen. Nun hatte er, der französischen Sprache mächtig, in Genf Domizil genommen und war seiner schwächlichen Gesundheit halber in den basellandschaftlichen Jura zu einem Kuraufenthalt gekommen. Er war nicht besonders redselig, ein sehr sanfter, mehr gelehrter als praktischer Mann. Daraus erklärt es sich auch, dass seine einzige Tochter, die er hatte Medizin studieren lassen, ganz eigenmächtig, ohne Rücksicht auf seine Stellung, sich in Russland an Verschwörungen gegen Mitglieder der Regierung und kaiserlichen Familie hat beteiligen können. Wie mir Leontieff erzählte, war Tatiana vor dem Attentat in Interlaken ohne ihn zu fragen und ungeachtet der Gefahr, erwischt und nach Sibirien verbannt zu werden, von der Schweiz aus verkleidet nach St. Petersburg zurückgereist um neuerdings mit den dortigen Revolutionären zu verkehren und hatte vermutlich dort den Auftrag empfangen, den in der Schweiz weilenden Minister Durnowo umzubringen.

Leontieff war in Ramsach mein Gegenüber am Tisch. Er begann mit mir die Unterhaltung, indem er sich auf französisch Aufklärung erbat über lebhaftes Gespräche, die am Tisch geführt

wurden und die ihn den verstandenen Bruchstücken nach interessierten. Dann machte er Sprachübungen in deutschen Büchern und wünschte von mir Uebersetzung dieser oder jener ihm unverständlichen Stelle. Ich erinnere mich noch, dass er einmal das heikle Wörtchen "zwar" übersetzt haben wollte, wofür es in der französischen Sprache meines Wissens keinen Ausdruck gibt, der den Sinn befriedigend deckt. Schliesslich erkundigte er sich bei mir über allerlei Dinge und bald waren wir gute Ferienkameraden. Jeden Tag machten wir zusammen kleinere oder grössere Spaziergänge in die umliegenden Höhen und Dörfer.

Leontieff war erst 49 Jahre alt, aber schon ergraut. In Lektüre und Unterhaltung waren Politik und Philosophie seine bevorzugten Gegenstände. Er hatte in seinem Leben viel erfahren und gesehen, deshalb war die Unterhaltung mit ihm sehr interessant. Obgleich das Verhalten seiner Tochter seinen Beifall nicht fand und ihm viel Ungemach gebracht hatte, beklagte er sich nie darüber. Die Liebe zu diesem einzigen Kind überwog alles. Nach den Schilderungen Leontieffs herrschte unter dem russischen Adel, besonders unter den Teilen, die dem Hofe am nächsten standen, Entartung und arger moralischer Tiefstand. Die Saufgelage und der Umgang mit Weibern spielten sich ab bis zum Exzess. Tatiana sah das, dazu die schlechte Wirtschaft im Lande, die mangelhafte Bildung, die Not und Armut des Volkes und die vergeblichen Anstrengungen der russischen volkstümlichen Intelligenz, die Verhältnisse zu bessern. Daher wurde sie Revolutionärin.

Durch seine Güter und Gelehrsamkeit war Leontieff, wie in Russland noch viele Leute, auch ein Anhänger der rechtlichen Gleichstellung der Frau mit dem Manne. Bei gründlicher Besprechung dieses Themas äusserte er sich, es sei nicht recht, dass bei Differenzen zwischen Mann und Frau dem Manne der Entscheid zustehe, sondern letzterer sollte bei einem dritten liegen. Hierin konnte ich Herrn Leontieff nicht beistimmen. Ich entgegnete, dass die Anrufung eines Dritten rechtlich ganz schön, aber praktisch doch kaum durchführbar wäre; im Geschäft wie in der Familie müssten die laufenden Dinge vom verantwortlichen Haupt entschieden werden, sonst käme man nirgends hin. Ferner wendete ich ein, dass die Männer in weit überwiegender Zahl, sei es im Geschäft, im Amte, im Militärdienst etc. unbedingten Gehorsam leisten müssten, was bei den Frauen nicht der Fall sei, da sie es nur mit ihren Ehemännern zu tun hätten und denen gegenüber sie gar wohl zum Worte zu kommen wüssten. Darum sei ich der Meinung, dass die Frau allgemein rechtlich eher freier und besser daran seien, als die Männer und also nicht bemitleidet zu werden brauchten. "Ich zum Beispiel bin jetzt 32 und meine Frau 22 Jahre alt" sagte ich weiter zu Herrn Leontieff, "da kann es doch nicht als Unrecht oder als Missverhältnis angesehen werden, wenn ich als der erfahrenere und stärkere Teil die Führung habe, das heisst gelegentlich einmal diese oder jene Sache entscheide, jedenfalls solange nicht, als ich mein Verhalten und meine Tätigkeit nach dem Wohle meiner Familie richte. Wenn mir meine Frau ein guter Kamerad ist, ist es doch ganze selbstverständlich, dass ich auf ihre Bedürfnisse und Wünsche im Verhältnis zu meinem Einkommen kameradschaftlich Rücksicht nehme und alles, was die Gemeinschaft angeht, mit ihr bespreche. So wird es sicherlich in allen ordentlichen Ehen gehalten. Aber eine gewisse Unterordnung der Frau unter ihren

Mann, das Familienhaupt, scheint mir als durchaus nötig, nicht bloss zu Stadt, sondern mindestens ebenso sehr in ländlichen Familien, denn wenn zum Beispiel ein Bauersmann für seine Knechte Mägde und Familienglieder das Tagwerk und was damit zusammenhängt bestimmt, ist es selbverständlich, dass sich auch die Ehefrau darnach richten und sich bei Meinungsverschiedenheit dem Entschiede des Mannes zum Wohl des Ganzen fügen muss. Wo sich die Frau, ob zu Stadt oder zu Land, in einer Sache dem ernstesten Willen des Mannes nicht fügt und einen Dritten, den Richter anruft, ist der Friede gestört und beginnt die Zerrüttung der seelischen und wirtschaftlichen Gemeinschaft." Herr Leontieff billigte diese Auffassung nur halber, in seiner Güte war er zum Nachgeben den Frauenrechtlerinnen gegenüber bereit, ohne an den Nachteil daraus für die Familiengemeinschaft und damit für die Frauen selber zu denken.

Seither habe ich meine Meinung in diesem Punkt nicht geändert. Die Frauenrechtlerinnen treten indessen in fast allen Ländern immer mehr auf. Zunächst wird das Stimmrecht für die Frauen

gefordert. Merkwürdigerweise sind es weniger die Frauen, vorallem nicht nicht die Hausfrauen, welche die Forderungen stellen, sondern Formalgelehrte und schwächliche Danker. Einzig in England sind Frauen, aber vornehmlich reiche Müssiggängerinnen für die Sache tätig. Unmittelbar vor dem Weltkriege sind die Frauenrechtlerinnen in London, um das Stimmrecht zu ertrotzen mit grösster Wildheit aufgetreten, indem sie gegen Minister schlugen, zahlreiche Häuser anzündeten und sonst hässliche Taten begingen. Bei uns aber stehen wir erst bei ruhigen, wenn auch bestimmten, Anträgen.

Schon die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen wird mehr Schaden als Nutzen bringen. In der Schweiz zum Beispiel ist die Demokratie so weit ausgebaut, dass auf diesem Gebiet so viel wie nichts zu tun übrig bleibt und beim weitaus grössten Teil der Bevölkerung eine bedenkliche Gleichgültigkeit gegen öffentliche Dinge eingetreten ist. Selten geht mehr als ein Drittel der stimmberechtigten Männer an die Urne, bei Wahlen von Richtern oder Abstimmungen über wenig zügige Vorlagen geht oft nur ein Achtel oder gar bloss ein Zehntel. Wegen Mangel an Kampfstoff sind die politischen Parteien meistens in Verlegenheit und haben Mühe, sich zu betätigen und zu existieren. Was hat es da für einen Sinn, die Masse der Wähler noch zu vermehren, indem man die Frauen für politische und öffentliche Angelegenheiten mobil macht? Das haben wir nun vom vollendeten Ausbau der Demokratie, dass man aus purer Langeweile die Grenze überschreitet und das Frauenstimmrecht aufbringt, nur damit wieder etwas läuft und man sagen kann, man bleibe auf dem Wege des Fortschritts nicht stehen!

Zunächst wäre die Ausübung des Stimmrechts durch die Frauen eine Enggievergeudung. Man kann nur richtig stimmen, wenn man die Politik und Landesverwaltung stets verfolgt und die vorliegenden Fragen studiert, sei es durch Lesen der Zeitungen, Besuch von Versammlungen oder durch Augenscheine und wenn man bei Wahlen von Personen über dieselben orientiert ist. Oft fällt den erfahrensten Männern in mancher Sache der Entscheid schwer. Die Frauen werden sich aber allgemein viel weniger aus eigenem Urteil zurechtfinden und wo sie das erforderlich Studium leisten und Erfahrungen sammeln, kann das in der Hauptsache doch nur mit Vernachlässigung der Hausgeschäfte oder sonstigen

Frauenberufs erkaufte werden. Nun wüsste ich von hierzulande keine Frage und kein einziges Postulat, wo das öffentliche Mitreden der Frauen von wesentlichem Wert wäre und eine bessere Lösung erwarten liesse.

Noch mehr als das Frauenstimmrecht erscheinen mir die Folgen davon bedenklich. Wenn die Frauen einmal das Stimmrecht in zahlreichen Ländern erlangt haben und dadurch in ihrer Position gestärkt sind, so kommt als nächster Schritt, der jetzt schon vorgesehen ist, ihre Wahl in Ämter und ihr Mitregieren. Wo sie in der Mehrzahl sind wird durch die Erteilung des Stimmrechts die Macht sowieso in ihre Hände gegeben. Dann ist bis zur Herrschaft der Frauen über die Männer nur noch ein kleiner Schritt, vor dem gewiss die arroganten Londoner Stimmweiber nicht zurückschrecken würden. Fast scheint es mir, dass durch falsche Gelehrsamkeit und Friedenspredigten die Mehrzahl der Männer so weit sinken wird, dass es in diesem und jenem Lande zu diesem Schritt kommt, dass also während die Männer sich in schwächliches Philosophieren verlieren, die Frauen ganz einfach und praktisch das Heft in die Hände nehmen.

Eingedenk der tiefen Wahrheit: "Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss", sollten die die Männer die führende Stellung in der Welt behaupten und die dazu nötigen Kämpfe nicht scheuen und nicht aufgeben. Es wäre doch über die Massen naturwidrig, wenn der Mann durch die körperlich und geistig schwächere Frau eingeholt und sogar geführt würde. Wenn die Frauen sich an öden Kämpfen, Arbeiten und Sorgen der Männer beteiligen und es ihnen gleichtun wollten, müsste notgedrungen der Liebreiz aus ihren Gesichtern verschwinden und härtern, männerähnlichen Zügen Platz machen. Das wäre auch naturwidrig. Jetzt schon sieht man dann und wann Frauen mit harten entarteten Gesichtszügen, herrührend von mannlicher Berufstätigkeit oder von der Gewohnheit, daheim zu keifen und zu regieren. Oft sehe ich mich veranlasst, meine Hausfrau zu mahnen: "Vermeide es, die Stirne zu runzeln und mit mir wegen Kleinigkeiten zu streiten, das schadet deinem Gesicht und Dir, man sieht die Frauen mit harten Gesichtern nicht gerne!" Wenn ein Bauersmann ausgeht um ein Rind zur Aufzucht zu kaufen, schaut er auf einen milden Blick, das Rind darf nicht einen Kopf haben wie ein Stier, sonst eignet es sich nicht. So ist es auch mit den Frauen, wo sie männerähnlich sind oder werden, liegt Entartung vor. Darum stehe man ab von der Gleichstellung der Frau mit dem Manne. Diese hätte nur dann Berechtigung, wenn es die Frau in allen Kämpfen für das Auskommen der Familie und des Staates im Frieden und im Kriege mit dem Manne aufnehmen könnte. Dazu ist sie aber nicht geschaffen.

Wenn wir übrigens den Fehler begehen und den Frauen die Pforten zum Regiment öffnen, so wird mit Sicherheit Geringschätzung von ihrer Seite unser Lohn sein. Denn gerade in den Augen der besten und tüchtigsten Frauen gibt es nichts Verachtenswürdigeres als ein Pantoffelheld, ein Mann, der durch die Frau regiert wird oder werden muss. Einst hörte ich eine Frau klagen: "O hätte ich doch einen strammen Mann, lieber erduldeten ich alles, sogar Schläge, als einen zu haben, dem wie dem meinen alles gleichgültig ist und den ich zu allem, was zu tun ist, stossen muss." Aehnliches las ich aus den Lebenserinnerungen einer polnischen Gräfin, die nach dem Tod ihres Mannes schrieb: "Oft empörte ich mich über die zuweiligen

Härten meines Mannes mir gegenüber, jetzt wo er tod ist, habe ich gerade nach seinem starken Willen und seinen Tyranneien die tiefste Sehnsucht." Wer weiss das nicht? Wo sich in einer Sache die Strammheit des Mannes gegen seine Frau richtet, ist ihr das selbstverständlich nicht recht und sie nimmt es in wenigen Fällen ohne Auflehnung hin, aber im Grunde ihres Herzens achtet sie doch nur ihn, den mutigen Mann, der die Fähigkeit besitzt, sie zu regieren.

"Wo das Weib nicht liebt, da hat es schon gerichtet" sagt Schiller irgendwo. Schon deshalb also weil es vornehmlich nach dem Herzen, nach Neigung und Abneigung und viel weniger nach dem Verstand urteilt, soll es nicht in die Politik, in öffentliche Aemter und in die Herrschaft über Männer eingeführt werden. Ich halte es darum mit dem seligen Apostel Pauli, der, zwar ohne viel Begründens, vor fast zwei Jahrtausenden an die Korinther schrieb: "Lasset die Weiber schweigen unter der Gemeinde."

Resümierend ist zu sagen, dass die Frauen punkto Freiheit wesentlich besser gestellt sind, als die grosse Mehrheit der Männer. Die rechtliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne in der Familie lässt sich ohne Degradierung des Mannes und ohne Zerrüttung der Familiengemeinschaft nicht durchführen. Die Einführung der Frauen in die politischen Aufgaben und Händel würde keine Verbesserung der Staatsverwaltung, wohl aber eine grosse Energievergeudung auf Kosten der Familien und des Staates mit sich bringen und ausserdem dem Wesen der Frauen schaden.

Wenn wir uns trotz dieser klaren Erkenntnis überreden, das heisst von Güte oder Wankmut, statt vom Verstande und Festigkeit leiten lassen, so wird zunehmende Geringschätzung seitens der Frauen unser wohlverdienter Lohn sein und wir gehen langsam unnatürlichen und verkehrten Verhältnissen entgegen, die vielleicht einst dauern werden, bis ein Uebermass vorhanden ist und daraus eine tüchtige Generation von Männern ersteht, welche mit Gewalt aufräumt und jedes wieder an seinen Platz stellt.

Ein kleines Feuerlein kann man zu Beginn mit dem Fusse zertreten, versäumt man aber diesen Moment, können später Ströme zum Löschen kaum genügen. Verhüte man diesen grossen Brand, indem wir den Anfängen wehren. Wenn die Frauen sich jetzt geistig mehr entwickeln, so dürfen die Männer sich nicht gehen lassen oder gar zurückkriechen und dümmer werden, sondern sie sollen die Höherentwicklung mitmachen und an Tüchtigkeit zunehmen, auf dass sie die Führung zu behalten vermögen.

(24 September 1917)

Ich erinnere mich auch noch an interessante Aeusserungen Leon-tieffs über den Bestand der Dynastie in Russland. Es sagte: "Die Bestrebungen der Revolutionäre, dieselbe zu stürzen, sind vergeblich. Das Haus Romanows besteht aus ungefähr 60 Köpfen, wenn ein Kopf abgetan wird, taucht einfach ein neuer auf. Ein allgemeiner Aufstand in Petersburg ist der vorhandenen starken Militärmacht wegen unmöglich. Auf die Militärmacht kann sich der Zar immer stützen. Russland ist so unendlich gross, dass der Zar im Falle der Gefahr unter allen Umständen in seinem weiten Reich ergebene Truppen fände.

Nun hat der Weltkrieg und die damit verbundene militärisch. Niederlage Russlands den Zar und die Dynastie einstweilen hinweggefegt, welche Katastrophe freilich niemand voraussehen konnte.

Fortsetzung im vierten Buch

E I G E N H A E N D I G E A U F Z E I C H N U N G E N

über seine Familie und sein Leben

von

Johannes Iselin von MuttENZ

geboren am 25. März 1875

V I E R T E S B U C H

angefangen im März 1918

beendet im Februar 1921

(Diese Erinnerungen wurden in deutscher Handschrift in vier Büchern niedergeschrieben und von seinem Sohne, Dr. Ernst Iselin-Weber, geboren am 21. Juli 1917 in den Jahren 1985 - 1986 in Maschinenschrift übertragen.)

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Seite	1	August 1907: Bad Ramsach, Krankheit
	3	Besserung und Heilung
	4	Betrachtungen über Krankheiten
	5	vom Wein
	6	Weinpreis und Reben in Muttenz
	7	Ratschläge zur Gesundheit
	8	Bau des Wohn- und Verwaltungsgebäudes
	9	Einzug ins neue Haus, Ferien per Velo
	10	Der Zeppelin kommt nach Basel
	12	Rheinhafengeleise; Probleme
	14	Rheinhafen / Aufsichtspflicht
	17	Dreispietz: Zins- und Pachtverhältnisse, Verträge mit der Chr. Merianschen Stiftung
	21	1911: Ende der Differenzen mit der SBB
	22	Vereinbarungen mit der SBB
	23	Finanzfragen, Kampf mit den Behörden für hypothekarische Belehnung von Bauten
	28	Annahme meiner Finanzierungs-Vorschläge
	30	Lebensauffassung, Trennung von Kirche und Staat
	31	Konfirmation
	32	Glaubens-Ueberlegungen und Zweifel
	23	Lektüren Kants, Ueberlegungen zur Darwin- schen Leere
	35	Ende: Februar 1921

Viertes Buch

Während meines fast dreiwöchigen Aufent-
 halts im Ort Rompauf im August 1907 zielte ich
 oft auf das Hügel-gebirge über dem Jomburgetal und ge-
 wußt die Aussicht in die Höhe mit Fern, nordwärts, von den
 Tisensargebirgen, westwärts bis zur Tisensarübergang- und Gem-
 gangflur, darüber hinaus bis zu der Doyapan und südwärts
 über den Jura hinaus bis zu der Jochberge. Das interes-
 sant war vor hier mich auf die Beobachtung des Jungsar-
 bates auf der zu Fuß zu liegenden Eisenbahnlinie Basel-
 Olten bei der Station Lämpellingen und dem Ort von der
 Station nach Lämpellingen, alten Juraausstrich. Darnach
 war von der alten Juraausstrich die stärkste Juraausstrich
 Baseline der Tisensar. Ein bedeutendes Juraausstrich- und
 Juraausstrich-gebirge erstreckt sich von den Tisensar, mit
 Juraausstrich-gebirgen über Basel nach dem Jura
 der Tisensar, gegen Bern, Genf, Juraausstrich und besonders

Während meines fast dreiwöchigen Aufenthaltes im Bad Ramsach im August 1907 pilgerte ich oft auf das Flüeli hoch über dem Homburgertal und genoss die Aussicht in die Nähe und Ferne, nordwärts an den Schwarzwald, westwärts bis zur Schauenburger- und Gempenfluh, darüber hinaus bis an die Vogesen und südwärts über den Jura hinaus bis an die Hochalpen. Sehr interessant war da für mich auch die Beobachtung des Zugsverkehrs auf der zu Füßen liegenden Eisenbahnlinie Basel - Olten bei der Station Läfelfingen und dem hart an die Station anschliessenden alten Hauensteintunnel. Damals noch war die alte Hauensteinlinie die stärkst frequentierte Bahnlinie der Schweiz. Ein bedeutender Personen- und Güterverkehr flutete fortwährend ab den deutschen und französischen Linien über Basel nach dem Innern der Schweiz, gegen Bern, Genf, Interlaken und besonders über den Gotthard nach Italien und umgekehrt. Die Station Läfelfingen liegt 562 Meter über Meer. Ab Sissach hat die Linie dahinauf eine Steigung

von 22 o/oo und ab Olten eine solche von 26 o/oo. Ueber diesen Berg und durch den ältesten schon 1858 eröffneten Tunnel der Schweiz musste der ganze Verkehr der wichtigsten Linie geschleppt werden. Fast alle Züge wurden gleichzeitig gezogen und geschoben, hatten also je eine Lokomotive hinten und vorn. Die ganz schweren Züge hatte vorne zwei Lokomotiven und eine hinten. Die Güterzüge bewegten sich bergwärts mit einer Geschwindigkeit von 25 Kilometer in der Stunde und die Personenzüge mit einer solchen von 50 klm, während damals in der Ebene mit 45 beziehungsweise 75 klm in der Stunde gefahren wurde. Bei Ankunft eines Zuges auf dem Höhenpunkt trennte sich jeweilen die Schiebelokomotive durch langsames Nachlassen mit Schieben vom Zug, ging nachher auf die andere Spur über und kehrte entweder nach Sissach oder Olten zurück. Es herrschte da ein sehr bewegter Verkehr von Zügen, der aber zufolge seiner Schwerfälligkeit und seines enormen Kraftverbrauchs auf den denkenden Beobachter einen peinlichen Eindruck machte und die Frage aufdrängte: "Warum wird da nicht ein tiefer liegender Tunnel gebaut? Dieser Tunnel kam später, mit der Ablenkung der Linie via Gelterkinden. Damit war es im Homburgertal vorbei mit dem gewaltigen Eisenbahnverkehr und dem weithin hörbaren Pusten der vielen Zugslokomotiven. Jetzt fahren nur noch einige leichte Lokalzüge über die alte Hauensteinlinie. Ob es sich aber lohnt, für diesen geringen Verkehr den alten, 2 1/2 Kilometer langen Hauensteintunnel weiter zu unterhalten, ist eine andere Frage.

Zu Hause grämte sich meine junge Frau über meine Abwesenheit und mein Kränkeln, dafür gab es aber ein freudiges Wiedersehen bei meiner Heimkehr. Mein Zustand hatte sich um nichts gebessert. Mein Leib schmerzte mich fortgesetzt durch Drücken, besonders wenn ich sass, als ob ich Fremdkörper oder Geschwüre darin gehabt hätte und die Speisen gingen meist unverbraucht ab. Es war besorgniserregend. Mein Aussehen war derart, dass mich meine Bekannten fragten, was ich habe. Als ich sah, dass weder Luftveränderung, noch Leibbinde, noch Hausmittel noch allerlei Diätversuche etwas halfen, gab ich, wenn auch mit Widerstreben, dem Drängen meiner Frau, einen Arzt zu konsultieren, nach und ging zu einem Spezialisten für Magen- und Darmkrankheiten. Diesem legte ich mich auf den Schragen und er untersuchte und befragte mich gründlich. Er äusserte sich über den Befund unbestimmt, verschrieb mir Medikamente und hiess mich die Leibbinde abziehen und wiederkommen. Nach einigen Besuchen, für die sich der Doktor gut honorieren liess, konstatierte ich eine Vermehrung der Schmerzen, also eine Verschlechterung meines Zustandes. Ich schrieb das dem Abziehen der Leibbinde zu, zumal ich längst die Meinung gehabt hatte, meine Krankheit rühre von Erkältung her. Da aber sowohl Familienangehörige als der Arzt die Ansicht kundgetan hatten, ich kleidete mich nur zu warm, war ich bis dahin nicht auf den Gedanken gekommen, dass noch wärmere Kleidung am Platze sei. Jetzt aber verzichtete ich auf den Arzt und auf das Hören auf Andere und folgte meinem Kopfe, nämlich meiner auf Grund sorgfältiger Beobachtung erhaltenen Ueberzeugung, dass unmöglich eine Ueberhitzung des Körpers, das heisst schädliche Folge haben könnten, wie etwa wenn man durch zu viel Feuer etwas verbrennt. Also legte ich nicht nur die Leibbinde wieder an, sondern ich liess extra gefütterte Gilets und besonders warme Röcke und Unterkleider machen; ferner behielt ich die Leibbinde auch nachts im Bette an, nachdem ich

bemerkt hatte, dass ich da oft abgedeckt und stark abgekühlt war. Nun nahm ich damit die Wärmebehandlung auf und setzte sie mit Ausdauer und Geduld fort. Meiner Frau, die nichts davon hielt und wieder zum Arzt riet weil mein Zustand lange nicht besserte, entgegnete ich, dass ein Leiden, das durch jahrelange ungünstige Verhältnisse langsam sich gebildet hat, begreiflicherweise nicht in wenigen Wochen beseitigt werden könne. Meine Zuversicht behilet Recht. Nach etwas mehr als zwei Monaten hörten die Schmerzen und Verdauungsstörungen auf und es wurde mir, einhergehend mit Gewichtszunahme, innerlich wieder leicht und wohl. War das ein Glück!

Die ganze Krankheit hatte lediglich in chronischer Erkältung, Entzündung und starker Verschleimung der Gedärme bestanden. Aber die Ursache, nämlich der schädliche Einfluss der Zugluft, der ich in meinem provisorischen Bureau ausgesetzt war und der ich bis zum Bau eines neuen Dienstgebäudes nicht entrinnen konnte hatte sich im Verlauf der Jahre so weit summiert und so tief gewirkt, dass mir eine starke Empfindlichkeit des Leibes gegen Erkältung von aussen bis jetzt - 10 Jahre später - geblieben ist und mich nicht mehr verlassen wird. Ich spüre jetzt, sofern ich mich nicht bewege, die geringste Zugluft und meide sie. Ich erkältete damals in der Hauptsache die linke Körperseite, mit der ich mich am Schreibtisch im Bureau notgedrungen nahe am Fenster befand. Nun kann ich nicht mehr 10 Minuten mit der linken Seite an einem geschlossenen Fenster sitzen, ohne Unbehagen zu empfinden. Ebenso unterträglich ist mir der Aufenthalt in

einem Zimmer, wo Zugluft herrscht. Sodann erkälte ich mich zur Winterszeit auch rasch in einem ungeheizten Arbeits- oder Schlafzimmer. Wie sehr ich in der eigenen Wohnung auf Vermeidung der Zugluft halte, geht aus folgendem hervor: Als mein zweites Töchterchen, Bethli, 2 1/2 jählig, auf Besuch bei Tante Emma in Füllinsdorf weilte, liess die Tante einmal das Türchen eines Nachttischchens offen, da sagte die Kleine gebieterisch: "Mach zu es zieht!"

Die geschilderte Empfindlichkeit kommt mir aber gar nicht als schlimm vor, denn sie ist ein feiner und sicherer Warner vor ungesunden Einflüssen, die ich ganz gerne meide. Nämlich draussen in der Bewegung ist mir durchaus wohl, ich kleide mich einfach nach dem Wetter und scheue dabei weder Regen noch Schnee noch grosse Kälte, die, leider zu wenige bekannte Lehre, es gäbe kein ungesundes Wetter, nur unpassende Kleidung, in der Hauptsache für richtig haltend.

Das lange Leiden, seine Beobachtung und Heilung haben mich gelehrt, dass die Verdauung im Körper nicht bloss theoretisch, sondern tatsächlich ein Verbrennungsprozess ist, der im warmgehaltenen Leib weit besser vor sich geht als im abgekühlten. Gar oft habe ich mich an der Erscheinung aufgehalten, dass in meinem Heimatdorf Muttenz seit meiner Jugend die meisten führenden Männer an Magen- und Darmkrebs zu früh gestorben sind, und lange hatte mich der Gedanke geängstigt, meinem Leiden liege diese schwere Krankheit zu Grunde, weshalb mir die Heilung als wahre Erlösung erschien.

Seit meinen Jünglingjahren sind in Muttenz an Krebs gestorben:

Karl Leupin - Hauser, Gemeindepräsident und Tierarzt
Joh. Iselin - Dietler, Gemeinderat, mein Vater
Ld. Wälterlin - Wirz, Gemeinderat, Landwirt
Jb. Hauser - Gisin, Gemeinderat, Landwirt
Rud. Aebi - Seiler, Gemeinderat und Landwirt
Nikl. Pfirter - Vogt, Gemeinderat und Landwirt
Fritz Schorr - Glinz, Gemeinderat und Landwirt
Samuael Jourdan - Schwob, Gemeinderat und Baumeister
George Pfirter - Hammel, Landrat
Dr. Hübscher, Ortsarzt
Emanuel Pfirter - Ramstein, Spezierer
Helfesrieder, Wirt zum Bären
Hch. Ehrsam - Iselin, Wirt
Georg Lavater - Wagner, Wirt z. Mühlehof
Ed. Fehrlar - Iselin, Schuhmacher
Karl Brodmann - Obrecht, Bahnbeamter
Ferd. Kasper, Maler,
Fritz Mesmer - Künzli, Landwirt
Hans Klaus - Wagner, Angestellter
und andere mehr.

Zunächst mass ich unseren verhältnismässig sauren Landwein die Schuld bei, die genannten Männer waren zum kleinsten Teil Trinker, was man darunter versteht, aber als Bewohner der Gemeinde, die im Baselbiet den grössten Weinbau hatte, tranken sie alle gern regelmässig ihre Schöpplein. Das war ganz recht in den jüngeren Jahren, so lang der über den Durst getrunkene Wein durch Bewegung und Arbeit wieder herausgeschafft wurde. Aber so gegen den fünfziger Jahren, mit dem Bequemwerden, wo zufolge sitzender oder sonst ruhiger Beschäftigung der Körper nicht mehr in Arbeit und dauernde Bewegung gestellt wurde und anderseits gesuchtermassen oder durch Aemter die Gelegenheit, beim Glase zu sitzen, sich noch vermehrten, musste notgedrungen eine Verwässerung, Durchsäuerung und Vergiftung der Lebenssäfte eintreten. Das regelmässige Trinken von Wein oder Bier über den Durst, namentlich von saurem Wein, bei ungenügender Bewegung und Arbeit, ist meines Erachtens die erste Ursache der unheimlichen, allgemein noch gar nicht ergründeten Krebskrankheit. Ich glaube aber, dass ein weiterer Fehler mitwirkt, nämlich ungenügendes Warmhalten des Leibes. Ich schliesse das daraus, dass in den wärmeren Ländern, wo doch auch viel Wein getrunken wird, der Magen- und Darmkrebs äusserst selten ist, und aus der einfachen Erwägung, dass ein warmgehalener Leib sein Aufgabe noch erfüllen kann, wo der erkältete eben versagt. Wer älter ist oder sonst nicht viel Bewegung hat, sollte sich hüten vor der dummen Abhärtungstheorie, das heisst vor Vernachlässigung der Körperwärme. Dieser Fehler in Verbindung mit dem Gewohnheitstrinken ist nach meinen Beobachtungen nicht allein die Ursache von Krebs- sondern auch der ebenfalls häufigen Nierenleiden. An der letzteren Krankheit sind meine beiden Schwäger Ernst und Albert Schaub, zwei baumstarke Männer und standfeste Weinverehrer, im Alter von 33 und 36 Jahren gestorben, ausserdem unter gleichen Umständen viele gute Bekannte zu Stadt und Land.

Am gefährlichsten ist der Wein; die Biertrinker werden

weniger rasch krank, als die Weintrinker. Ich für meinen Teil trinke Wein und Bier nur im Freundeskreise. Zum Essen daheim trinke ich gar nichts, es sei denn, wir haben einen Gast zu Tische. Schon als Jüngling hatte ich eine starke Abneigung dagegen, die Mahlzeiten regelmässig durch Zugiessen von Wein im Magen in eine saure Brühe zu verwandeln, ich fühlte instintiv heraus, dass eine derartige Ernährung auf die Dauer unmöglich den Körper gesund erhalten könne und mied sie. Oft wollte mich seinerzeit der Vater bei Tisch zu regelmässigem Mittrinken einladen, aber ich blieb bei dankendem Verzicht. Wer regelmässig zum Essen trinkt, fällt gerne noch in den Fehler, nach und nach weniger zu essen und mehr zu trinken und alle festen Bissen, statt sie sorgfältig zu kauen und mit Speichel zu durchmengen, einfach in einer für den Magen unbrauchbaren Weise hinunterzuspühlen. Mein Monistenkamerad Meesmann, ein älterer Herr, der in Amerika Arzt war, sagte, dass nach seiner Wahrnehmung die Schnellessen dem Krebs am meisten unterworfen seien. Jedenfalls ist das Schnellessen, das heisst das Hinunterschlucken nicht oder ungenügend gekauter Speisen eine Torheit, ein Fehler ohne Gleichen, der weitverbreitet ist. Namentlich bei Handwerkern ist es Uebung die langsamen Esser zu verspotten: "Wie einer frisst, so schafft er" heisst es da und es gibt noch genug Meister, die unter der Herrschaft dieses Spruches ihren Gesellen und Lehrlingen nie recht Zeit zum Essen lassen, als ob die Gesundheit nicht das Wichtigste und es zu verachten wäre, wenn einer die zur Erhaltung des Lebens notwendigen Speisen ruhig und auf natürliche Weise (kauend) einnimmt. Die Menschen sind verhältnismässig wenig zahlreich, die sich zu gutem Kauen der Speisen erzogen haben. Ich glaube aber, dass ein Schnellesser immer noch genügend gute Lebenssäfte aus den Speisen herausbringt und in der Regel vom Krebse verschont bleibt, wenn er nicht noch in die anderen, grösseren Fehler verfällt, regelmässig über den Durst zu trinken und die Körperwärme zu vernachlässigen.

Trotz den grossen Schäden, die der Wein, vornehmlich in der Männerwelt, anrichtet, gehöre ich doch auch zu seinen Verehrern. Es macht mich immer fröhlich und gut gelaunt. Wenn mir Uebles widerfährt und mich tiefe Misstimmung ergreift, so brauche ich mich nur in den Bekannten- oder Freundeskreis zu einigen Gläsern Wein zu begeben, dann bin ich bald innerlich befreit. Der Unmut glättet sich, ich werde guter Dinge und nachher sehe ich die Sache wieder anders an. Ist das nicht eine herrliche Arznei? Auch wenn ich geistig überarbeitet bin, leistet mir daheim ein Glas Wein zur Entspannung die besten und angenehmsten Dienste. Und sonst habe ich daneben dann und wann ein starkes Verlangen nach einem Glase Wein.

Trotz der Feindschaft der Abstinenten gegen den Wein ist diesem die Menschheit für die viele Freude, die er ihr spendet, zu grossem Danke verpflichtet. Es ist ein Glück, in ihm ein Mittel zu haben, um trübe Stimmungen zu verscheuchen, den Geist vor Widrigkeiten des Augenblicks, die oft das Gleichgewicht zu stören drohen, zu befreien oder denselben bei Uebermüdung aufzufrischen. Aber auch sonst sind in einem arbeitsreichen Leben ab und zu einige weinfrohe Stunden sicherlich kein schlechtes Intermezzo. In Bezug auf das Verhältnis zur Schwerarbeit ist schon zu sagen, dass der Alkohol nicht

eigentlich Kraft verleiht, aber Bier und Wein regen den müden Arbeiter besser zum Essen an, als irgend ein anderes Getränk und sorgen dafür, dass durch ihre gleichzeitige Anregung des Geistes die Arbeit nach dem Z'Nüni und Zobe wieder leichter und froher von Statten geht als vorher. Dann haben nach meinen Beobachtungen alle Menschen ein gewisses Rauschbedürfnis, aus dem natürlichen Verlangen, zuweilen über den Kampf, die Sorgen und Widrigkeiten des Daseins hinauszusehen und da hat gewiss niemand ein begründeteres als die Arbeiter, deren Lohn meistens kaum ausreicht, um von der Hand in den Mund zu leben, die kein Bessergehen vor sich sehen und nicht wissen, wo sie im Alter ihre karge Suppe essen sollen. Ihnen schafft der Wein mehr unmittelbare Freude, als alle Erfindungen zusammen. Ein Arbeiter, der sich beim Schöppllein be rauscht und erfreut, erscheint mir durchaus sympatisch und ich sehe zwischen ihm und einem gebildeten Manne, der sich im Konzert an Gesang und Musik berauscht, keinen grossen Unterschied: beide geniessen die Stunde und befinden sich nachher wieder auf der realen Erde, wo es eben meist anders tönt, als im Rauschlein oder im Lied.

Ich plädiere also nur für Mässigkeit im Genuß von Alkohol und nicht für Abstinenz. Ich finde es aber ganz recht, dass es Abstinenten gibt, sonst würde der Wein für die, die ihn zu schätzen und mit Vorteil zu geniessen wissen, nur noch teurer. Jetzt (Anfangs 1918) kostet der Liter in den Wirtschaften 2 Franken bis 2 Fr. 40 Rp. während er in meinen Jünglingsjahren nur 80 Rappen bis 1 Fr. 20 Rp. kostete.

Es drängt mich auch zu sagen, dass ich das zunehmende Verschwinden der Weinberge hierzulande und damit der edelsten Frucht die wir kennen, der Traube, aufs tiefste bedaure. Jahrhunderte lang hat der Boden unserer Weinberge die Rebe genährt und zum Fruchtbringen befähigt, aber jetzt ist diese da am Degenerieren und lohnt im Allgemeinen nicht mehr die Mühe ihrer Kultur. Jeden Frühling bringen die Reben zwar noch reichlich Samen, aber die Früchte sterben bis zum Herbst regelmässig krankheits halber in der Hauptsache ab. Der vielen vergeblichen Arbeit und Enttäuschungen müde, geben die Bauern weit herum, auch in der französischen Schweiz, den Rebbau nach und nach ganz auf. Alles in der Natur ist der Veränderung unterworfen, nichts bleibt gleich. Gewisse Obstsorten, die in meiner Jugendzeit noch herrlich gediehen, wollen jetzt einfach nicht mehr gedeihen, sie haben sich überlebt, wie man sagt, und da nützt alles doktern nichts. Der Rückgang der Rebe in unserer Gegend datiert seit meiner Kindheit. Aber damals war der Muttenser Rebbau in seinem Bestand, wie er von alterher war, noch intakt und es gab manchmal doch noch befriedigende Erträge, so dass das Herbstfest bei einigen Bauern bis zu 14 Tage dauerte. Wir selbst fuhren noch mit Wagen und grossen Bockten in den Herbst und konnten das freudigste aller Erntefeste mitmachen. Aber jetzt ist's aus damit; von den fünf Rebäckern existiert nur noch einer (die wir hatten) und der ist verkauft. Ungefähr der halbe Muttenser Rebbau ist verschwunden. Was noch steht, trägt nichts mehr ab. Unsere Kinder wissen nichts mehr von der grossen Freude des Herbstes und vom sattsamen Schnabulieren der süssen Traube. Ich kann unseren heimischen Rebbau oder die Oertlichkeiten anderer nicht begehen und sehen ohne mit tiefem Bedauern an diese Wandlung zu denken.

Eine Wiese an Stelle eines angestammten Weinbergs ist eine schmerzliche Veränderung.

In Beziehung auf die geschilderten Krankheiten muss ich sagen, dass auf Grund meiner Erfahrung und sorgfältigen Beobachtung für die Erhaltung eines gesunden Körpers die vier folgenden Gebote die wichtigsten sind:

1. Man pflege allgemein die Körperwärme, kleide sich bei kühlem und kaltem Wetter so gut, dass man sich wohl befindet und halte vor allem den Leib warm.

Ich halte zum Beispiel das vielgescholtene Corset (Schnürleib) der Frauen, wenn es mässig satt getragen wird, für ein vernünftigeres Kleidungsstück, als die Röcke der Männer, welche mit Rocksössen den Hinteren gut decken, dagegen vorne den empfindlichen Leib offen lassen.

Die allgemein verbreitete Lehre, man müsse den Körper an leichte Kleider gewöhnen und ihn damit abhärten, ist eine böse Irrlehre, die der Menschheit den grössten Schaden antut, indem sie den Aerzten und dem zu frühen Tod überreiche Ernte liefert. Leichte Kleider erzeugen bei kalter Witterung, besonders bei mangelnder Bewegung, Wärmeverluste im Körper und Störungen im Blutkreislauf, kurz, Erkältungen, die, wenn sie sich häufen den Körper schwächen und Krankheiten mannigfaltigster Art erzeugen, während warme Kleider und Betten dem Körper das Vollmass der Wärme und Kraft erhalten und ihn äusserst widerstandsfähig machen. Die Wärmekultur ist die erfolgreiche Abhärtungsmethode. Seit ich diese Erfahrung gemacht habe und ihr nachlebe bin ich zum Beispiel im Hochgebirge schon oft bis auf die Haut durchnässt worden und habe stundenlang in durchnässen Kleidern zugebracht, ohne nur eine Spur von Erkältung oder Schnupfen davonzutragen. Ich empfehle meinen Nachkommen die Anwendung der Wärmekultur dringend, insbesondere auch den lieben Kleinen gegenüber, deren Gesundheit und Gedeihen davon abhängen. Wenn trotz Sorgfalt Erkältungen eintreten, greife man zur Wärmebehandlung und vermehrter Kleidung oder in dringenden Fällen mit heissen Auflagen, Wärmeflaschen oder heissen Bädern.

2. Man halte die Lehre hoch: "Bewegung ist Leben." Sie ist besonders jetzt, im Zeitalter der Strassenbahnen, wo Viele ungehalten sind, wenn sie hundert Schritte gehen müssen, zur Beachtung zu empfehlen. Wer nicht durch Arbeit Körperbewegung hat, soll so oft als möglich lange Strecken zu Fuss gehen. Fast noch mehr als die Glieder haben die Verdauungsorgane die Bewegung zur Förderung des Blutkreislaufes nötig, weil der Kreislauf hier kompliziert und schwerfällig ist, das ist viel zu wenig bekannt. Nach meinen Wahrnehmungen wirkt hier sehr wohltuend mit Hacke und Spate die Gartenarbeit.

3. Man gewöhne sich an ruhiges Essen und gründliches Kauen der Speisen, das erhält gesundes Blut und die Beweglichkeit.

4. Man vermeide es, zu allen Mahlzeiten oder sonst regelmässig Wein oder Bier über den Durst zu trinken.

Nachdem am 24. Oktober der Basler Grosse Rat ohne Diskussion einen Kredit von 48'500 Franken zur Errichtung des von mir bean-

tragten Dienstgebäudes mit Dienstwohnung für mich (den Verwalter) auf dem Dreispitz bewilligt hatte, wurden anfangs 1908 die Vorbereitungen zum Bau getroffen. In Verständigung mit mir hatte der Kantonsbaumeister Leisinger die Pläne ausgfertigt und Herr Regierungsrat Speiser hätte dieselben in Beziehung auf das Aeussere des Gebäudes und die Zahl der Räume genemigt, jedoch zum Schaden für später die Dimensionen des Ganzen aus Sparsamkeitsgründen etwas beschnitten. Für meine junge Frau und mich war die Inangriffnahme des Gebäudes ein äusserst erfreuliches Ereignis, schon wegen meiner Gesundheit und dann auch wegen der nahen Aussicht, in einem gefälligen Einfamilienhaus unabhängig und unbelästigt von andern Leuten wohnen zu können. Eifrig und gründlich studierte ich mit Lina die Ausführungspläne um in Bezug auf die Einzelheiten etwa gewünschte Aenderungen vor definitiver Ausfertigung der Pläne noch nahmhaft machen zu können. Wir beschränkten in der Wohnung soviel als möglich die Zahl der Türen und Fenster um in dem alleinstehenden Hause einige windgeschützte Winkel und ordentlich Platz zum Aufstellen der Möbel zu erreichen; im Uebrigen gab es wenig zu ändern. Ich klebe vorn in diesem Buch die Photographie ein, welche das Ganze von Osten gesehen zeigt: Das Hauptgebäude mit den Verwaltungsräumen im Erdgeschoss und der Verwalterswohnung im ersten Stock, nebst Schlafräumen und Badzimmer im zweiten Stock; vorne in der Einfriedigung befindet sich das Häuschen zur öffentlichen Brückenwaage und im Hintergrund der Geschirr- und Materialschopf mit einer Werkstätte in der Mitte. Alles zusammen mit der Einfriedigung, welche noch den Garten in sich schliesst, kam auf rund 52'000 Franken zu stehen, Standort: Zuäusserst an der Dornacherstrasse, Südseite, mit anliegender prächtiger Wiese nach Süden und Osten. Damals war das der äusserste Teil der Dreispitzanlagen. Ich wählte diesen Platz draussen um später das Gebäude ungefähr in der Mitte der Anlage zu haben.

Die Maurerarbeiten wurden der Baufirma Gysin und Maisenhölder und die Zimmerarbeiten an Zimmermeister Banholzer vergeben. Mit den Grabarbeiten wurde anfangs März begonnen. Ich hatte den Wunsch ausgedrückt, auf 1. Oktober einzuziehen zu können, die Ausführung wurde darum beschleunigt. Das Werden des schönen Heimwesens unter meinen Augen schaffte mir viele Freude. Das Bauen ist sowieso etwas interessantes, hier aber interessierte mich alles, die Anordnung jedes Raumes, jeder Treppe, jeder Türe, jedes Fensters und selbstverständlich auch die Art der Ausstattung aller Teile. Es verging fast kein Tag, an dem ich nicht im Bau herumstieg, das Fortschreiten der Arbeiten besichtigte, mich in den Gebrauch der entstehenden Räume und Einrichtungen hineindachte und dabei mit der Bauleitung über Details zu befinden hatte. Schon gegen Ende Mai stand das Bureau- und Wohngebäude im Rohbau fertig unter Dach. Uebungsgemäss setzten da die Maurer und Zimmerleute ein verziertes Tannenbäumchen auf die Spitze des Gebäudes, welches folgendes zu sagen hatte: "Bauherr, jetzt wird Richtfest gefeiert und wir erwarten von Dir, dass Du einen Trunk bezahlst!" Namens der Verwaltung lud ich die Leute in die naheliegende Wirtschaft zum Dreispitz ein. liess Bier, Wurst und Kartoffelsalat geben, dankte ihnen in einer Ansprache (es waren Schweizer, Italiener, Oesterreicher und Deutsche) für die munter und gut geleistete Arbeit, beglückwünschte sie zu ihrem interessanten Beruf, wo an wechselnden Orten fortschreitend Neues und Schöpferisches geleistet wird

und sprach die Hoffnung aus, dass unser neues Verwaltungsgebäude eine Stätte glücklicher und fruchtbringender Arbeit werde. Bei Gegenrede, Deklamation und Handharmonikamusik verging der Abend auf fröhliche Weise.

Für Lina und mich verstrich die Zeit bis zur Vollendung und zum Bezug des Hauses nur zu langsam, wir zählten die Monate, Wochen und Tage. Gar oft kam Lina mit der einjährigen Hanny im Kinderwagen hinaus auf den Dreispitz. Wenn das Kind nur ein Stück Einfriedigung des Dreispitzes gewährte, so jubelte es schon Papa, Papa! Ende September konnten wir einziehen. Mittels eines grossen geschlossenen Möbelwagens, in dem alle unsere Fahrhabe Platz hatte, vollzogen wir den Umzug. In der alten Wohnung hatten wir zu wenig, in der neuen dagegen für unsere kleine Familie mehr als genug Raum. Für das Geschäft war die Dienstwohnung eine Notwendigkeit und mir eine grosse Erleichterung. Das viele Hin- und Herlaufen zwischen Wohnung und Dreispitz fiel nun weg, ich konnte mich den Geschäften und der Aussicht weit mehr widmen und hatte dabei doch mehr Ruhe als vorher. Freilich nahm später die Unruhe durch die starke Verkehrsvermehrung mit Inbetriebsetzung einer zweiten Rangierlokomotive und durch die grosse Ausdehnung der Anlagen wesentlich zu, aber am Anfang war es schön in der neuen Wohnung, namentlich auch weil die Aussicht noch nach dem ganzen Umkreis frei und ungehindert swar. Im Südwesten bildeten, schon beim Dreispitz aufsteigend, die grünen, teils bewaldeten Höhen des Bruderholzes den Horizont, anschliessend ging der Blick über das Ruchfeld nach Pfeffingen und dem Pfeffingerschloss, darüber hinweg an die hohe Winde (1207 m) und die näheren Juraberge, an das Schloss Dornach, an die Schartenfluh, nach Arlesheim, das oft in der Abendsonne gar lieblich herüberblickte, nach der Ruine Reichenstein, der Winterhalde, dem Sulz, Prattlerhorn und Wartenberg; ostwärts reichte der Blick bis an den Sonnenberg oberhalb Mairsprach, jenseits des Rheins an den Dinkelberg, nach St. Chrischona, Grenzach und nordwärts ins Wiesental und darüber hinaus bis an den badischen Bölchen und Blauen. Das war im Ganzen ein Rundblick, der mir bei schönem Wetter viel Genuss bereitete und auch heute noch im äusseren Anlagenteil die Aufsichts- und Arbeitsstunden verschönt.

Auf der Süd- und Ostseite des Hauses legte ich einen eingefriedigten Garten an, teils zur Zier, grösstenteils aber zum Bau von Gemüse, beeren und Obst, der mich fortan in meiner freien Zeit viel in Anspruch nahm, da ich alle Gartenarbeit selbst besorgte und noch besorge.

Nicht vergessen will ich schliesslich die Anschaffung eines vierbeinigen Wächters zu Haus und Hof, nämlich eines mittelgrossen, schwarzen Schäferhundes namens Nelly, den ich von Tierarzt Strub in Muttenz erwarb. Wir hatten ja wohl einen Nachtwächter, später sogar zwei, aber in Anbetracht der grossen Anlage die der Nachtwächter zu begehen hatte und der zahlreichen auf der Strasse aufgelesenen Leute, welche auf dem Dreispitz vornehmlich als Kohlen- Eisen- und Aushilfarbeiter beschäftigt waren, war ein guter Hund, der gewöhnlich zuverlässiger ist als Menschen es sind, zu Haus und Hof notwendig und für mich und meine Familie des nachts eine angenehme Beruhigung.

Nach Einzug in die Wohnung machte ich wieder einen Ferienaufenthalt bei Lehrer Blanc - Troillet in Commugny bei Coppet in der Waadt. Ich nahm das Velo mit und kam just zur Weinlese

an. Blanc befand sich in Coligny am jenseitigen Seeufer in der Nähe von Genf, wo er für einen Gutsherrn das Einbringen des Herbstes überwachte und über den Weinertrag an der Kelter Buch führte. Ich fuhr mit dem Velo hin und blieb dort einmal über Nacht. Erst andern Tags nach dem Genuss des schönen Gegend und weitgehender Gastfreundschaft in interessantem Kreise radelte ich wieder nach Commugny zurück. An einem andern Tag besuchte ich in seiner Wohnung in Genf (au Petit Lancy) Herrn von Leontieff, der mich einen ganzen Nachmittag zurückhielt. Wir machten zuerst einen traulichen Spaziergang und leisteten nachher seiner Frau beim Tee Gesellschaft, Einmal fuhr ich nach Fernex, dem ehemaligen Aufenthaltsort Voltaires. Gut erholt verliess ich nach 10-tägigem Aufenthalt die Waadt, an der ich seit meiner Welschlandzeit immer noch sehr hänge. Ich halte fortgesetzt eine zwei Mal in der Woche erscheinende Zeitung, La Petite Revue aus Lausanne, die mich über die Vorgänge im Waadtland auf dem Laufenden hält und mir die französische Sprache erhält.

In das Jahr 1908 fiel die brauchbare Lösung des ältesten und vielleicht bedeutungsvollsten Problems, welches die Menschheit kennt, nämlich das des Fliegens. Graf Zeppelin, ein württembergischer Reiteroffizier erfand in seinem 70. Altersjahr ein lenkbares Luftschiff. Bis dahin kannte man bloss den vom Winde getriebenen Luftballon, dessen Insassen aber auf gut Glück aufstiegen und fahren mussten, wohin der Wind sie trieb. Nun erfand Zeppelin ein Luftschiff, das er mittelst Automotoren (mit Benzin als Brennstoff) und daran gekuppelten Windflügeln mit ungeheuer schneller Umdrehung der letzteren in den Lüften bewegen und bliebig steuern konnte. Die ersten drei Luftschiffe, die Zeppelin gebaut und die riesige Summen verschlungen hatten, waren jeweilen bei den ersten Versuchen zu Grunde gegangen, weshalb Zeppelin von der Oeffentlichkeit belächelt worden war. Allein der unbeugsame Mann, der von daher bekannt war, dass er im deutsch-französischen Kriege anno 1870 als Offizier mit der ersten Reiterpatrouille in feindliches Land eingedrungen und allein lebend von diesem Patrouillenritt zurückgekehrt war, opferte sein ganzes Vermögen und baute das vierte Luftschiff, ein riesiges Ding mit zigarrenförmigem Gasballon aus Aluminiumgerüst und Seidenhülle von 135 Meter Länge und daran angehängten Kabinen für die Motoren, Führer und Passagiere, welches die Lösung in der Hauptsache glänzend brachte und mit welchem Zeppelin als einer der genialsten Erfinder vor der Welt stand. Nach einigen gelungenen Versuchen über dem Bodensee fuhr Zeppelin am 1. Juli unerwartet von seiner Baustelle Friedrichshafen aus mit diesem vierten Schiffe über Schaffhausen-Waldshut bis Luzern und ohne Landung zurück über Zug-Zürich-Winterthur-Frauenfeld. Die Ueberraschung und der Jubel der Bevölkerung, die das Luftschiff auf dieser ersten Fahrt sah, war unbeschreiblich.

Am vierten August darauf hatten wir das Glück, das Luftschiff zum ersten Mal über Basel zu sehen. Früh morgens um 9 Uhr kam Zeppelin damit auf dem Wege nach Mainz das Rheintal herunter geflogen. Es war ein prächtiger Sommermorgen, Ich er-

blickte das Schiff schon als es in der Lücke zwischen Dinkelberg und Sonnenberg über Rheinfeldern erschien. Geschwind telephonierte ich meiner Frau, die mit Hanny auf den Armen auf die Passerelle über dem Personenbahnhof eilte, ebenso telephonierte ich meinem Chef, Herrn Regierungsrat Speiser ins Rathaus. Majestätisch, aber immerhin mit der Geschwindigkeit des schnellsten Eisenbahnzuges (90 Kilometer in der Stunde) kam das weissglitzernde Fahrzeug in ungefähr 200 Meter Höhe dahergeflogen. Da vor uns flogen nun Menschen nach ihrem Belieben im Luftraum, womit vorläufig eine Art (Flugversuche mit Maschinen ohne Gasantrieb waren auch schon im Gange) das Problem des Fliegens, über das seit uralten Zeiten die gescheitesten Männer sich vergeblich die Köpfe zerbrochen hatten, gelöst war. Ein unbeschreibliches, überwältigendes Gefühl durchfuhr meinen Körper ob der Erhabenheit dieses Schauspiels. Jedermann, war es der Landmann auf dem Felde oder ein Denker in der Stadt, der das Luftschiff sah, hatte den Eindruck, etwas ganz grossartiges zu erleben und an der Schwelle einer neuen, allerwichtigsten Epoche der Menschheit zu stehen. Vom Jubel der Kinder will ich gar nicht reden, denn selbst die Erwachsenen waren vor Freude und Begeisterung ganz aus dem Häuschen. Wessen Knochen sonst zu alt waren, ein Treppe zu erklimmen, der hüpfte sozusagen wie ein Junger auf den höchsten Punkt seines Hauses um Zeppelin zu sehen.

Man sah, dass das Luftschiff dem Steuer leicht gehorchte. Zeppelin flog im Kreise um das Münster und machte über der Stadt beliebige Wendungen nach den Seiten, nach der Höhe und Tiefe. Dann flog er weiter talwärts über den Rhein. Ich verfolgte ihn auf unserem Neubau bis er in der Ferne im Dunst verschwunden war.

Es war Zeppelin von der deutschen Heeresverwaltung die Aufgabe gestellt, mit dem Luftschiff zu ihm beliebiger Zeit eine Fernfahrt vom Bodensee nach Mainz und zurück auszuführen. Für die Erfüllung dieser Bedingung war ihm die Abnahme des Luftschiffes und eine Entschädigung von zwei Millionen Mark für die Erfindung und bisherigen Verluste zugesagt.

Bei Goppenheim musste Zeppelin wegen einer Störung landen; er kam aber noch gleichen Tages nach Mainz und trat in der Nacht die Rückfahrt über Stuttgart nach Friedrichshafen an. Leider erreichte er diesen Ort nicht. Ein zweiter Defekt zwang ihn zu erneuter Landung, diesmal auf offenem Felde bei Echterdingen. Hier wurde der Ballon, während der Graf ins Städtchen gegangen war, von einem heftigen Sturmwind überfallen, aus der Verankerung gerissen und eine Strecke weit fortgetrieben, Dabei geriet er auf unabgeklärte Weise in Brand und war in einigen Sekunden vollständig zerstört.

Mit Tränen in den Augen stand nun Zeppelin neuerdings vor seinem vernichteten Werke. Mit ihm war sozusagen die ganze Welt in tiefer Bestürzung. Aber dieses niederschmetternde Missgeschick war für Zeppelin jetzt die Quelle der grössten Freude, denn sein Unglück schnitt dem Volke in die Seele und es wurden spontan in kürzester Zeit durch freiwillige Spenden in Deutschland allein nahezu 4 Millionen Mark gesammelt und Zeppelin in die Hand gegeben, damit er nun sorgenfrei neue Luftschiffe bauen und an seiner Erfindung fortarbeiten konnte. Wenn die Zeppelinschiffe nicht für das deutsche Militär bestimmt gewesen wären, so wären dem Grafen aus allen Ländern, namentlich aus der Schweiz, namhafte Beiträge zugeflossen. Besonders die Jugend war fast nicht

davon abzuhalten, etwas für ihren vergötterten Zeppelin zu geben.

Ein Jahr später war Zeppelin mit seinem neuen Luftschiff fertig, mit dem er zum Besuche des deutschen Kaisers nach Berlin fuhr. Die Fahrt gelang und es war ein Jubeltag für den Grafen, für Kaiser und Volk. Darauf kam Zeppelin ganz unerwartet wieder über Basel auf dem Wege nach Frankfurt a/Main. Die Freude der Bevölkerung war zufolge des Wachsens der Sympathie zu dem genialen Greise womöglich noch grösser als bei seinem ersten Besuch. In der damaligen Zeit war Zeppelin der populärste Mann der Welt.

Nachdem die nötigen Geleiseanlagen für den Rheinhafen an der Landesgrenze zu St. Johann im Anschluss an die von mir verwalteten Industriegeleise errichtet waren, wurde mit Regierungsbeschluss vom 3. Juni 1908 die Beaufsichtigung und später auch die Unterhaltung dieser Geleise, es handelte sich vorläufig um etwa 1500 Laufmeter, mir übertragen. Es lag mir dann auch ob, den Vertrag zwischen dem Regierungsrat und der Rheinhafenaktiengesellschaft betreffend die Benützung aller zwischen dem Hafen und dem St. Johannbahnhof befindlichen Eisenbahngeleise zu formulieren, welchem ich so gründlich nachkam, dass die komplizierten Verhältnisse sich nachher als wohlgeordnet erwiesen. Mit dem Jahr 1908 trat die Konzession der Rheinhafenaktiengesellschaft in Kraft und der Umschlag von Schiffsgütern betrug in diesem Jahr 15'500 Tonnen oder 1550 Eisenbahnladungen; 1909 stieg der Verkehr auf 40'800 Tonnen. Das karge Hafengeschäft war aber nicht nach dem Geschmack von Dr. Roth, er gab seine Stelle als Hafendirektor auf und an seine Stelle trat Hermann Beck, gewesener Angestellter eines Speditionsgeschäftes.

Schon zwei Jahre später - 1910 - wurde der Hafen erweitert, indem man die Schiffslandungsstelle am offenen Rhein von 300 auf ungefähr 600 Meter verlängerte und dementsprechend auch die Geleiseanlage ausbaute. Für die Besorgung der Schiffahrts- und Hafengeschäfte, so weit diese den Staat angingen, war eine sogenannte "Delegation für Rheinschiffahrt" eingesetzt, bestehend aus den Herren Altregierungsrat Reese, gewesenen Vorsteher des Baudepartements als Präsident, Kantonsingenieur Bringolf und Direktor Miescher vom Gas- und Wasserwerk. Anlässlich der Hafenerweiterung kam es zu Differenzen zwischen den Herren Bringolf und Reese einerseits und mir andererseits. Ich habe schon in Beziehung auf den Bau des neuen Rathauses in Basel erwähnt, dass dort die Bauorgane ganz eigenmächtig bestimmten und bauten, ohne dass sie ordentlich nach den gegenwärtigen und künftigen Bedürfnissen der Verwaltungen, die Unterkunft finden sollte, frugen und dass demzufolge dem schönen und kostspieligen Rathause nachdem es fertig war, die Hauptsache, nämlich der erforderliche Gebrauchswert fehlte. Gleich wurde hier verfahren. Auf Veranlassung der Delegation wurde die Hafenerweiterung budgetiert und von Herrn Bringolf ausgeführt, ohne dass mit den Betriebsorganen nämlich mit mir und dem Hafendirektor über die Sache ein einziges Wort gesprochen worden wäre. Nicht einmal einen Plan bekamen wir über das was gebaut werden wollte. Herr Bringolf baute die Geleise und Weichen wie am Anfang auf gut Glück und verrammelte die von Anbeginn zu kleine Geleiseanlage und deren Erweiterungsmöglichkeit auf der dem Ufer entgegengesetzten Seite mit einer Strassenanlage, handelte damit wie ein Kind, das nur an den Augenblick denkt, so dass die Strasse samt Zugehör kurze Zeit

nachher für weitere Geleise hergegeben, also wieder abgebrochen und verändert werden musste. Dann baute er in die Geleise mit einem Aufwand von 20'000 Franken eine für den Betrieb völlig wertlose und hinderliche Schiebebühne ein. Ferner verwickelte er durch eine geradezu widersinnige Zweckbenennung und Darstellung der Anlagen einen bedeutenden Betrag an Bundessubventionen. Andere Böcke, z.B. die Anbringung einer schrägen Uferwand, welche das Anlagen der Schiffe ganz bedeutend erschwerte, statt einer senkrechten, wiederholte der eigensinnige Mann einfach auf der Neuanlage. Schliesslich kümmerten Herrn Gringolf und die Delegation auch die Verwaltungsfragen nicht. Gemäss Konzession musste die Rheinhafen-Aktiengesellschaft nach Massgabe der Anlagekapitalien Pachtzins entrichten und der Staat als Verpächter wäre doch selbstverständlich verpflichtet gewesen, mit ihr zuvor über die beträchtliche Erweiterung der Pachtanlagen und Betriebsmittel sowie über die Erhöhung des Pachtzinses zu reden und eine Einigung zu erzielen. Kurz, die Art, wie hier gebaut wurde, war für einen denkenden Praktiker empörend. Mich gingen nur die Geleiseanlagen etwas an; über deren Erweiterung ohne Fühlungnahme mit mir reichte ich Herrn Regierungsrat Speiser im August 1910 eine entschloessene schriftliche Beschwerde ein.

Diese wurde von Herrn Altregierungsrat Reese dahin beantwortet, die Pläne und die zu deren Ausführung erforderlichen Kredite für die Erweiterung der Landungsstelle seien ordnungsgemäss vom Regierungsrat und vom grossen Rat genehmigt worden. Das Projekt sei ausserdem von der Bundesbahn in durchaus zustimmendem Sinne begutachtet worden und auf deren Rat hätte man eine bis zwei Schiebebühnen vorgesehen. Man habe angenommen, für die Bauarbeiten würden die Erfahrungen des Baudepartements und der Bundesbahnen genügen. Ich hätte offenbar mein Beschwerdeschreiben in einem Momente amtlichen Uebereifers verfasst und meine Aussetzungen seien, gelinde gesagt, recht unpassend.

Darauf replizierte ich: Die Tatsache bleibe unwiderlegt, dass die Bauorgane des Geschäft erweitert hätten, ohne jegliche Fühlung mit den verantwortlichen geschäftlichen Organen. So etwas wäre in privaten Betrieben ganz unmöglich. Da seien es stets die geschäftlichen Organe, welche erwägen und berechnen und dann den Bauorganen angeben, was soll gebaut werden. Das umgekehrte Verfahren hier, das heisst die Zumutung der Bauorgane, es gehe die Geleiseverwaltung und die Hafendirektion rein nichts an, was von ihnen gebaut würde, erscheine mir so unvorsichtiger, als die Hafengesellschaft aus erfahrenen Grossgeschäftsherren zusammengesetzt sei, die Bundesbahnverwaltung bezeichnete ich als einen unverantwortlichen Ratgeber, wies zudem deren bekannte Ungründlichkeit an Hand einiger Beispiele nach und legte überzeugend dar, dass die Bahn für uns nicht rechnet und dass wir selber wissen müssten, was wir brauchten. In Bezug auf den Rat der Bahn, Schiebebühnen einzubauen, schrieb ich, ich nähme als ganz sicher an, dass solche mit dem ersten Tag zum alten Eisen gelangten, wo der Hafenbetrieb von der Bahn übernommen würde. (Diese Prophezeiung ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Gerade jetzt, acht Jahre später, verhandelt der Kanton mit der Bundesbahn über die Uebername des Hafenbetriebes zu St. Johann durch die Bahn. Diese hat einen Vertragsentwurf ausgearbeitet und ich habe dazu die Bestimmungen eingeflochten, welche der Kanton braucht. Nun weigert sich die Bahn, die Schiebebühne als Pachtgegenstand zu übernehmen, was heissen will, wir sollten sie einsalzen.) Den Vorwurf des Uebereifers liess ich nicht gelten, sondern gründete meine

Beschwerde auf der Meinung, es sei jetzt punkto Rücksichtslosigkeit in baulicher Beziehung genug geschehen und richtig, normalen Geschäftsgepflogenheiten das Wort zu reden.

Herr Speiser überwies meine Replik dem Baudepartement, dessen Vorsteher, Regierungsrat Stöcklin, Bringolf mit gleichen Formalgründen wie Herr Reese deckte und nur noch schärfer betonte das Urteil der Bundesbahn über die Rangieranlage müsse genügen. Ich sagte darauf nicht mehr viel und mein Chef, Regierungsrat Speiser, sagte zu mir gar nichts. Aber die Delegation für die Rheinschiffahrt fasste den Entschluss, mich aus dem Hafen zu entfernen, damit meine Berichte an das Finanzdepartement aufhörten. Zu diesem Behufe formulierte sie eine Ergänzungsvereinbarung zwischen dem Regierungsrat und der Rheinhafengesellschaft, womit dieser die Neuanlagen übergeben wurden und in der nebenbei die im Hafengebiet befindlichen Geleiseanlagen von den Zufahrtgeleisen getrennt und auf versteckte Weise der Obhut des Finanzdepartements beziehungsweise meiner Verwaltung entzogen wurden. Herr Reese sagte uns zwischen den Zeilen: "Bis zum Hafen dürft ihr alles besorgen, da müsst ihr aber stehen bleiben, denn was wir im Hafengebiet selbst tun und wie wir da die Sache bewirtschaften, das geht Euch künftig nichts mehr an!" Alles war fein gesponnen. Hafendirektor Beck ging namens der Gesellschaft das Abkommen ein; er fand es nicht für tunlich, von ihm aus dagegen Opposition zu machen. Mir gegenüber sprach er sein Bedauern aus, dass mir nun meine tapfere Wahrung der staatlichen Interessen im Hafengebiet mit Abdankung aus dem Hafen gelohnt würde und schenkte mir zum Abschied eine gute Photographie des Hafens. Ich musste halber lachen über diesen Abschied. Sobald Herr Speiser den Vertragsentwurf zu Gesicht bekam, sandte er ihn mir zur Vernehmlassung zu. Aus den zugehörigen Akten las ich, dass der damalige Vorsteher des Departements des Innern, mein heutiger Chef, Regierungsrat Wullschleger, ebenfalls geneigt war, das Vorhaben der Delegation zu genehmigen. Ich sah daher den ungünstigen Ausgang für mich kommen. Aber ich wehrte mich doch so viel ich konnte dagegen, indem ich die Unzweckmässigkeit der Vertragsbestimmungen ausführlich dartat, die wahren Absichten der Gegner aufdeckte und zum Schlusse schrieb: "Soll nun hier der korrekte Teil dem unkorrekten weichen und, beim rechtschaffensten und wohlwollendsten Verhalten gegenüber dem Staat und der Hafengesellschaft, blamiert werden? Wir haben seinerzeit die vollständig vernachlässigte, in Unordnung und Verwirrung befindliche Verwaltung der Industriegeleise zu St. Johann dem Baudepartement unter Herr Reese abnehmen müssen. Jetzt schwebt uns da ein ähnliches Bild vor - Herr Reese will einseitig nach Belieben schalten und walten, und wenn die Unordnung gross ist, so geht er." Das war eine kühne Verteidigung, aber anders als kämpfend wollte ich nicht unterliegen.

Darauf las ich in der Zeitung, dass der Regierungsrat am 4. Februar folgenden Beschluss gefasst hatte: "Die Beaufsichtigung des Rheinhafenbetriebes wird auf Antrag des Departements des Innern dem Finanzdepartement überbunden, welches sie durch den Lagerplatzverwalter ausüben wird." Nicht allein liess man mir nun damit die Aufsicht über die Geleise und deren Verwaltung, sondern es wurde mir dazu ein Teil der bisherigen Funktionen der Schiffsdelegation, nämlich die Aufsicht über den ganzen Hafenbetrieb überbunden. Das war ein unvorhergesehener Sieg und ein Beispiel von der Festigkeit und Eignung von Herrn Speiser

als Regierungsmann. Er scheute nicht die Gährung und verschaffte dem Recht, dem es gebührte. Die Delegation für die Rheinschiffahrt hatte fortan noch die Förderung der Schiffahrt im allgemeinen, ferner die Angelegenheiten mit den Rhedern und mit den Schweizer-Behörden etc. zu besorgen. Dieser Ausgang veranlasste Altregierungsrat Reese als Präsident und Mitglied der Delegation zurückzutreten.

Aus diesem neuen Dienstzweig der Aufsicht über den Hafenbetrieb und als Zwischeninstanz zwischen der Regierung und der Rheinhafenaktiengesellschaft hinsichtlich der Bedürfnisse des Hafens erwuchsen mir nun zahlreiche und teils ziemlich schwierige Aufgaben, die an meine Voraussicht und Denkkraft oft hohe Anforderungen stellten. Zunächst musste ich einen Nachtragsvertrag mit der Hafengesellschaft ausarbeiten betr. Uebergabe neuer Anlagen, neuer Kranen, betr. Lagerplatz- und Geleisebetrieb und Erstellung von Bauten durch die Gesellschaft. Dazu kam die Ausarbeitung eines Gutachtens über die Einführung der deutschen Zollabfertigung auf Schweizer Gebiet im Hafen, ferner die Schaffung einer Telephon-Verbindung mit dem Brückenmeister der Schiffbrücke in Hünningen, zwecks leichterer Verständigung über den Verkehr der Schiffszüge auf der Strecke und Oeffnung der Brücke in Hünningen sowie der weiter talwärts liegenden Schiffbrücken.

Als regelmässige Aufgaben fielen mir zu die Verarbeitung und Veröffentlichung monatlicher Rapporte über den Schiffs- und Güterverkehr im Hafen, sodann die Sorge um den guten Gang des Betriebs, um den richtigen Unterhalt aller Anlagen und maschinellen Einrichtungen und um die erforderliche Tieflage des Flussbettes im Hafen. Ferner fiel mir zu die Buchführung über die staatlichen Inventarien und Anlagekapitalien, die Berichterstattung über alle zur Erörterung gelangenden Betriebsfragen, über Pachtzinsverhältnisse, Gebühren, Erweiterungsbauten etc und die Erstattung von Jahresberichten.

Diese mannigfaltigen Pflichten führten mich nun regelmässig vom Dreipitz aus mit der Strassenbahn an den Hafen. Damals bis jetzt dauerte der ordentliche Schiffsverkehr vom Mai bis August, also nur während der Sommersaison, wo durch die Schneeschmelze in den Alpen eine gewisse Beständigkeit und die notwendige Fülle des Fahrwassers gegeben ist.

Die Güterbeförderung auf dem Rhein stellt als neues Verkehrsmittel eine recht interessante Einrichtung dar. Die Schleppdampfer bringen bei jeder Fahrt 1-2 Güterkähne anher. Die Kähne sind bis zu 800 Tonnen, durchschnittlich etwa 450 Tonnen belastet. Sowohl die Anfahrt als die Abfahrt eines Schleppzuges ist sehenswert. Bei der Bergfahrt sind die Kähne hinter einander, bei der Talfahrt dagegen neben einander angeseilt. Zu Berg geht die Fahrt mit einer Geschwindigkeit von 6 und zu Tal mit einer solchen von etwa 20 Kilometer in der Stunde. Packend ist jeweils die Abfahrt jedes Schiffzuges hier, indem der Dampfer die Kähne in der Strömung anzieht, dann im Flusse den ganzen Zug wendet, so dass der Dampfer voraus kommt, welches ein Manöver ist, das in der Strömung bei der verhältnismässig knappen Flussbreite Augenmass erfordert und dem man immer mit Interesse zuschaut. Interessant ist selbstverständlich auch der Güterumschlag im Hafen, wozu hier mit Rücksicht auf die schräge, 14 Meter hohe Uferböschung die reinsten Ungetüme von Kranen nötig und vorhanden sind.

Die Hafengeschäfte bildeten aber fortan für mich der am wenigsten angenehme Teil meiner Berufspflichten. Ich bin zwar mit allen Hafendirektoren stets wohl ausgekommen, aber einen weniger erfahrenen und leichter zu beeinflussenden Kopf hätten sie als Aufsichtsorgan doch lieber gesehen. Gar nicht gern sahen mich im Hafen begreiflicherweise der Kantonsingenieur und die Schiffahrtsdelegation und eben so wenig Ingenieur Gelpke, der Hauptpropagandist für die Schiffahrtssache in Basel, gegen dessen krankhafte Unruhe und voreiligen Begehren um Anlageerweiterungen ich wiederholt Stellung zu nehmen gezwungen war. Meine ordnende Tätigkeit im Hafen war für den Staat, dem ich nicht anders als gewissenhaft dienen konnte, von grossem Nutzen, den aber nach dem baldigen Rücktritt von Herrn Speiser so wie wie niemand mehr erkannte bzw. schätzte. Ungünstig und hemmend auf den Geschäftsgang wirkte dann fortgesetzt die Unrentabilität des Hafenbetriebs. Die Hafengesellschaft verlor jedes Jahr Geld, obwohl die ihr auferlegten Lasten ausserordentlich gering waren. Schuld daran waren die kurzen Schiffahrtperioden, das heisst die mangelnde Kontinuität des Betriebs, die ungünstige Situation des Hafens, allzu schwerfälliger Kranbetrieb, mehrmaliger Wechsel im Personal und in der Hafenleitung, primitive Arbeitsmethoden und ferner der Umstand, dass die Hafetriebe am Rhein überhaupt nirgends rentabel sind. Bis heute -1918- war die Beteiligung Basels am Rheinfrachtverkehr erstaunlich gering, und das Wenige, namentlich der Kohlenverkehr des Gaswerks, war meistens künstlich zugezogen. Trotzdem stehen hier die Schiffahrtprobleme im Vordergrund und werden mit Hochdruck betrieben. Meist Politiker oder Solche, die im öffentlichen Leben vorwärts kommen wollen, kurz Leute, die der Schiffahrt kein Pfund zu spendieren geben, haben sich der Sache bemächtigt und bringen im Verein mit Gelpke so viel Geräusch und Unruhe hinein, dass es mich, der ich das Geschäft von Anfang an und am nächsten betrachtet und dabei die Ueberzeugung gewonnen habe, dass eine ganz ruhige und besonnene, auf der Erfahrung aufbauende Entwicklung das einzig Richtige wäre, geradezu anwidert. Im jetzigen Hafen St. Johann hatten wir noch kein einziges Vollbetriebsjahr. Wir hatten also für einen Hafen noch nie genügend Verkehr. Trotzdem schweben in und bei Basel drei weitere Hafenprojekte: Kleinhüningen, Birsfelden und Au bei Muttenz. In Hünigen soll die Stadt Basel bauen, in Birsfelden die Bundesbahn und in der Au der Kanton Baselland. Das laienmässige Vorgehen der Basler Schiffahrtsfreunde speziell in Kleinhüningen gefällt mir schlecht, aber es ist heute eine Zeit, wo es grösstes Missfallen erregen würde, wenn man mahnte, man solle beim Fundament und nicht beim Dach des Baues beginnen. Die Zeit wird indessen da wohl auch in das Schiffahrtsgeschäft nach und nach Klarheit und mehr Besonnenheit bringen. Vielleicht später darüber mehr. Bei meinen Privatpapieren befinden sich einige Blätter über meine Stellungnahmen in Hafensachen.

Im Mai 1910 unternahm ich durch eine ausführliche Eingabe an das Finanzdepartement ernstens Willens den Versuch, das Dreispitzunternehmen auf einen gemeinnützigen Boden zu stellen und entwicklungsfähiger zu machen, indem ich Herabsetzung des jährlichen Mietzinses für die Plätze von 2 Fr. auf 1 Fr. 50 für den Quadratmeter, sowie vertragliche Ueberlassung des benötigten Geländes auf eine Dauer von wenigstens dreissig Jahren vorschlug.

Der bisherige Zinssatz von 2 Fr. pro Quadratmeter und Jahr brachte erfreuliche Erträge ein, aber er war zu hoch, zumal das Dreispitzunternehmen durch grosse Lagerplatzeinrichtungen der Badischen Bahn am Badischen Bahnhof und der Schweizer Bundesbahnen am St. Johannbahnhof konkurrenziert war. Ich hielt es für richtig, die Ansiedelung bei uns durch Ermässigung des Zinses zu erleichtern; ausserdem trachtete ich darnach, Niederlassungen auf lange Dauer mit soliden Bauten und dazu auch gewerbliche Betriebe auf dem Dreispitz zu ermöglichen. Das Land war uns zunächst nur auf 15 Jahre, nämlich bis Ende 1915 vertraglich zugesichert. Bei einer mündlichen Lagebesprechung meiner Eingabe sagte ich zu Herrn Speiser: Ich glaube, wir müssen wie der Säemann, nicht nur an die Ernte, sondern auch an die Saat denken." dann fuhr ich mit Wärme fort: "wenn Sie mir einen mässigen Zins und eine lange Pachtdauer verschaffen, so mache ich Ihnen aus dem Dreispitz ein grosses Verkehrsunternehmen!"

Sowohl in den Zinsverhältnissen als in der Dauer der Pacht waren wir abhängig von der Christoph Merianschen Stiftung., in deren Verfügung das uns zum Betrieb überlassene Gelände gegeben war.

Ein Wohltäter, Christoph Merian-Burckhardt (1800 - 1858) hatte der Stadt Basel bei seinem Tode Geld und Landgüter im damaligen Werte von ungefähr 12 Millionen Franken vermacht, mit der Bestimmung, dieses Vermögen für sich bestehen bleiben und durch eine besondere Kommission unter der Aufsicht des Stadtrates vom übrigen städtischen Vermögen getrennt verwalten zu lassen, und die Erträge davon zu Nutz und Frommen der Vaterstadt zu verwenden. In Bezug auf die Landgüter hatte Chr. Merian in seinem Testament bestimmt: "Die Güter sollen wegen der Sicherheit, die sie als Anlage gewähren, beibehalten und nie verkauft werden.

Nun hatten wir den Dreispitzbetrieb ganz auf Merianschem Stiftungslande eingerichtet. Unsere Anlagen umfassten bereits mehr als 90'000 Quadratmeter. Neben der Verlängerung der Pachtdauer und Ermässigung des Pachtzinses beantragte ich jetzt, die Meriansche Stiftung solle alles weitere Land zwischen Münchensteiner- und Reinacherstrasse bis zu den ersten Häusern auf dem Ruchfeld im Banne Münchenstein im Ausmasse von ungefähr 185'000 Quadratmeter unserem Unternehmen zur Verfügung halten.

Herr Speiser nahm meine Vorschläge in zustimmendem Sinne auf und gab sie an die Kommission der Chr. Mer. Stifteung zur Annahme weiter. Allein diese lehnte sie in der Hauptsache ab, vor allem wollte sie von einer Pachtzinsreduktion, die uns ermöglicht hätte unsere Plätze mit Geleiseanschluss billiger abzugeben, nichts wissen, sodann wollte sie uns den Grundstock des besetzten Dreispitzareals nur noch auf 10 Jahre überlassen und liess durchblicken, dass sie sich mit dem Gedanken trage, uns dieses Areal seinerzeit zu entziehen und es zu verkaufen. Zufolge Rechtsgutachtens zweier hervorragender Juristen über das Testament Merians war es nämlich grundsätzlich als zulässig erklärt worden, bei Vorhandenseins zwingender Gründe Stiftungsland zu verkaufen und solches durch Landkäufe in oder ausserhalb der Stadt zu ersetzen.

Die begehrte umfangreiche Reservation des Geländes bis zum Ruchfeld sagte die Stiftung uns zu, jedoch mit zu hohem Zins und auf zu kurze Frist und ausserdem mit der starken Beeinträchtigung, dass sie uns davon den bestgelegenen Landabschnitt längs der Münchensteinerstrasse mit der Absicht vorenthielt, ihn zu verkaufen. Die Stiftung verhandelte sogar bereits schon ernstlich mit dem Schwiegersohn ihres Kommissionspräsidenten E. Müry über den Verkauf eines Grundstückes hievon im Banne Münchenstein, das zu dem Komplex gehörte, den ich für den Dreispitz als nötig erklärt und für die Zukunft angesprochen hatte.

Ich wendete mich nun vor allem gegen die Verkaufsgelüste der Stiftung und gegen kurzfristige Pachtverträge, die der Entwicklung unseres Unternehmens sehr hinderlich waren, indem ich an Regierungsrat Speiser am 3. September 1910 folgendes schrieb:

"Wir haben der Antwort der Chr. Merianschen Stiftung, speziell dem Begehren, wir sollten ihr den Hauptteil des Dreispitzgebietes (das Gelände zwischen Münchensteiner= Reinacher= und Dornacherstrasse) 5 Jahre nach Ablauf des alten Vertrages, das heisst von jetzt in 10 Jahren zurückgeben, damit sie es verkaufen könne, noch näher nachgedacht und finden dieses Verlangen derart wenig den Umständen angepasst, dass wir nicht umhin können, Sie dringend zu bitten, darauf nicht einzugehen sondern, wenn das möglich ist, darauf zu dringen, dass der Testamentswille von Chr. Merian, dass das Land nicht veräussert werden darf, hier noch längere, jetzt noch nicht begrenzte Zeit Geltung behält.

Wenn irgendwo auf glückliche Weise für die Stiftung und für die Allgemeinheit der Wille des Testators kann respektiert werden, so ist es hier durch die diesseitige Unternehmung. Aus keinem Gelände des Stiftungsgebietes erzielt die Stiftung nur annähernd die Erträgnisse, wie aus dem uns überlassenen Teil. Zwischen dem Dreispitz und der Thiersteinerallee und auch anderswo in Basel sind noch grosse private Gelände mir wesentlich grösserem Verkehrswert, als das Dreispitzgebiet hat, frei, von denen die Eigentümer seit Langem sozusagen gar keinen Ertrag haben. Diesen gegenüber steht die Meriansche Stiftung mit dem Dreispitzgebiet, aus dem sie, ohne des Wertzuwachses verlustig zu gehen, bis Ende dieses Jahres, das heisst für die ersten zehn Jahre 440'000 Franken zieht, geradezu glänzend da. Da dürfte es schwer halten, von der Notwendigkeit, dieses erträgliche Land so rasch als möglich zu verkaufen, zu überzeugen.

Mit der Zumutung, in 10 Jahren unsere Hauptanlage zu dislozieren, den betreffenden Mietern schwere Geldopfer für Umzüge aufzuerlegen und vier Geleiseanschlüsse abzuschneiden, kommt die Stiftung viel zu früh. Das ginge gegen die Aufrichtigkeit, abgesehen davon, dass die Wirtschaftlichkeit unserer eigenen Unternehmung durch frühe Preisgabe bedeutender Anlagewerte und Uebernahme neuer enormer Baukosten in Frage gestellt würde. Wir beantragen Ihnen daher, auf eine Begrenzung der Vertragsdauer zur Zeit nicht einzutreten.

Regierungsrat Speiser drängte darauf, die Stiftung zunächst zu einer Zusage betreffend Reduktion des Pachtzinses, die er, wenn auch nicht in dem begehrten Umfange schliesslich erhielt und erwirkte am 29. Oktober 1910 einen Regierungsbeschluss, womit der Mietzins für die Materiallagerplätze auf dem Dreispitz meinem Antrage gemäss von 2 Fr. auf 1 1/2 Fr pro Quadratmeter ermässigt wurde. Darauf wurde die Erörterung über die Pachtdauer

und über das Verfahren der Stiftung, Land im Anschluss mit unseren Geleisen zu verkaufen, fortgesetzt. Mit einer Eingabe vom 14. Januar 1911 sprach ich mich eventuell für die Zulassung von Landverkauf aus, nämlich für den Fall, dass die Regierung (die in Basel gleichbedeutend ist mit Stadtverwaltung) sich dazu entschlo,ss, das hisherige kurze Pachtverhältnis für das Dreispitzunternehmen mit der Stiftung beizubehalten, weil dabei nur durch gleichzeitigen Verkauf von Land solide privatgeschäftliche Bauten bei uns möglich waren. Definitiv und entschieden sprach ich mich aus Gründen des Betriebs und der Verwaltung sowie mit Rücksicht auf die baulichen Verhältnisse unsere Anlagen gegen den Verkauf von Stücken aus dem zusammenhängenden Landkomplex auf dem Dreispitz aus und forderte um der Klarheit willen und besonders behufs Ermöglichung der Niederlassung von sesshaften Geschäften und Betrieben die Uebergabe des Landes auf eine feste Dauer von 60 Jahren.

Mit meinen Bestrebungen, den Dreispitz zu einem ausgedehnten und gemeinnützigen Unternehmen auszubauen, fand ich nicht allein bei Regierungsrat Speiser Unterstützung, sondern auch beim damaligen Vorsteher des Justizdepartements, Regierungsrat C. Chr. Burckhardt-Schatzmann. Dieser sagte anfangs Mai 1911 in einer öffentlichen Versammlung bei Besprechung wirtschaftlicher Fragen unter anderem folgendes: "wir müssen vor allem danach trachten, unserer Stadt neue Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen und dadurch neues Steuervermögen zu erzeugen, Dabei erfreuen wir uns nicht immer der nötigen Unterstützung bei den Instanzen, auf die wir angewiesen sind, bei den Bundesbahnen und bei der Bürgergemeinde Basel, Die Letztere und die ihr unterstehenden Stiftungen verfolgen leider die Politik, ihren grossen Grundbesitz im Kanton aufzugeben, und weigern sich in allzu fiskalischer und kurzsichtiger Weise, ihn öffentlichen Zwecken dienstbar zu machen. So wird zum Beispiel das Land, das für die Erweiterung der Materiallagerplätze am Dreispitz nötig wäre, im Preise überaus hoch gehalten, während man die Ansiedelung von Industrien auf dem Stiftungsland im Baselbiet begünstigt. Angesichts dieser fiskalischen Augenblickspolitik der Bürgergemeinde ist zu befürchten, dass sich ihr Verhältnis zum Staat schwierig gestalten wird."

Diese Aeusserung dieses hervorragenden Regierungsmitgliedes machte Aufsehen und führte zu Interpellationen im Bürgerrat und im Grossen Rat über das Verhalten der Merianschen Stiftung. In der Sitzung des Grossen Rates von 11. Mai 1911 beantwortete Regierungsrat Speiser die dortige Interpellation wie folgt:

"Vor zehn Jahren ist über das Dreispitzareal ein Vertrag zwischen der Regierung und der Merianschen Stiftung auf 15 Jahre geschlossen worden, der einen Pachtzins von 50 Rappen, eventuell bei guter Rendite 80 Rappen vorsah. Nach diesem Vertrag erhielt die Stiftung für cirka 9 Hektaren Land jährlich 40'000-50'000 Fr. Letztes Jahr sogar 52'000 Fr. Pachtzins, während ihr der übrige Grundbesitz von ein paar hunder Hektaren nur 25'000 Fr. einträgt. Das Geschäft ist also für die Stiftung vorteilhaft. Nun nötigt die Konkurrenz der Bundesbahnplätze am St. Johannbahnhof und der Badischen Lagerplätze, wo viel weniger verlangt wird, die Regierung, auf eine Herabsetzung des Zinses von 2 Fr. bedacht zu sein, den sie von den Mitern verlangt. Um eine solche Herabsetzung ermöglichen und das Dreispitzunternehmen richtig entwickeln zu können, gelangte die Regierung an die Stiftung mit dem Ersuchen den Pachtzins auf 30 Rappen herabzusetzen und die Pachtzeit zu verlängern. Beides wurde von der Stiftung in der Hauptsache zunächst abgelehnt und der Regierung ein Plan unterbreitet, den der Redner dem grossen Rat vorlegt. Er sieht einen für industrielle Etablissements berechneten Streifen auf Basellandschaftlichem Gebiet vor und ein Industriegeleise im Anschluss an das staatliche Verbindungsgeleise, das also dazu dienen würde, das Dreispitzunternehmen zu konkurrenzieren. Dem Präsidenten der Stiftung wurde vom Sprechenden gesagt, dass darauf die Regierung nicht eingehen könne. Schliesslich gelang es dann doch, die Stiftung zu etwas günstigeren Bedingungen zu veranlassen: Für das innere Land blieb es zwar beim Pachtzins von 50 Rappen, für das äussere aber wurden 30 Rappen per Quadratmeter zugestanden und die Pacht-dauer verlängert.

Als Ansicht der Regierung fügt der Redner die Bemerkung bei, dass dieser das Verhalten der Stiftung nicht ganz richtig scheint. Die Kommission der Stiftung fasst deren Aufgabe etwas zwischenwirtschaftlich= kapitalistisch auf und denkt etwas zu wenig an den grossartigen Gedanken, der ihr zugrunde liegt. Natürlich muss sie ihre Wertpapiere so erhalten, dass der Ertrag möglichst gross wird, aber der Grundbesitz der Stiftung ist heute nicht mehr eine blossе Kapitalanlage, sondern ist zu eine Waffe in der öffentlichen Wirtschaftspolitik geworden, die gut oder nicht gut oder gar nicht benützt werden kann. In Basel ist realiv mehr Land in öffentlichem Besitz als in irgend einem anderen Gemeinwesen. Das ist ein Vorzug, der aber je nachdem auch zu einem Element der Schwächung werden kann. Wenn wir diesen Besitz, der laut Testament bekanntlich nicht verkauft werden darf, rein privatwirtschaftlich ausnützen, so reduzieren wir das verkehrsfähige Land ungemein und müssen uns über die ungeheuern Preise des Privatlandes nicht wundern. Wir wollen aber den Besitz der lebenden und nicht der toten Hand, Besitz, der wirkt und schafft zu Gunsten von Handel und Industrie. Das scheint nun aber nicht die Ansicht der Kommission zu sein. Im Testament Christoph Merians war nicht der Hauptzweck, einen hohen Zinsertrag für die städtischen Armenanstalten zu sichern. Ihre Interessen dürfen gewiss nicht ignoriert werden, aber andere Bedürfnisse, wie die von Verkehr und Industrie, sind auch zu berücksichtigen. Der Testator hat in grosszügiger Weise auf Detailbestimmungen verzichtet, weil er den Hauptzweck "Nutze und Frommen unserer Vaterstadt" nicht beengen wollte. Dieser Hauptzweck muss im Vordergrund bleiben und muss, da eine Diver-

genz der Anschauungen zwischen Regierung und Kommission besteht, unter Umständen durch eine etwas andere Organisation gesichert werden."

Regierungsrat C. Chr. Burckhardt fügte bei: "Ich Verweise auf den vorgelegten Plan, der deutlich ein grosse Industrieanlage auf basellandschaftlichem Boden zeigt, deren Bauherrn ich nicht nennen will. Wenn die Meriansche Stiftung versucht, ihren hiesigen Landbesitz zu veräussern und dafür den Landbesitz in Baselland zu vergrössern, so stützt sie sich allerdings auf die Gutachten zweier hervorragender Rechtsgelehrter. Ich bin aber der Meinung, dass damit der Stiftungszweck nicht gewahrt wird."

Durch diese Stellungnahme der angesehensten Mitglieder der Regierung waren die Verkaufsgelüste der Stiftung bezüglich des uns verpachteten und weiter nötigen Landes einstweilen abgetan. Im folgenden Jahre gewährte uns dann die Stiftung für das zur Erweiterung benötigte Gelände eine Pachtdauer von 40 Jahren. Damit war ich einstweilen befriedigt und in die Lage versetzt, Vertrauen in den Bestand des Dreispitzunternehmens zu erwecken und jeglichen Betrieb, der des Geleiseanschlusses bedürftig war, bei uns eine sichere Stätte zu bereiten.

Im Jahr 1911 bot endlich die Bundesbahnverwaltung die Hand zur Beseitigung der zahlreichen zwischen ihr und mir teils seit Betriebseröffnung und teils seit später über den Dreispitzbetrieb bestandene Differenzen. Kreisdirektor Frey war plötzlich gestorben und durch Baldinger aus der Ostschweiz ersetzt worden, ebenso war ein neuer Betriebschef namens Balmer in den Bahnkreis Basel gekommen. Nun war es namentlich Balmer, der aus dem Kreis Lausanne stammte, wo man nicht entfernt so bürokratisch war, wie bei der Betriebsleitung des aus der ehemaligen Centralbahn entstandenen Kreises Basel, der, als er sah, dass sich über meine Stellungnahmen wohl reden liess, die Sache an die Hand nahm und nach dem Dreispitz kam um mit mir eine vertragliche Regelung der verschiedenen Punkte zu entwerfen.

In dieser Besprechung mit dem in Betriebsdingen in alle Einzelheiten hinein erfahrenen Betriebschef Balmer zeigte es sich, dass zwischen seiner Auffassung der Gegenstände und der meinigen so wie keine Differenzen bestanden; Wir waren darum bald einig und Balmer versprach, unseren gemeinschaftlichen Entwurf zu einem Nachtragsübereinkommen zwischen Kanton und Bahn seinem Vorgesetzten, Betriebsdirektor Baldinger, in empfehlenden Sinne zu unterbreiten. Darauf fand nach vorausgegangenem mehrmaligem Schriftwechsel am 10. Juli 1911 im Sitzungssaal des Bahnhofes zwischen den Herren Kreisdirektor Baldinger Betriebschef Balmer und Bahnhofvorstand Reinhard einerseits und Regierungsrat Speiser, Sekretär Dr. Grüniger und mir anderseits eine Konferenz zur Bereinigung der Angelegenheiten statt. Hier hatte ich dann unerwarteterweise gegenüber den Herren Baldinger und Reinhard wieder den schwersten Stand; gegenüber dem ersten wegen seiner ängstlichen Bedächtigkeit und dem zweiten wegen seiner Lust, überhaupt Anstände zu machen und meiner Initiative entgegen zu sein. Immerhin überwand ich in hartem Ringen in allen wichtigen Dingen die Widerstände und Irrtümer grösstenteils schon bei dieser Konferenz und andernteils in nachfolgendem Korrespondenzwechsel, so dass es zu der gewünschten Vereinbarung kam, die über folgende Punkte handelte:

1. Sofortige Auslieferung der im Bahnhof ankommenden Wagenladungsgüter an den Dreispitz gegen Garantie der Dreispitzverwaltung für die auf den Sendungen haftenden Fracht- und Nachnahmebeträge.
2. Auslieferungsverfahren.
3. Geänderte Zeitlage der Züge zwischen Wolfbahnhof und Dreispitz, Verwendung stärkerer Lokomotiven behufs Minderung der Zahl der Züge, Rangierordnung.
4. Gelegenheit, Wagen erst nach Ankunft im Bahnhof nach dem Dreispitz zu bestimmen und Wagenfristberechnung in diesen Fällen.
5. Zollbehandlung.
6. Berechnung der Wagenstandgelder für Sonntage.
7. Wiederbeladung inn- und ausländischer Wagen.
8. Fristberechnung bei gleichzeitigem Eintreffen einer grösseren Anzahl von Wagen für einen und denselben Empfänger.
9. Behandlung des Verkehrs von Firmen, die nicht Platzmieter sind, sondern auf eigenem Grund und Boden Anschlüsse an die Dreispitzgeleise errichtet haben.
10. Zustellung von Wagen an Empfänger, die weder Mieter noch Geleiseanschliesser sind.
11. Verpflichtung der Bahn, alle Güter ohne Ausnahmen nach und von dem Dreispitz gratis zu überführen gegen Rücksichtnahme der Dreispitzverwaltung auf die Lagerhäuser der Bundesbahn insofern, als sie auf dem Dreispitz nur solche Firmen zulässt, die lediglich Güter für sich und nicht allgemein für Andere lagern.
12. Behandlung der bahnseitigen Forderungen für Wagenstandgelder und Wagenbeschädigungen etc.
13. Anerkennung der von der Dreispitzverwaltung vorgenommenen Wägungen auf ihren Brückenwaagen und Beurkundung der Gewichtsbeurkunden auf den Frachtbriefen.
14. Transport von Stückgütern (kleinen Gewichten) zwischen den Güterhallen und Güterböden des Bahnhofes und dem Dreispitz.

Ich sehe davon ab, die Summe von Arbeit, Geduld und Festigkeit darzustellen, die ich jahrelang, ja teilweise seit einem Jahrzehnt auf die Aufrechterhaltung und Erfüllung der bezüglichen Postulate und damit auf das endliche Zustandekommen eines brauchbaren und gründlichen Betriebsvertrages verwendet hatte. Ganz besonders hatte ich mich um die neue Zugslage und Rangierordnung, ferner um die Verpflichtung der Bahn zur Güterüberfuhr aller Wagenladungsgüter und um die Ueberführung der Stückgüter bemüht. Mit all dem war es punkto Erleichterung des Betriebs und Berücksichtigung des besonderen Bedürfnisse nun um einen sehr erfreulichen Schritt vorwärts gegangen.

In derselben Zeitperiode ergriff ich die Initiative zu einer weiteren förderlichen, ja vorbildlichen Einrichtung, nämlich zur hypothekarischen Belehnung von guten Bauten auf unseren Mietplätzen durch uns, das heisst durch Verbindung mit der Kantonalbank. Das war etwas Neues. Bis jetzt kannte man allgemein nur die Belehnung und Verpfändung von auf eigenem Grund und Boden errichteten Bauten. Hier war aber der Bauende nur Mieter des Grundstückes und wir, die Vermieter, waren selber nicht Eigentümer, sondern bloss Pächter. Ich bezweckte mit meinem Vorschlägen eine Erleichterung der Niederlassung bei uns sowie eine Verbesserung der Bauten. Wenn die Platzliebhaber damals auch nicht davon sprachen, so war es mir doch offenbar, dass es manchem nicht möglich war, zu uns zu kommen, so lange wir auf Bauten keine Darlehen gaben, somit die Bauenden genötigt waren, bei uns zu viel bares Geld in ihren Bauten festzulegen. Dann existierte dabei der begreifliche Hang, billig und vielfach Barakenmässig zu bauen, worunter das Ansehen der Anlagen litt.

Auf meine erst schriftliche Anregung vom 9. August 1912 erhielt ich vom Finanzdepartement keinerlei Bescheid. Mit einer zweiten, eindringlicheren Eingabe vom 10. Juli 1913 erreichte ich, dass Herr Speiser das Postulat der Basler Kantonalbank zur Begutachtung übergab. Die Baubehörde beschloss, an der Lösung des Problems und Durchführung der Belehnung mitzuwirken, sie schrieb dazu an das Finanzdepartement:

• "Massgebend ist der Gedanke, dass unser Institut zur Förderung von Industrie und Handel auf dem hiesigen Kantonsgebiet beitragen soll und dass daher auch gegenüber dieser neuen Form der Darlehensgewährung eine ablehnende Haltung nicht gerechtfertigt wäre.

Nicht so bestimmt lässt sich die Frage beantworten, wie diese Darlehen sicherzustellen sind. Voraussetzung für die hypothekarische Sicherstellung des Gläubigers ist unseres Erachtens die Bestellung eines Hausrechts als selbständiges dauerndes Recht unter Aufnahme dieses Rechts als Grundstück in das Grundbuch."

Nach Erörterung der rechtlichen Verhältnisse sagte die Bank weiter: "Die von Herrn Verwalter Iselin angedeuteten Gesichtspunkte für die Höhe der Belehnung von solchen Bauten scheinen uns richtig zu sein, wobei die möglichst lange Dauer der Baurechtsverträge zu stipulieren wäre unter Festsetzung der Amortisation der Hypotheken bis zum Ablauf der Baurechte. Sollte im Sinne der Anregung von Herrn Verwalter Iselin der Staat das Risiko übernehmen, so könnte auf die Stellung von Bürgschaften verzichtet werden.

Aus der Mitte unserer Behörde ist darauf hingewiesen worden, dass sich mit Rücksicht auf die speziell rechtliche und grundbuchtechnische Seite der Baurechtsfrage die Einholung der Meinungsäusserung des Justizdepartements beziehungsweise des Grundbuchamtes durch Sie empfehlen dürfte."

Von da an fand das Postulat längere Zeit keinen guten Boden mehr. Des Basler Grundbuchverwalter, Dr. L. Siegmund, nahm gegen den Vorschlag der Kantonalbank betreffend Schaffung eines Baurechtes mit Baurechtsparzellierung wegen gesetzlichen Bedenken eine ablehnende Haltung ein, ebenso das eigenössische Grundbuchamt in Bern. Mir gefiel die Lösung mit dem Baurecht wegen ihrer Kompliziertheit nicht und es war mir ganz recht, dass sie zu

den geltenden Gesetzen nicht wohl passte. Nicht gefallen aber wollte mir, dass die Grundbuchämter, auf die man doch bei Hypothekengeschäften angewiesen ist und die darin die grösste Erfahrung haben, keinen gangbaren Weg für unseren Fall finden wollten. Anlässlich einer Besprechung stiess ich bei Dr. Siegmund auf ganz bürokratischen Widerstand. Dieser Herr stellte seine Bücher und angestammten Formalitäten höher als reale Werte; was in seinen Rahmen nicht passte, war für ihn nichts, demgemäss sagte er mir: "Was sind Sie eigentlich dort draussen mit Ihren Bauten? nichts!" worauf ich entgegenete: "Ein solides, mit Geleiseanschluss versehenes Gebäude auf dem Dreispitz hat einen grossen Gebrauchswert, der da ist und bleibt, auch wenn die Sache einstweilen hier in die Bücher nicht passt." Gereizt und widerwillig drehte mir Siegmund den Rücken und ich verliess entrüstet darüber da keine Spur von Findigkeit anzutreffen, sein Bureau.

Mittlerweile (im Mai 1914) trat mein Chef, Regierungsrat Speiser, altershalber - er war 69 Jahre alt - vom Staatsdienst zurück und an seine Stelle kam Eugen Wullschleger, Vertreter der Arbeiterpartei, der bis dahin dem Departement des Innern vorstand. Anlässlich seines Abschiedsbesuchs auf dem Dreispitz besprach Herr Speiser mit mir nochmals meine Projekte betr. den Dreispitz und sagte von der Bautenbelehrung, dass sie zweifellos verwirklicht werde. Aber nachher drängte sich beim neuen, zur Ruhe geneigten Departementschef dessen überaus ehrgeiziger Sekretär, Dr. Grüniger, mehr und mehr ins Regiment, der ein Gegner des Postulates war und es überhaupt verstand, auf ausgeklügelte Weise meine guten Arbeiten zu verdunkeln und meine Projekte zu hemmen. Also auch das Finanzdepartement suchte keine Lösung für die wohltätige und feine Neuerung der Belehrung von Bauten auf gemietetem Areal, die geeignet war, anderen grossen Städten des In- und Auslandes in Hinsicht auf die Befruchtung von städtischem Industriegelände ein Vorbild zu sein. Ebenso wenig kam das Notariatsbureau der Dr. Dr. Wieland und Glenck, dem ich noch mit der Zustimmung Speisers das erste Darlehensgesuch einer bei uns niedergelassenen Firma als Schulfall zur Abklärung hatte unterbreiten lassen, zu einem Resultat. Alle Juristen versteiften sich darauf, die Sicherstellung der Darlehen auf dem üblichen Wege der notariellen Behandlung und Eintragung des Pfandrechtes ins Grundbuch zu erreichen, während das Ziel durch eine viel billigere und weniger komplizierte Lösung zu erreichen war, die ich längst im Kopfe hatte, auf die ich vergeblich mündlich aufmerksam gemacht und die auf den nachfolgenden Bestimmungen des schweiz. Zivilgesetzbuches ihren Grund hatte: "Verwendet jemand auf seinem Boden fremdes Material oder eigenes Material auf fremdem Boden, so wird es ein Bestandteil des Grundstückes.

Findet keine Trennung des Materials vom Boden statt, so hat der Grundeigentümer für das Material eine angemessene Entschädigung zu leisten."

Mithin können unsere Mieter die auf dem Dreispitzgelände, an dem wir an Stelle der Chr. Merianschen Stiftung das Eigentumsrecht weder veräussern noch beseitigen, das heisst beim Erlöschen des Mietvertrages sind die Bauten ihrer Verfügung entzogen und es steht ihnen, oder im Falle der Schuldbetreibung oder des Konkurses ihren Gläubigern lediglich eine Forderung für das Baumaterial zu. Damit allein schon war uns für ein etwaiges Darlehen auf einen Bau fast volle Sicherheit gegeben, denn den

Umständen nach könnte es sich bei der Forderung für das zurückgelassene Baumaterial bloss um dessen Abbruchswert handeln, der in der Regel zu gering ist um ein bei unserem Belehnungsgeschäft wesentlich beeinträchtigende Rolle spielen zu können. Mit besonderem Schreibe machte ich Herrn Regierungsrat Wullschleger im September 1914 auf diese Verhältnisse aufmerksam und setzte auseinander, dass es nicht schwer sei, das Sicherstellungsproblem auf den gesagten günstigen Grundlagen vollends zu lösen und dass mir die Erfüllung des Postulats sehr am Herzen läge.

Als ich darauf keine Antwort erhielt, trug ich meine Studienakten zum Vorsteher des Justizdepartements, Reg. Rat C. Chr. Burckhardt, der sich bald mit meinen Entwürfen einverstanden erklärte, indem er mir unter Rückgabe meiner Akten mitteilte, er prüfe, ob nicht im Wege der Forderungspfändung die Aufgabe gelöst werden könne. Leider kam Burckhardt anfangs 1915 auf tragische Weise ums Leben und ich stand dann mit meiner Sache wieder allein da. Es blieb mir nichts anders übrig, als den genauen Modus des Belehnungs- und Verpfändungsverfahrens selber auszuarbeiten, was ich Ende 1916 in Verbindung mit Direktor Steffen von der Basler Kantonalbank tat. Ich fixierte das Geschäft folgendermassen:

"Der Bau- und Gebrauchswert der zu belehnenden Gebäude wird durch die Organe der Kantonalbank geschätzt. Das Finanzdepartement bestimmt auf Grund dieser Schätzung und im Benehmen mit der Dreispitzverwaltung die Höhe der Darlehenssumme, die gewöhnlich den Betrag der halben Erstellungskosten nicht übersteigen soll. Die Kantonalbank gibt das Geld und der Staat beziehungsweise die Dreispitzverwaltung leistet ihr dafür Garantie. Die Aushingabe der Darlehen an den Darlehensnehmer erfolgt durch die Bank gegen gewöhnlichen Schuldschein. Der Zinsfuss ist derjenige, welcher jeweilen für Hypotheken ersten Ranges Geltung hat. Der Darlehensnehmer anerkennt, dass alle auf dem gemieteten Plätze errichteten Gebäude einen Bestandteil des Grundstückes bilden, von denen er während des Bestehens der Schuld keinerlei Material wegnehmen darf; er verpfändet dem Finanzdepartement die ihm für das Baumaterial zustehende Forderung für so lange, als das Darlehen nebst Zinsen nicht voll zurückbezahlt ist. Der Darlehensnehmer muss jedes Jahr eine bestimmte Summe zurückbezahlen, damit vor Ablauf des Mietvertrags die Schuld getilgt ist. Er muss ferner die belehnten Gebäude in unvermindertem Gebrauchswert erhalten und sie im Benehmen mit der Dreispitzverwaltung gegen Feuerschaden versichern. Wenn der Darlehensnehmer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, so hat das Finanzdepartement das Recht, den Mietvertrag ohne Kündigung aufzuheben und die Liquidation der Gebäude durch Betreibung auf Pfandverwertung durchzuführen. Das ganze Geschäft wird mit dem Darlehensnehmer durch einfachen schriftlichen Vertrag als Nachtrag zum Mietvertrag geordnet."

Mit Eingabe vom 11. Januar 1917 legte ich die spruchreife, in fertigen Entwürfen genau gefasste Arbeit Herrn Regierungsrat Wullschleger vor, indem ich dazu unter anderem folgendes schrieb:

"Die Kantonalbank teilt mit uns die Meinung, dass die positive Lösung der Belehnungsfrage für das Dreispitzgebiet sowohl vom Standpunkt der öffentlichen Verwaltung, als von demjenigen der Handels- und Gewerbestandes aus durchaus notwendig geworden ist. Wie beziehen uns auf unsere Darlegungen vom 9. August 1912 und 10. Juli 1913. Nirgendwo findet sich ein schönerer und geeigneteres Gelände als der Dreispitz, wo jedem Geschäft der Gelei-

seanschluss errichtet werden kann, wie er ihm beliebt, wo den mannigfaltigsten Betriebsarten ein Stätte bereitet werden kann, wo Auswahl ist in Bezug auf Form und Lage der Plätze und wo sich die Platznehmer um die anderorts oft sehr schwierigen Geleise- und Geleisebetriebsfragen gar nicht zu kümmern brauchen. Da wäre es jammerschade und der Stadt Basel unwürdig, diese schön gelegene, ideale und am Basler Hauptbahnhof einzige Anlage zum Verharren im Barakenkleide zu verurteilen, die guten Bauten, welche die Belehnung nötig haben, auszuschliessen und dann zuzuschauen, wie sich die schönen Etablissements auswärts, wie zum Beispiel jetzt mehrfach an der Station Pratteln niederlassen und sich das mit denselben verbundene Leben in Bau- Handel- Gewerbe- und Geldverkehr anderorts vollzieht.

Einig ist ferner die Kantonalbank mit uns in der Auffassung, dass mit unserem Vorschlag, Bauten auf dem Dreispitz maximal mit 50 % (Hälfte) der Bausumme zu belehnen, ein vernünftiges Mass getroffen ist. Wenn Einer an einen Bau die halben Kosten aus der eigenen Tasche hergeben muss, ist er genügend interessiert, das mit dem Bau verknüpfte Geschäft aufrecht zu erhalten. Kommt es aber dennoch zum Falliment, so läuft anderseits der Darlehensgeber kein grosses Risiko.

Wir finden es richtig, dass das Risiko der Belehnungen von uns, der Dreispitzverwaltung, übernommen wird. Wenn ein belehntes Geschäft falliert, so sind die betreffenden Gebäulichkeiten samt dem zugehörigen Platz ganz in unsere Hand gegeben. Darum liegt auch die Aufgabe bei uns, die Objekte raschestens wieder an den Mann zu bringen. Wir können das Risiko der Belehnung in dem beantragten Masse ohne Sorgen übernehmen, denn wir rechnen dabei gar nicht mit Verlusten, jedenfalls nicht mit solchen, die für uns in Betracht fallen. Wir haben schon früher ein Rechnungsbeispiel angeführt und geben hier ein weiteres. Angenommen, es falliert ein Geschäft, dessen Gebäude 60'000 Franken gekostet hat und das wir mit 30'000 Franken belehnt haben. Bei einer Mietvertragsdauer von 40 Jahren würden wir Tilgung der Schuld in 30 Jahren, also eine jährliche Abzahlung von 1000 Franken gefordert haben und blieben im Falle des Konkurses im ersten Jahre mit 30'000 Fr. und im Konkurs nach 15-jähriger Vertragsdauer mit 15'000 Fr. engagiert. In beiden Fällen würden wir, wenn uns das Objekt zur pfandversicherten Summe zufallen müsste, zuerst daran denken, einen kleinen Gewinn zu erzielen. Dass ein solcher da näher läge, als ein Verlust, ergibt sich aus der Betrachtung des Gebäudewertes und ferner aus der Erwägung, dass Plätze und Gebäude mit Geleiseanschluss auf Stadtgebiet nicht wohlfeiler, sondern mit Sicherheit gesuchter werden. Von den Geschäften, die sich in der ersten Periode bei uns niedergelassen haben, steht nur noch ein einziger (die eidgenössische Telegraphenverwaltung) auf dem ursprünglichen Platzumfang. Alle prosperierenden Etablissements brauchen mit der Zeit mehr Platz. So liegt bei uns neuerdings wieder mehrfach der Fall vor, dass ein Mieter den Nachbarn herauswünscht, um dessen Platz dem seingigen angliedern zu können; manchem Mieter wäre darum das Falliment des Nachbarn ganz recht. Was den Gebrauchswert herwärtiger Gebäude anbelangt, erinnern wir daran, dass zum Beispiel die Firma Kox Kohlenimport A.G. ihrem Nachbarn J. Thüring für dessen Lagerhalle, die seinerzeit 30'000 Fr. gekostet hat, bis zu 58'000 Fr. geboten, jene mit dem Mietplatz aber bis jetzt nicht erhalten

hat. Der seltene Fall eines Falliments könnte uns schwerlich etwas anhaben, zumal uns noch das Mittel zur Verfügung stände, einem Liebhaber des betreffenden Objektes dessen Uebernahme wiederum durch Gewährung eines Darlehens zu erleichtern.

Die Schätzung der zu belehnenden Bauten würde eine doppelte sein, wie wie in unserem Bericht von 10. Juli 1913 dargelegt haben. Die Kantonalbank übernehme die Schätzung der Erstellungskosten und wir würden Ihnen jeweilen über den allgemeinen Gebrauchswert der Gebäulichkeiten Bericht erstatten.

Der zweite Vertrag ordnet die Verhältnisse mit dem Mieter hinsichtlich der Darlehenshingabe und Sicherstellung. Gemäss Artikel 900 des Zivilgesetzes genügt für die Forderungsverpfändung die einfache Vertragsform.

Was wir in der ganzen Angelegenheit mit der Kantonalbank besprochen und vorgearbeitet haben, schafft für Sie selbstverständlich keinerlei Verpflichtung, sondern ist lediglich dazu bestimmt, Ihnen orientierend zu dienen.

Da in Basel verhältnismässig viel Land in öffentlichem Besitz ist und da besonders alles dem diesseitigen Unternehmen im Dreispitz- und Ruchfeldgebiet zur Verfügung gestellte Land restlos öffentlicher Besitz ist, der laut Testament nicht verkauft werden soll, fühlt sich der Unterzeichnete zur Initiative in der Belehnungsfrage verpflichtet. Die Erfüllung dieses Postulates würde uns nur ein geringes Risiko bringen, anderseits aber uns und der Oeffentlichkeit bedeutenden Nutzen spenden: Der Gebrauchswert unserer Anlage würde wesentlich erhöht, die Niederlassungen und damit unsere für die Stadt günstigen Erträge würden sich mehren, das Aussehen der Anlage besserte sich nach und nach, dem Handel und der Industrie würde die Niederlassung an unseren Geleisen und auf Basler Boden bedeutend erleichtert, wovon kein geringer allgemeiner Nutzen ausginge, die vermehrte Frequenz unseres Geländes würde noch besser als bisher den enormen Bodenpreisen gegenüber preisregulierend wirken und schliesslich würde die gedachte Belehnung noch den ideellen Wert ihrer Vorbildlichkeit in sich tragen.

Wir haben die beantragte Institution gründlich durchdacht und sind überzeugt, dass sie, wie alles, was wir in unserem Geschäftskreise Wichtiges und Dauerndes angeregt haben, halten wird. In letzter Zeit sind mehrere gute Niederlassungen bei uns an der Unmöglichkeit der Bautenbelehnung gescheitert. Darum und weil es offenbar richtig ist, sich auf das Kriegsende besser zu rüsten, scheint uns die erneuerte Vorlage auch ziemlich wohl angebracht. Heute sind wir in der Lage, der Oeffentlichkeit die Bautenbelehnung von innen als freie Gabe zu bieten. Würden wir warten, bis der Schaden aus dem Mangel jedermann offensichtlich wäre und die Einführung der Institution von aussen gefordert würde, hätte die öffentliche Verwaltung daran kein Verdienst mehr."

Mehr konnte ich an der Sache kaum stossen, allein ich erhielt darauf nicht einmal eine Antwort; Dr. Grüniger brachte es fertig, diese Akten wie die früheren einfach beiseite zu legen und sie damit der näheren Aufmerksamkeit des Departementchefs zu entziehen.

Anlässlich eines neuen Niederlassungs- und Darlehensgesuches wurde ich im Jahre 1917 (im Oktober) nochmals beim Finanzdepartement schriftlich vorstellig, mit dem Antrage, dem Gesuch zu

entsprechen. Ich erhielt darauf einen von Dr. Gründiger verfassten und von Regierungsrat Wullschleger unterzeichneten ablehnenden Bescheid. Es stand darin zu lesen: "dass für das Dreispitzareal die Banken die Belehnung vornehmen würden gegen Garantieleistung des Staates, ist naturgemäss nicht zweifelhaft, kommt aber im Effekt einer Eigenbelehnung durch den Staat gleich und könnte daher erst in zweiter Linie in Betracht fallen.

Die grundsätzliche und infolge der Einführung des Erbpacht- und Baurechtsverhältnisse durch das Zivilgesetzbuch für alle Hypothekarinstitute entstehende Frage wird zunächst eine Lösung erfahren müssen.

Jedenfalls erscheint uns unzweckmässig, nun in einem Einzelfalle der grundsätzlichen Lösung vorzugreifen und eine Ausnahme zu begründen, die für die öffentliche Verwaltung schwerwiegende Konsequenzen haben und die spätere Ordnung erschweren könnte."

Demgemäss musste ich das Darlehensgesuch des Geschäftsmannes, mit dem ich verhandelt hatte, abweisen. Auch gab ich der Kantonalbank von dem kläglichen Resultat meiner weiteren eifrigen Bemühungen Kenntnis indem ich schrieb, dass ich mir die gefürchteten schwerwiegenden Konsequenzen für die öffentliche Verwaltung nicht ausdenken und das Postulat mit Rücksicht auf seine Güte und zwingende Notwendigkeit nicht fallen lassen könne. Ich schlug deshalb vor, letzteres, um es doch durchzubringen, gemeinsam auf der Basis wieder aufzunehmen, dass sich die Bank mit der Dreispitzverwaltung in das Risiko der Belehnung teile. Da kam es dem abgewiesenen Geschäftsmann, namens Schaffhauser, in den Sinn, sich persönlich bei Reg. Rat Wullschleger über die Abweisung seines Gesuches und die Ungefälligkeit des Staates gegenüber der platzbedürftigen Geschäftswelt energisch zu beschweren. Das half. Wullschleger liess gleich darauf Kantonalbankdirektor Steffen zu sich kommen, der ihn in Begleitung seines juristischen Beraters davon überzeugte, dass das von mir vorgeschlagene Verfahren ausreichende Sicherheit bot und durchaus zu empfehlen sei. In wenigen Tagen bewirkte Wullschleger dann einen Regierungsbeschluss, wonach das erste Darlehen, das sich bei Vollendung des Baues Schaffhauser auf 35'000 Franken belief, auf alleiniges Risiko der Dreispitzverwaltung zugesagt werden konnte.

Nachdem in der Folge bereits einige Belehnungen stattgefunden hatten, unterzog der neue Vorsteher des Justizdepartements Reg. Rat Dr. A. Im Hof die ganze Belehnungsfrage einer einlässlichen Untersuchung, deren Resultat er am 20. Juni 1918 in folgenden Worten zusammenfasste:

"Wir halten die Schaffung des Baurechts mit Parzellierung des Dreispitzareals nicht für eine glückliche Lösung. Dagegen scheint die bereits gegenüber einigen Mietern gewählte Lösung allen beruflichen Bedürfnissen zu genügen. Der Staat hat ein Interesse daran, die Benützung der Lagerplätze zu erleichtern, daraus ergibt sich die Berechtigung, die Bürgschaft zu Gunsten von Pächtern in den Geschäftskreis der Dreispitzverwaltung einzubeziehen. Man könnte sich sogar fragen, ob nicht die Dreispitzverwaltung selbst die Lagerhausbauten belehnen sollte."

Das Belehnungsverfahren wirkt nun für alle Teile so befruchtend und funktioniert so einfach und leicht, als wäre es die selbstverständlichste Sache von der Welt und man kann kaum glau-

ben, dass es mehr als fünf Jahre der schwersten Bemühungen bedurfte um es einzuführen. Anfangs 1918 erreichte ich von Regierungsrat Wullschleger noch die Zustimmung zur Bewilligung von Wohnungsbauten für Platzmeister der Mieter auf solchen Plätzen, welche an öffentlichen Strassen liegen, womit ein weiteres Moment zur Erhöhung des Gebrauchswertes der Plätze und Verbesserung der Bauten geschaffen war. Diese Neuerung, der schon 1910 eingeführte ermässigte Mietzins, die gleichzeitige Schaffung einer langen, eigentlich gar nicht absehbaren Pachtdauer, die gründliche und praktische Regelung des Eisenbahnbetriebs sowie meine oekonomische Bebauung und Bewirtschaftung verleihen dem Dreispitzunternehmen den von mir gewollten gemeinnützigen und vorbildlichen Charakter und sichern ihm eine gute Zukunft. Das im Betrieb befindliche Dreispitzareal umfasst schon jetzt (anfangs 1919) mehr als 180'000 Quadratmeter und der Eisenbahnverkehr ist beträchtlich, belief er sich doch im Jahr 1916 (wo er allerdings ungewöhnlich stark war) auf 342'000 Tonnen, gleich dem ungefähren Jahresverkehr des Bahnhofes Bern. Ich komme vielleicht später dazu, die Geschichte der Gründung und Entwicklung des Dreispitzunternehmens, das ich am 1. April 1901 als ganz primitives Wesen in Gang gesetzt habe, zusammenhängend niederzuschreiben.

Februar 1919

In den folgenden Zeilen will ich mein Glaubensbekenntnis niederlegen und anschliessend daran auch einiges über meine Lebensauffassung im weiteren Sinne sagen.

Das Jahr 1911 brachte in Basel die Trennung der Kirche vom Staat. Bis dahin stand die Verwaltung der protestantischen (reformierten) Kirche in Basel in der Hand des Staates. Aus den allgemeinen Steuern bezahlte dieser die protestantischen Geistlichen und den Unterhalt der protestantischen Kirchen. Die katholische Kirche, die sich dem Staate nicht unterordnete, musste das Geld für ihre Bedürfnisse durch eine Extrasteuer bei der katholischen Bevölkerung erheben. Während Basel früher eine fast rein protestantische Stadt war, war nun die katholische Bevölkerung schon auf etwa 40'000 Seelen angewachsen. In dieser Weise erstarkt, verlangte die letztere die Trennung der Kirche vom Staat, damit die protestantische Kirche nicht mehr aus den Steuern der Allgemeinheit und damit auf Kosten der Katholiken in Basel leben konnte. Der gewesene Vorsteher des Justizdepartements, C. Chr. Burckhardt-Schatzmann nahm das gerechte Verlangen auf, arbeitete die nötigen Gesetzesvorlagen aus und brachte die Trennung durch Volksabstimmung zur Durchführung. Damit war die protestantische Kirche ebenfalls auf eigene Füße gestellt und genötigt bei ihren Angehörigen eine Kirchensteuer zu erheben.

Selbstverständlich war die Trennung nicht bloss eine Verwaltungsmassnahme, sondern auch ein Stück Reformation. Indem der Staat die Kirche von sich abstreifte, erklärte er die Religion als Privatsache und stellte sich damit allen den verschiedenen Religionsgemeinschaften gegenüber auf einen freien unabhängigen Boden.

Es ist zwar gar nicht gewiss, dass die völlige Unabhängigkeit der Kirchen vom Staat auf die Dauer gut ist, weil die Kirchen, jede für sich, in der Freiheit vermutlich rühriger werden, in der Folge mehr Uneinigkeit säen und im Volke die Gegensätze wieder vertiefend, denn über die Menge haben die Priester mehr Macht als die Wissenschaft, mag diese noch so hoch stehen. Aber etwas Gerechteres und Besseres, als die Trennung von Kirche und Staat, weiss ich auch nicht und damals machte ich es ebenso wie der Staat, indem ich mich von der Kirche völlig lossagte. Im Dezember 1911 schrieb ich der Vorsteherschaft der reformierten Kirche in Basel: "Hiemit erkläre ich für mich, meine Frau und Kinder den Austritt aus der Kirche. Wir haben monistische Lebensauffassung; da diese den kirchlichen Lehren entgegengesetzt ist, können wir, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht halb hier halb dort stehen, wir sehen uns daher zum Austritt aus der Kirche genötigt." Ich trat darauf dem Monistenbund in Basel bei, einer kleinen Vereinigung von Freidenkern, die damals kaum 20 Mitglieder zählte und seither nicht viel grösser geworden ist.

Mein Entschluss, der Kirche und dem lieben Gott den Abschied zu geben, war die Folge frühzeitiger Beobachtung der Natur und späterem Studium der Werke bedeutender Forscher und Denker.

Auch ich war in christlichem Glauben erzogen worden. Meine Mutter, die ich leider schon im fünften Lebensalter verlor, war eine gottesfürchtige Frau gewesen und hatte uns (ihre Kinder) beten gelernt und dazu erzogen und verhalten, bei Tisch und beim Zubettegehen zu beten, an dieser Uebung hielt auch der Vater nach ihrem Tode fest.

Den weiteren Religionsunterricht empfang ich von Pfarrer Straumann, dann von Pfarrer Marti in Muttenz in den Religionsstunden, die im Schulhaus neben der Kirche abgehalten wurden, ferner in der sogenannten Kinderlehre jeden Sonntag Nachmittag in der Kirche selbst. Als ich nach Basel in die Schule ging hatte ich auch hier noch Religionsunterricht, zuerst von Pfarrer La Roche im Schulhaus zur Mücke, später vom alten Pfarrer Sartorius im Pfarrhaus zu St. Elisabethen. Letzterer klopfte mir einmal, als die Reihe, das Schlussgebet zu sprechen, an mir gewesen war, freundlich auf die Schulter mit den Worten: "Von dem wilden Iselin hätte ich nicht erwartet, dass er so schön das Vaterunser beten könnte." Den Konfirmationsunterricht empfang ich von Pasteur Leyvraz im Schulhaus zu Seigneux und in der Kirche zu Dompierre (Vaud). Im Verein mit den wenig zahlreichen Konfirmanden der Dörfchen Seigneux, Cerniaz, Villars-Bramard, Dompierre und Prévonnoloup legte ich zu Ostern 1891 in der besagten Kirche mit lauter Stimme (am deutlichsten von allen, wie die Anwesenden von Seigneux damals sagten) vor der Kirchengemeinde das auswendig gelernte Bekenntnis ab:

"Ich erkläre öffentlich und feierlich, dass ich freiwillig die Taufe annehme, durch welche ich seit meiner Jugend Gott gewidmet bin. Ich bin so sehr von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt, dass ich bereit bin, daran festzuhalten und eher alles zu leiden, als von dessen Bekenntnis abzufallen. Ich habe mich geprüft und habe den ernstesten Willen, die Sünde zu meiden, Gott zu lieben und mein Betragen nach seinen Geboten zu richten. Ich verspreche, mich des Gebetes zu befleißigen, mit Aufmerksamkeit das Wort Gottes zu lesen und unablässig die heiligen Versammlungen zu besuchen. Ich verspreche ferner, im Bekenntnis der christlichen Religion zu leben und zu sterben, zu glauben an Gott unseren Schöpfer und Vater, an Jesum, der uns mit seinem Blute erlöst hat, und an den heiligen Geist, dessen mächtigen Beistand wir erfliehen."

Also ist mir, wie fast allen Kindern der Kulturstaaten, der Glaube an den persönlichen, allessehenden, liebenden Gott, sowie der Glaube an Jesum und seine Wundertaten an das Evangelium, an die Unsterblichkeit der Seele, an den Himmel, an den heiligen Geist, undsoweiter ausschliesslich durch die Mittel der Suggestion beigebracht worden; in der Religionsstunde und Kirche sagte man mir, so und so ist es und wie konnte ich daran zweifeln, wenn die Glaubenslehre vom Pfarrer, der der geachtteste Mann im Dorfe ist, der über das würdigste Gebäude (Kirche) der Gemeinde verfügt und zu dessen Predigten man mit allen Glocken läutet, erteilt wird und wenn die Eltern zum vorneherein zu der Sache stehen? An der biblischen Geschichte fand ich Gefallen, ich lernte sie geläufig und die Leidensgeschichte Jesu ging mit sehr zu Herzen. Dagegen waren mir die Predigten für die Erwachsenen in der Kirche meist wenig verständlich und darum langweilig, oft fast nicht zum Aushalten und ich muss gestehen, dass ich mich nirgenwo so gelangweilt habe, wie im Jünglingsalter in der Kirche zu Muttenz, die äusserlich vielleicht die interessanteste Dorfkirche der Schweiz ist.

Dass einem in der Jugend eine Religionslehre eingepaukt wird, ginge schliesslich noch an, dass man aber dann anlässlich der Confirmation, nämlich noch im Knabenalter, zur feierlichen Ablegung eines Glaubensbekenntnisses und Gelübdes nach vorstehen-

dem Muster über gänzlich unverständliche Dinge verhalten wird, ist ein starkes Stück.

Als ich konfirmiert wurde, war ich 16 Jahre alt. Schon drei Jahre später fand ich, dass die Grundanschauung der Kirche, der Körper und die Seele des Menschen seien zwei voneinander trennbare Wesen und der Seele sei nach dem Tode des Körpers Unsterblichkeit im Himmel oder in der Hölle verliehen, nicht richtig sein könne. Ich erinnere mich gut, wie ich die Sache damals, eines Sonntags, von Hinterwartenberg heimspazierend mit meinem Jugendkameraden an Hand eines Beispiels besprach: Ein Mann wurde vom Blitze niedergeschlagen. Durch den Schlag stand sein Herz still und er war wie tod. Zufällig war ein kundiger Mann zur Stelle, der durch zweckmässige Bewegungen der Glieder des Gefallenen dessen Herztätigkeit wieder in Gang brachte, worauf das Leben langsam zurückkehrte. Wo war nun, fragte ich, die Seele von dem Moment, wo das Herz stillstand bis zum Wiedererwachen des Lebens? Ohne Hülfe war der Mann sicher tod, denn mit dem Stillstand des Herzens begann die Erstarrung des Blutes und die Seele hatte keinen Grund mehr zum bleiben. War sie mit dem Leben entflohen und nachher beim Wiederbeginn des Herztätigkeit zurückgekehrt? Ich betrachte es als sicher, sagte ich, dass Körper und Geist unlöslich mit einander verbunden sind und dass mit dem Tode eines Menschen auch dessen Geist erlischt.

Von der Abhängigkeit des Geistes vom Körper und materiellen Dingen gewährte ich in meiner Verwandtschaft noch ein sprechendes Beispiel: Eine Tante hatte einen notorischen Schnapssäufer, namens Balsiger Theodor, zum Manne gehabt. Dieser hatte sich fortwährend mit Schnaps (Branntwein) betrunken und sich schliesslich, ganz heruntergekommen, auf dem Estrich erhängt. (Ich war zu dieser Zeit etwa 8 Jahre alt gewesen und hatte bei Balsigers Hausmeister jeden Abend für uns die Milch holen müssen und jedesmal beim Betreten des Hauses bei Dunkelheit eine tiefe Angst ausgestanden aus Furcht, der Erhängte laufe mir nach.) Balsiger hinterliess 6 Kinder. Die zwei älteren waren normal, mit dem Unterschied jedoch, dass das zweite schon einen weniger guten Kopf hatte als das erste, das dritte von defektem Geiste mit mühsamer Sprache, das fünfte noch kleiner und geistig noch tiefer stehend und das sechste endlich mehr Tier als Mensch. Vater und Mutter waren von Haus aus gesund, also hatte der Vater mit zunehmendem Schnapstrinken nicht allein seinen Geist, sondern auch seinen Samen und damit auch den Geist seiner Kinder verdorben. Dieses Beispiel bestärkte mich im Glauben, dass der Geist des Menschen, da er durch Einnehmen von Schnaps in den Magen und in die Blutgefässe zu Grunde gerichtet werden kann, unmöglich ein vom Körper trennbares, mit überirdischer Bestimmung begabtes Wesen sein könne.

Weiterhin fiel mit im Jünglingsalter die enge Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier speziell an unserem Spitzerhund Netty, von dem ich bereits erzählt habe, auf. Der Ausdruck von Freude und Schmerz an Netty, seine leuchtenden Augen, wie er meine Worte und Mienen verstand, wie er mich beharrlich suchte und fand, wo er mich vermutete, kurz, aus einer Reihe von Momenten erkannte ich, dass das Tier verhältnismässig viel Geist und Verstand besass und punkto Fähigkeit zu Freundschaft von keinem Menschen übertroffen wurde.

Indessen grübelte ich der Berechtigung des religiösen Glau-

bens nicht sehr nach, bis mich mein Wissensdrang dazu führte (in der Zeit um 1906, am Anfang meines Ehestandes) die "Kritik der reinen Vernunft" von Immanuel Kant von Königberg zu studieren. Mit heissem Bemühen vertiefte ich mich in das für einen jungen Betriebstechniker schwer fassliche, langatmige Werk des grossen Denkers, in dem viel von den Fragen über die Freiheit des Willens die Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes die Rede ist. Kant hat zwar zwei Seelen gehabt; im rüstigen Mannesalter eine tapfere, die den Glauben an Gott und Götter sowie an die religiösen Dogmen verwarf, dagegen im Alter und schwächlich gewordenem Körper (nachdem in Preussen der grosse Friedrich, der Schützer der Glaubensfreiheit gestorben war) eine ängstliche, die wieder dem Glauben an Gott und übernatürliche Dinge verfiel. Von der Kritik der reinen Vernunft las ich sowohl den Text aus den guten Mannesjahren, als den abgeänderten aus dem Alter Kants. Ich hatte aber weder Musse noch Lust, mir an den Widersprüchen und Verschleierungen den Kopf zu zerbrechen. Meinem Gehirn prägten sich folgende Aeusserungen Kants ein:

"Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen, dass ein Wesen (Gott), welches wir uns als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, ausser mir ist nichts, ohne das, was bloss durch meinen Willen etwas ist: aber woher bin ich denn? Hier sinkt alles unter uns, und die grösste Vollkommenheit, wie kleinste, schwebt ohne Haltung bloss vor der spekulativen Vernunft, der es nichts kostet, die eine sowie die andere ohne das mindeste Hindernis verschwinden zu lassen."

"Die Zufälligkeit der Zeugungen, die bei Menschen, sowie beim vernunftlosen Geschöpfe, von der Gelegenheit, überdem aber oft auch von Unterhalte, von der Regierung, deren Launen und Einfällen, oft sogar vom Laster abhängt, macht eine grosse Schwierigkeit wider die Meinung der auf Ewigkeiten sich erstreckenden Fortdauer eines Geschöpfes, dessen Leben unter so unerheblichen und unserer Freiheit so ganz und gar überlassenen Umständen zuerst angefangen hat."

"Zwar wird freilich niemand sich rühmen können: er wisse, dass ein Gott und dass ein künftiges Leben sei: denn wenn er das weiss, so ist er gerade der Mann, den ich längst gesucht habe."

Von Kant kam ich auf den grossen englischen Naturprofessor Charles Darwin, geboren 1809, und studierte dessen Werk "Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein." Während nicht allein gewöhnliche Leute, sondern auch die grosse Mehrheit der Naturforscher der Meinung waren, die vielen Arten von Tieren (Mensch inbegriffen) und Pflanzen seien unwandelbare Geschöpfe, und so wie sie jetzt sind, von Gott erschaffen worden, lehrt Darwin überzeugend, dass dem nicht so ist, sondern dass alle Arten veränderlich sind, sich aus primitiven Urformen zu den heutigen Wesen entwickelt haben und sich weiter entwickeln.

Zunächst zeigt Darwin die Abänderung im Zustand der Domestikation. Es sagt unter anderem: "Nichts ist leichter, als ein Tier zu zähmen, aber nur wenige Dinge sind schwieriger, als es in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu veranlassen, selbst dort, wo Männchen und Weibchen gepaart werden. Wie viele Tiere gibt es nicht, die sich nicht fortpflanzen wollen, obgleich sie in ihrer Heimat in nicht sehr enger Gefangenschaft leben!

Viele gezüchtete Pflanzen gedeihen in voller Kraft und doch setzen sie selten oder fast nie Samen an! Um zu zeigen, wie eigenartig die Gesetze sind, welche die Fortpflanzung der Tiere in der Gefangenschaft bestimmen, sei angeführt, dass fleischfressende Säugetiere, selbst der Tropengegend, sich bei uns leicht fortpflanzen, die Sohlengänger, d.h. die Familien der Bären, gewöhnlich ausgenommen: während fleischfressende Vögel nur in den seltensten Ausnahmefällen, fast niemals, fruchtbare Eier legen."

"Bei den Tieren zeigt sich der vermehrte oder verminderte Gebrauch einzelner Teile von markantem Einfluss. So fand ich bei der Hausente, dass im Verhältnis zum ganzen Skelett die Flügelknochen leichter und die Beinknochen schwerer sind, als bei der Wildente; und die Veränderung ist sicherlich dem Umstande zuzuschreiben, dass die Hausente weniger fliegt und mehr geht, als ihre wilde Schwester. Die stärkere erbliche Entwicklung der Euter bei Kühen und Ziegen in Gegenden, wo sie regelmässig gemolken werden, im Vergleich zu den betreffenden Organen in Gegenden, wo es nicht geschieht, ist vielleicht ein Beispiel dessen. Nicht eines unserer häuslichen Säugetiere kann namhaft gemacht werden, das nicht in irgend einer Gegend hängende Ohren hätte. An die Ansicht, die geäußert wurde, dass dieses Ohrenhängen vom Nichtgebrauch der Ohrmuskeln herrühre, indem die Tiere nur selten beunruhigt werden, dünkt wahrscheinlich."

Weiter zeigt Darwin die Entwicklung und Aenderung der Lebewesen im Kampf ums Dasein und durch die natürliche und künstliche Zuchtwahl. Jedermann kann in der Natur selber Beispiele davon sehen und sich weitere ausdenken. Wenn heute Leute aus dem Baselbiet zu den Eskimo nach Grönland auswanderten, so müssten sie sich, sofern sie dort am Leben bleiben wollten, den dortigen Verhältnissen des Klimas, der Ernährung, Wohnung und Betätigung anpassen. Ich bin überzeugt, dass ihre Nachkommen nach tausend Jahren, wenn es solche gäbe, den Baselbietern nicht mehr ähnlich wären, dass sich also die Art dieser Menschen im Kampf ums Dasein stark verändern würden. Würde man auf eine Insel; wo es Raubvögel hat, weisse Kaninchen verpflanzen, so würden diese, weil man sie zu gut sähe, vom Raubwild arg verfolgt werden. Da aber die Jungen nicht alle gleichfarbig ausfallen, also von weissen Alten auch etwa dunklere, sagen wir graue Junge geboren werden, so würden die grauen Nachkommen, weil weniger gut sichtbar, offenbar die weissen überleben und sich besser fortpflanzen, so dass vielleicht nach verhältnismässig kurzer Zeit fast keine weissen Kaninchen mehr vorhanden wären. Auf abgelegenen Inseln im Meere, wo Raubwild nicht existiert, gibt es Vögel, die nicht fliegen, sondern bloss flattern können, und man ist zur Annahme berechtigt, dass diese Vögel aus Mangel an Verfolgung das Fliegen verlernt haben. Wenn irgendwo eine Raubtiergattung derart überhand nimmt, dass das Futter zu fehlen beginnt, kann sie sich nur dann noch weiter vermehren, wenn ihre Nachkommen sich verändern, das heisst auf neue Art Nahrung suchen, sei es im Wasser oder an Sträuchern, Bäumen etc. und ihren Raubtiercharakter ganz aufgeben. Falls man von zwei gleichen Kirschbäumen den einen ins freie Feld und den anderen in einen Wald pflanzt, so werden sie in der Struktur einander bald nicht mehr ähnlich sein: derjenige im Feld wird in die Breite wachsen und von weitem als Kirschbaum kenntlich sein, während der andere im Wald notgedrungen mit den übrigen Bäumen in die Höhe geht und nur zuoberst ein Krone erhält, so dass er für den, der ihn unten an der Rinde

nicht kennt, als gewöhnlichen Waldbaum erscheint. Eine in fettem Boden kultivierte Kohlpflanze wird anders aussehen als eine solche die auf magerem, dürrer Boden spriesst.

(Febr. 1921)